Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

Jahrgang – Nr. 44

Sonntag, 1. November 1936

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der Sonntag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Gang zu den TOTEN

Wie werden doch die irdischen Dinge mit ihrer Kraft und Schönheit vor der ungemmten Prüfung des scheidenden Jahres so ftig und wie müssen wir doch in diesen Ta- in den fragenden Himmelsraum hinaus- hauen, da uns das Scheiden und Meiden d das irdische Vergehen so hart vor Augen rückt wird? Fragend fährt der Wind mit rbstlicher Kühle vom Ungemessenen ins Unmessene und mit dieser Frage werden die immen unserer Ahnen laut und wir spü- n, daß sie uns nah sind und doch von uns schieden. Und wenn am Allerseelentag oder stillen Totensonntag die Väter und ütter, Witwen und Waisen, Söhne und chter an die Gräber ihrer Sippen gehen, da in der Hut der Kirchen geborgen lie- n, dann geben sie Zeugnis, daß sie im Unmessenen um die Seelen wissen, die da im deren Leben weilen. Ja wir alle gehören sammen: sie, die mit ihrem sterblichen Teil harten dunklen Bett liegen oder gar schon ber wohltätige Erde geworden sind; und r, die mit dem letzten Schmuck des Jahres mit Laubkränzen und späten herben Blun — die harrende Erde bedecken und Lichr vor den Grabkreuzen anzünden, um an ere gemeinsame Kreuzträgerschaft zu mahn. Die innigste bluthafte Verbundenheit rd mit dieser über den Tod hinaus bewahrn Treue und Kameradschaft offenbar. Ja r Gang zu unseren Toten geschieht in der ewißheit einer irdischen Geistesgemeinschaft, e auch für den heimatlichen Hort fruchtbar d segensreich wirkt; einer Geistesgemeinaft, die geläutert und licht, und auch in anchen Gliedern noch büßend und harrend Volk und Heimat gehört und unsere Mutsprache redet.

*

Wenn nun mit der naturhaften Not und drängnis der herbstlichen Scheidezeit, die s Leben braucht, damit es seine herzhaften elengründigen Kräfte prüfen kann, der turm mit allem Vergänglichen sein fragens Spiel treibt, dann erhebt eine schicksalwangere und an Opfern reiche Erinnerung te Schwingen und bekräftigt unser Wissen die Seelenkameradschaft. Der Weltrieg ists und seine furchtbare Größe, — r uns Väter und Brüder nahm. Im Ansicht dieser Opfer für Volk und Vaterland treten wir den großen Friedhof der Gefalnen, der nicht nur draußen ist an den Fronn des Reiches, sondern überall, wo unseren nen ein Denkmal errichtet wurde und wo Lebende mit den Gefallenen in Gebet d treuem Gedächtnis verbinden. Und überwo dieses Gedächtnis lebendig wird, da es, als gäben unsere Väter und Brüder n Zeichen, wie sie es einstmals taten, da draußen an den Fronten hingemäht wurn. Ja wir, die wirs erfahren haben, wie st plötzlich ein Bild von der Wand fiel, lches immer fest war, irgend eine Unruhe ut wurde, von der wir uns keine Rechenaft geben konnten, oder ein kurzes drangles Klopfen begann, das eine Hand tat, e bereits der Erde gehörte: wir erkennen, ß die Gefallenen uns auch heute gute Zeien geben.

Gerade an diesen Tagen, wo wir — Volk mit seelischer Glut die Brücken zum Ewin stärker gestalten — an unseren Feiergen des Toten — und Seelengedächtnisses da spüren wir diese Zeichen mit größerer stimmtheit wie zu anderer Zeit. Wenn an len auserlesenen Tagen ein Bauer zu em Kreuzlein kommt, das er auf dem heimlichen Friedhof für seinen gefallenen und fremder Erde ruhenden Sohn in die Kirchrde gesteckt hat oder eine Gemeinde sich n gemeinsamen Denkzeichen für ihre Helnlohne trifft, da begegnen sich Lebende und Tote zu ernster forschender Gemeinschaft.

*

Vor ihr in die Erde gebettet und doch aus ihr sichtlich erhoben lagert das Münchener Kriegerdenkmal. Eine Burg der Gefallenen, die sich mit deutscher Zuversicht aus einer von Mauern umhegten Vierung einem weiten Vorhof zur Burg — tapfer erhebt. Hier an den Vierungsmauern stehen die Namen der 13 700 Münchener Söhne eingemeißelt, die an allen Fronten des Reiches ihr Leben geopfert haben. Schlicht und einfach stehen sie neben- und übereinander und wir lesen viel vertraute Namen, denen wir auch im Leben immer wieder begegnen. Inmitten dieser schier unermeßlichen Versammlung der Helden ragen im Kerne des Denkmalhofes zwölf scharfbehauene Blöcke auf, die einen riesigen Steinblock gemeinsam tragen. Unterhalb dieser getragenen Last — gleich einem auszuhaltenden Schicksal — liegt noch tiefer in die Erde gesenkt die steinerne Gestalt eines Frontkämpfers. Gewehr bei Fuß lagert sie harrend da und wird zum Zeichen jener Kameradschaft, die über den Tod hinausreicht.

Welke Blätter treibt der Novemberwind rascheind über die Fliesen des Heldenhofes, vorbei an den Namenstafeln und hinab zum harrenden Wehrmann. Und zwischen dieser fragenden Vergänglichkeit des Herbstes gehen Väter und Mütter, Witwen und Waisen wie auf einem Friedhof hin und her und sie bleiben vor den Namen stehen als stünden sie vor den Gebeinen der Gefallenen. Den letzten Schmuck des scheidenden Jahres — Laubkränze und späte herbe Blumen — legen sich hin vor die Namen und in ihren Herzen leuchten die Worte, welche auf dem riesigen getragenen Steinblock eingemeißelt sind: Sie werden auferstehen.

Christlicher Lebensmut und volkhafte Kraft trägt diese Worte, derer wir im Totenmonat besonders gedenken. Hans Dennhöfer.

„Auf dem Friedhof". Zeichnung von H. von Falkenhausen — Bavaria-Verlag, Gauting (Klischee: Eigene Anfertigung)

Das Mal / Von Walter Fischer

Schnurgerade pflügte der „Stern von Sidney" den Ozean. Portugals Küste verlor sich zur Linken im Nebel. Der Kurs stand südwärts. Ganz still war die See.

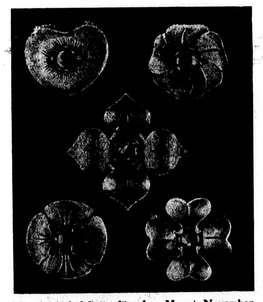
In das Stampfen der Schiffsmaschinen mischte sich Tanzmusik, die aus den großen Salons des Dampfers hinausflackerte in die Nacht. Es ging an Bord zu wie jeden Abend. Es war bereits Mitternacht. Der Tanz ebbte ab. Zwar waren immer noch junge Leute da, die Hildegard Köhler zum Tanz aufforderten, aber sie lehnte ab. Es war ihr heiß, sie hatte irgendwie das Gefühl einer drohenden Gefahr. Und dann war einer da, der das Mädchen argwöhnisch bewachte: Bekket, der als Minenleitoffizier vom Kap in der Passagierliste geführt wurde.

Seit er in England an Bord gekommen war, bestürmte er das Mädchen mit seinen Anträgen. Hart war er und rücksichtslos. In seinen Augen stand manchmal ein gefährliches Flackern. In seinem verwitterten Gesicht waren viele Narben. Und das ganze Gerede der jungen Leute, die um Hildegard warben, wischte er mit einer einzigen Handbewegung fort.

Das junge Mädchen selbst verhielt sich zunächst neutral. Lange schien es so, als ob ihr der junge Ingenieur Peter Rönne am besten gefiele, der sehr in sie verliebt war; dann aber geriet sie mehr und mehr in den Bann Bekkets. Es war das Uebergewicht seiner Jahre, es war die Unabhängigkeit, mit der er alles vollzog. Und es war nicht zuletzt auch das Ungestüm, mit dem er um sie warb.

Alle Jüngeren gaben die Sache verloren. Nur Rönne nicht. Seine Liebe war groß. Er haßte Bekket, wie man nur einen Menschen hassen kann. So waren Spannungen zwischen den Passagieren des „Sterns von Sidney". Alle benahmen sich korrekt, und doch wußte jeder, daß unter der Tünche des guten Benehmens die Urelemente der Leidenschaft brodelten.

Dies war nun der Abend, der das Schicksal Hildegard Köhlers entschied. Als niemand mehr tanzte, ging man hinaus auf Deck. Das Mädchen, Bekket und ein paar junge Leute. Der Alkohol lockerte die Gemüter auf. Da geschah es, daß zwei Matrosen einen kleinen Amboß vorübertrugen, der im Vorderschiff gebraucht worden war. Einer der jungen Leute stürzte sich auf den Amboß und versuchte, ihn hochzustemmen. Uebermut war es und gute Laune. Es gelang ihm, den schweren Klotz dreimal



Die Ansteckplakette für den Monat November (Weltbild, K.)

emporzureißen. So wurde ein Spiel daraus, an dem sich bald jeder beteiligte. Nur Bekket nicht, der lachte darüber.

Da aber begannen die Jüngeren zu spotten. Sie sagte zu Bekket: „Die Abenteuer, die seltsamen, die Sie uns hin und wieder erzählten, sind fern und unbeweisbar. Dieser Klotz aber ist nah — ihn hochzureißen ist ein Beweis!" Hin und her ging das Gerede. In dem Gesicht Hildegards war ein spöttisches Lächeln.

Bekket sah es im Glanz eines grünen Lichts, das aus einer breiten Tür auf Deck fiel. Da riß er sich die Jacke herunter und krempelte die Aermel hoch. Dann stemmte er den schweren Klotz achtmal, doppelt so oft wie jeder von den anderen.

Rönne stand dicht dabei. Er starrte die Arme Bekkets an. Das Muskelspiel faszinierte ihn. Die ungeheure Anstrengung spannte die Haut bis aufs äußerste. Und auf einmal erschrak er: in dem fahlen Licht leuchtete auf der Haut Bekkets die matte Zeichnung eines Drachens auf. Das Tier umspannte Ober- und Unterarm. Eine verblaßte Tätowierung, die jetzt unter dem erhöhten Blutdruck wieder aufleuchtete!

Peter Rönne hatte auf einmal die Gewißheit, daß es mit diesem Mal eine besondere Bewandtnis haben müsse. Es war ein ganz unkontrollierbares Gefühl — ein Instinkt, unabweisbar und unmächtig. Unvermittelt sagte er: „Sie haben ein merkwürdiges Tier auf dem Arm tätowiert, Mr. Bekket. Ich wußte gar nicht, daß man Tätowierungen so sauber entfernen kann."

„Ab das Biest immer noch sichtbar —" stieß Bekket böse hervor. „Es hat mich genug Geld gekostet, es wegzukriegen!" Er krempelte seine Aermel noch höher und zeigte die seltsame Zeichnung. Und große, gefährliche Dinge erzählte er dabei — abenteuerliche Begegnungen in fernen Ländern, Straßenkämpfe, Morde, Gewaltakte, denen er entronnen war. „Es ist ein Geheimzeichen", prahlte er. „Wer den Drachen trägt, steht unter dem Schutz einer geheimnisvollen Sekte. Und außerdem soll er magische Kräfte haben: es gelingen dem Drachenträger alle Dinge, die er beginnt."

„Und warum ließen Sie sich dann die Tätowierung entfernen?" fragte einer. „Brauchen Sie bei Ihren Erfolgen keine magische Hilfe mehr?"

Bekket lachte. „Nein", erwiderte er. „Es ist, weil die Menschen sich davor fürchteten."

„Man soll wegen Frauen keine magischen Zeichen zerstören", sagte da langsam einer der Bootsleute, die mit dem Amboß gekommen waren. „Ich bin vierzig Jahre auf allen Meeren und an den Rändern aller Erdteile unterwegs, ich sage Ihnen: die tätowierten Zeichen leben!" Ganz zuletzt sagte er das — mit brüchiger Stimme, voll von einer fernen, unerfindlichen Weisheit. Alle schwiegen. Und an diesem Abend kam keine Unterhaltung mehr in Schwung.

*

Zwei Tage später las Rönne während eines Ausflugs an Land in einer englischen Zeitung, die er in einem Kaffeehaus fand, von einem Raubüberfall, dem vor vier Wochen in Liverpool vier Menschen zum Opfer gefallen waren. Ein Bankraub größten Stils! Vier Angestellte im Schalterraum erschossen! Einem Fünften, der schwer verletzt wurde, war erst jetzt die Besinnung zurückgekehrt und da hatte er ausgesagt: „Der unbekannte Täter mit der Maske vor dem Gesicht zielte, nachdem er meine vier Kollegen erledigt hatte, auch auf mich. Aber der Browning versagte. Da warf er ihn fort und stürzte sich auf mich. Er schlug mich nieder und würgte mich. An Einzelheiten erinnere ich mich nicht mehr. Nur eines ist seltsam: auf dem Arm des Täters, dessen Aermel sich verschoben hatte, sah ich eine große Tätowierung in Drachenform." So stand es in der englischen Zeitung.

Rönne riß die Seite heraus. An Bord zeigte er sie Bekket. „Sehen Sie mal, hier steht auch etwas von einer Tätowierung drin" sagte er. „Die tätowierten Drachen scheinen häufiger zu sein, als man denkt."

Harmlos hatte Rönne das gesagt. Niemand hatte einen Verdacht. Am Abend dieses Tages aber erschoß sich Bekket in seiner Kabine. Ueber die Gründe stand auch im Protokoll des Kapitäns nichts.

Rönne aber sagte zu Hildegard Köhler: „Der alte Seebär hatte wohl doch recht. Die tätowierten Zeichen leben!"

Die Plakette für unsere Tür (Weltbild, K.)

Kleine Kinder... und wenn sie größer werden

Ein Kapitel Humor, gesammelt aus allen Erdteilen

Im Lachen verstehen sich die Völker noch am besten. Der berühmte „Kindermund" ist in Sidney ebenso beliebt wie in Buenos Aires oder Chicago. Das beweisen die folgenden Kostproben.

Mitten im dichten Straßengewühl der Millionenstadt Sidney kommt ein kleines Mädchen heulend zum Verkehrspolizisten: „Huhu, haben Sie nicht, huuh, eine Dame gesehen, ohne ein kleines Mädchen bei sich?"
(The Bulleton, Australien.)

„Mutti, warum machen die Hühner denn so'nen furchtbaren Krach?"
„Die haben Hunger, Liebling."
„Na, warum legen sie sich da nicht einfach schnell ein Ei?"
(Smith's Weekly, Australien.)

Vater: „Nun sagt mir mal, Kinder, wer letzte Woche am artigsten war und alles getan hat, was die Mutter wollte."
Der kleine Gino: „Das warst du, Papa!"
(Gazzettino Illustrato, Italien.)

Der kleine Paolo hat sich mit der Gouvernante verzankt. „Und jetzt", sagt die Mutter, nachdem sie ihn zurechtgewiesen hat, „gehst du zu Fräulein und gibst ihr einen Kuß."
„So", meint Paolo, „damit ich dann eine Ohrfeige von ihr kriege wie der Papa?"
(Marc Aurelio, Italien.)

Lehrerin: „Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Weißt du ein ähnliches Sprichwort Elsita?"
Elsita: „Ein gewaschenes Kind scheut das Wasser."
(P. B. T., Argentinien.)

„Großvater, warst du auch mal ganz klein?"
„Natürlich, mein Jungchen!"
„Nu, das muß ulkig ausgesehen haben, mit dem langen Bart und so'ner Brille!"
(U. S. A.)

Der kleine Bernt hat vom Vater Prügel gekriegt. Noch Tränen in den Augen, fragt er seine Mutter: „Hat Opa Pappi auch geschlagen?"
„Jawohl!" antwortet sie mit Nachdruck.
„Und Opas Pappi, hat der Opa auch geschlagen?"
„Und der Pappi von Opas Pappi, hat der Opas Pappi auch geschlagen?"
„Natürlich! Aber nun hör' auf mit deiner Fragerei!"
Eine Pause.
Endlich sagt Bernt: „Mutti, sag' mir bloß noch, wer hat denn eigentlich damit angefangen?"
(Pick me up, U. S. A.)

Die kleine Lania steht vor der Gartentür. „Bitte", sagt sie zu einem freundlichen Herrn, „könnten Sie mir mal die Tür aufmachen?"
„Gern", sagt der und öffnet.
„Aber warum machst du sie nicht allein auf?"
„Weil die Farbe noch frisch ist."
(Querin Meschino, Italien.)

„Wie alt bist du, mein kleiner Freund?"
„Sechs Jahre".
„Was, sechs Jahre? Und nicht größer als mein Regenschirm?"
„Wie alt ist denn Ihr Regenschirm?"
(Söndagsnisse Strix, Schweden.)

„Hoffentlich", sagt die Mama, „hast du vorhin im Kino, als du Kirschen aßest, die Kerne nicht auf den Boden geworfen?"
Klein-Aurelio: „Aber nein, Mama! Ich habe sie dem Herrn neben mir in den Hut getan!"
(Querin Meschino, Italien.)

„Papier", sagte die Lehrerin, „darf man niemals auf die Straße werfen! Also Marcella, was machst du mit überflüssigem Papier?"
„Ich", erwiderte Marcella, „ich knülle es zusammen und stecke es in den nächsten Briefkasten!"
(Il Travaso, Italien.)

Dies nebenbei

Außer den „schweren Jungen", die zur Nachtzeit mit Brecheisen und Schweißapparaten in Bankhäuser einzubrechen versuchen, scheint es auch noch eine andere Gattung von — sagen wir — liebenswürdigen Bankräubern zu geben. In dem freundlichen Ausländer, der da an einem Bankschalter mit dem Kassierer sich in ein launiges Gespräch verwickelt hat, wobei die Witze nur so sprühten, hätte niemand einen berüchtigten Hochstapler und Verbrecher wittern können. Seine anregende Unterhaltung mit dem Kassierer, während der Einwechslung einiger englischer Noten, ging in eine Zauber-Freivorstellung über, an der sich die Bankangestellten der Nebenschalter als Zuschauer beteiligten. War das ein geistreicher Unterhalter, dieser Mr. Stibben, der zum Claudium der Angestellten und des Kassierers alle möglichen Gegenstände verschwinden ließ und sie dann wieder den Anwesenden aus den Taschen zog. Auch machte Mr. Stibben das Kunststück mit Geldscheinen in jeder Höhe, die sich aber stets und prompt wieder zurück in die Kasse fanden, so daß man nicht im geringsten an Betrug oder Schwindel dachte. Das dauerte so über eine halbe Stunde lang — es war gerade eine geschäftlich ruhige Zeit, so daß den Angestellten die Zerstreuung sehr gefiel, als sich der Engländer mit tiefen Verbeugungen und unter dem Beifallklatschen des Bankpersonals schließlich empfahl. Während der Kassierer sich mit seinen Kollegen über den Zauberer angeregt unterhielt und dann seine Geldscheine wieder ordnete, mußte er entdecken, daß ihm mehrere Banknoten von dem liebenswürdigen Illusionisten weggezaubert worden waren. Die Benachrichtigung der Polizei hatte wenig Zweck, da der gemütliche Ausländer, in dem die Polizei bei der Beschreibung einen gefährlichen internationalen Gauner erkannte, längst die tschechische Hauptstadt verlassen hatte.

*

Ein bemerkenswertes Licht auf die hohe Kulturstufe der alten Mexikaner wirft eine seltsame Bilderhandschrift aus dem Jahre 1519, die von dem Abgesandten des mexikanischen Kaisers Montezuma II., dem Sieger der Schlacht von Tabasco, Ferdinand Cortes als Gastgeschenk überreicht wurde. Cortes brachte sie nach Spanien und überreichte sie Kaiser Karl V. Später gelangte das Kleinod nach Wien, wo es lange Zeit als große Seltenheit in der Nationalbibliothek aufbewahrt wurde. Erst in neuester Zeit ist es dem Direktor des Museums für Völkerkunde in Wien, Professor Röck, nach jahrelanger wissenschaftlicher Arbeit gelungen, die Inschrift zu enträtseln. Dabei stellte sich heraus, daß es sich um einen astronomischen Text handelt. Ein schreitendes, schräg gestelltes Viereck mit bunten Streifen versinnbildet das Licht. Die gewählten Farben entsprechen den symbolischen Farben der Himmelsrichtungen. Recht schwierig war es, die bildlichen Darstellungen dem Sinne nach zu deuten, da sie zugleich Zahlengrößen in chiffrierter Form sind. Der Gelehrte fand, daß es sich dabei um die eigentümlichen Kalenderberechnungen der alten Mexikaner handelt. Schließlich ließ sich auch herausfinden, in welcher Richtung die bildlichen Darstellungen zusammenzufügen sind.

Nach siebenjähriger wissenschaftlicher Arbeit kam man nun zu dem Ergebnis, daß ein altes, anscheinend für Priester bestimmtes Buch vorliegt. Die Verfasser der Inschrift scheinen Anhänger des Gottes Quetzalcuoll gewesen zu sein, die einem gewissen Erlösergläuben huldigten. Der mexikanische Kalender selbst beruhte auf sehr genauen astronomischen Berechnungen. Aus der Inschrift ergibt sich, daß die alten Mexikaner neben dem Mondjahr ein zweites Jahr kannten, das sich nach der Wiederkehr der Venus-Konstellationen richtete. Die astronomischen Kenntnisse der alten Mexikaner dürften mindestens 12000 Jahre zurückreichen.

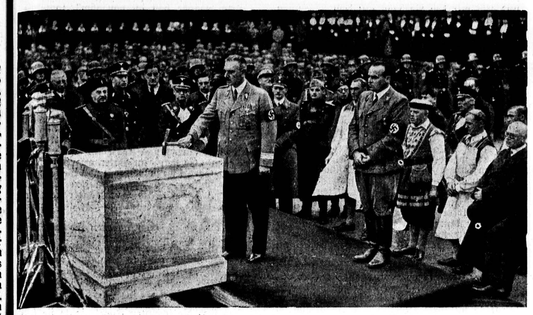
*

Es ist gut 50 Jahre her, seit man das letzte vollständige Skelett des berühmten Riesenvogels Auk entdeckte. Man war davon überzeugt, daß damit wohl auch die letzten Spuren des ausgestorbenen Vogels gefunden wurden. Nun aber haben zwei junge amerikanische Studenten an der Küste von Neufundland, und zwar auf der sogenannten Funk-Insel, einem trübseligen Felsen-Eiland, Gebeine dieses Vogels Auk in großen Mengen entdeckt. Allerdings war die Bergung dieser Gebeine außerordentlich gefährlich. Den Studenten standen nur wenige Stunden zur Verfügung, da nach den Berichten der meteorologischen Büros schwere Stürme heraufzogen. Ursprünglich war geplant gewesen, rund zwei Monate auf der Funk-Insel zu verweilen. Immerhin glückte es ihnen, die Auk-Knochen zu bergen und nach St. Johns hinüberzuschaffen, von wo aus diese wissenschaftlichen Sensationen ihren Weg in die amerikanischen Museen und zoologischen Institute nehmen werden.

*

Die Halbinsel Florida wird in absehbarer Zeit Insel sein. Der seit zwei Jahrzehnten schwebende Plan eines Kanalbaues zwischen Florida und dem Golf von Mexiko wird jetzt in Angriff genommen. Der Kanal führt von Savannah zum Apalachee-Golf durch Florida und hat eine Länge von 370 Kilometer, von denen jedoch nur 150 Kilometer kanalisiert zu werden brauchen, während auf dem restlichen Weg bereits vorhandene Wasserläufe benutzt werden können. Durch die Anlage des Kanals, dessen Breite zwischen 75 und 330 Meter schwankt, wird die Halbinsel Florida vom Festlande gänzlich abgetrennt, so daß man in naher Zukunft nur noch von der „Insel" Florida sprechen kann.

Die Straßen des Führers in der Kunst
In Berlin wurde von der Reichskammer der bildenden Künste in Gemeinschaft mit dem Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen die Ausstellung „Die Straßen des Führers in der Kunst" eröffnet. Unser Bild zeigt ein Gemälde von Wolf Panizza (München) „Aufstieg zum Irchenberg". (Pressephoto, K.)



Der Grundstein zum „Haus des deutschen Rechts"
In München wurde durch Reichserziehungsminister Rust der Grundstein zum Haus des deutschen Rechts gelegt. Rechts: Reichsminister Dr. Frank. (Scherl Bilderdienst, K.)

Die Atlantik-Flieger in Berlin
Von einer riesigen Menschenmenge jubelnd begrüßt, trafen die Atlantikflieger, die in zwei Flugbooten achtmal den Nordatlantik bezwangen, auf dem Flughafen Berlin-Tempelhof ein. Es sind die Flugkapitäne von Blankenburg, von Engel, Mayr, Graf Schack, Direktor Freiherr v. Gablenz, Atlantikflugbetriebsleiter Freiherr von Buddenbrock, Oberflugmaschinist Gruschwitz, Flugmaschinist Eger, Flugfunker Ohlberg und Stein, die in zäher Pionierarbeit die neue Fluglinie vorbereiteten. (Pressephoto, M.)

Hollands Thronerbin in Berlin
Kronprinzessin Juliane von Holland traf mit ihrem Bräutigam, von Schlesien kommend, in Berlin ein. Bei ihrer Ankunft vor ihrem Hotel wurde ihr von einem Berliner Mädel ein Blumenstrauß überreicht.

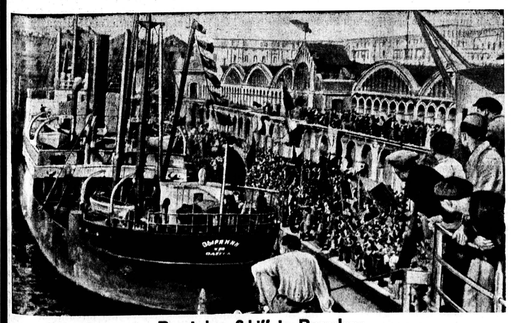
Die deutschen Frontkämpfer in Southampton
Die deutsche Frontkämpferabordnung unter Führung des Herzogs von Coburg ist zu einem einwöchigen Besuch in England in Southampton eingetroffen. Hier begrüßt das Mitglied des Landesrates der British Legion, Oberst Sir John Brown, den Herzog von Coburg und seine Begleiter im Namen aller ehemaligen Kriegsteilnehmer Englands und des gesamten englischen Volkes. Ganz rechts: Reichskriegsopferführer Oberlindober. (Weltbild, K.)

Graf Ciano beim Führer
Der Führer mit dem italienischen Außenminister Graf Ciano und Reichsaußenminister Freiherr von Neurath vor dem Haus „Berghof" in Berchtesgaden. (Heinr. Hoffmann, K.)

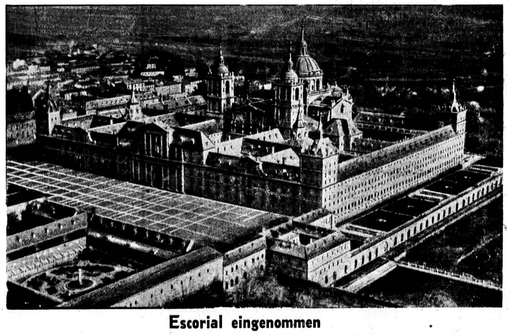
Amerika im Wahlkampf
Ein Wahlpropagandaauto Republikanischen Partei, das zwischen Newyork und Pennsylvanien verkehrt. Es ist mit allen Schikanen neuzeitlicher Werbemethoden, wie Lichtreklame, Sprechapparaten u. a. ausgerüstet. (Atlantic, K.)

Jan Kiepura und Marta Eggerth
Im Rathaus von Kattowitz, dem Wohnsitz Jan Kiepuras, ist für den Opernsänger und die Filmschauspielerin Marta Eggerth, als deren Wohnort Berlin-Wilmersdorf angegeben ist, das Aufgebot zum Aushang gebracht. (Weltbild, K.)

Englisches Gold auf deutschem Dampfer
10 Kisten Gold und 469 Barren Silber im Werte von 2 Millionen Mark wurden in Southampton in den deutschen Schnelldampfer „Bremen" zur Verschiffung nach Amerika verladen. (Weltbild, K.)



Russisches Schiff in Barcelona
Ein aus Odessa stammender russischer Dampfer, sein Name ist „Ziryanin", wurde bei seiner Ankunft in Barcelona von einer großen Menschenmenge begrüßt. Es wird uns zwar nicht mitgeteilt, was der Dampfer alles mitbrachte, aber im Hinblick auf die sowjetrussischen Absichten in Spanien dürfte über die Ladung des Schiffes kein Zweifel bestehen. (Scherl Bilderdienst, K.)



Escorial eingenommen
Das im 16. Jahrhundert von Philipp II. gebaute Königsschloß von Escorial, jener Stadt nordwestlich von Madrid, ist ein architektonisches Wunderwerk, an dem einst Künstler des gesamten spanischen Weltreiches und Italiens arbeiteten. Seine Bildersammlung ist weltberühmt, und sein Pantheon ist seit Karl V. die Grabsätte des Königshauses. (Atlanitc, K.)

In brauner Heide

Jagdskizze von Hermann Huttel

In Nebel und Tau zerrinnt die Nacht. Die Nacht weint, wenn sie von der Heide scheidet; denn sie liebt die Heide. An hundert Erlen und Birken, an Wacholderbusch und Heidekraut hängen ihre Tränen. Wie gleißende Perlen leben sie aus. Und jetzt, da die Sonne glutrot aus dem Nebel taucht, funkeln sie wie kostbare Rubinen. Das ist die schönste Stunde, die uns das Moor zu schenken hat. Alles ist Glühen und Sprühen, Leuchten und Funkeln. Wie eine Feuerschmiede ist es, in der mit zaftloser Kraft der Schöpfer an seinem ewigen Werke schmiedet.

Weit dehnt sich die Heide — unendlich weit. Und weit reicht das Moor — soweit der flammende Himmel geht. Längst verblüht ist die Heide. Einem goldbraunen Meere gleicht sie, von dem man nicht weiß, woher es kommt, wohin es geht. Das Erlebnis ist vergilbt. In lauter Gold stehen die Birken mit ihren schlanken, weißen Leibern. Zusammengeduckt kauert der Nebel weit hinter mir auf den Weideflächen. Um den blauschwarzen Föhrenhorst drüben am Heidsee ringeln die Nebelfrauen ihren Abschiedsreigen. Der Kauz, der vorhin noch aus den Föhren schrie, ist still geworden. Er ist wohl eingeschlafen. Der nächtliche Raubzug hat ihn müde gemacht.

Langsam pirsche ich durch nasses Sumpfgras und tropfendes Heidekraut. Quer vor mir reviert mein Hund. Aber die Hasen, die längst auf den Läufen sind, haben uns weggeäugt, sie in die Reichsnähe meiner Doppelflinte kommen. Auch das Birkwild streicht ab und hätte es doch gar nicht nötig. Erst wenn der Kirschbaum wieder blüht, soll mir der alte Blatzhahn seine Sicherheit geben.

Immer tiefer in die Heide und ins Moor hinein geht die Pirsch. Ueber mir lärmen die Kraniche in Keilform dem Süden zu. Ich weiß nicht, warum mich ihr Zug so traurig macht. Ich schaue ihnen nach, bis sie der dunstige Horizont verschlungen hat . . . Ein jähes Meckern reißt mich aus meinen Gedanken auf: — eine Bekassine ist hochgegangen und schnellt im Zickzackflug blitzschräg ins Weite. Ich reiße die Flinte an die Backe. Zu spät! Der Schuß verhallt ergebnislos. Kein Schuß ist schwieriger als der Schuß auf die Bekassine. Es gibt ein altes Jägerwort, das heißt: „Fliegt sie dick, dann fliegt sie fack!" Mit diesem Sprüchlein tröste ich mich. Aber die zweite Bekassine kann ich mir an den Galgen hängen.

Dicht bei dem Erlbruch, wo die braunen Torfsoden aufgeschichtet sind, dampft es weiß und schwer aus den Moorlöchern. Sie stehen voll Wasser! Und noch immer habe ich Wildenten angetroffen, wenn das Herbstwasser die Torfstiche füllte. Da heißt es aufgepaßt! Denn die Wildente „vernimmt" sehr scharf, und wenn man sie nicht mardergleich anzuschleichen weiß, soll man lieber Fliegen fangen als auf Wildenten pirschen.

Kurz vor dem ersten Torfstich steht eine zerzauste Krüppelkiefer. Die bietet mir willkommene Deckung. Lautlos arbeite ich mich an die Kiefer heran und spähe zwischen den struppigen Zweigen hindurch nach dem dampfenden Moorloch hinüber. Dürres Gras taucht aus dem Wasser; doch von Enten ist nicht die Spur zu entdecken.

Aber nun quakt es ganz deutlich aus dem zweiten oder dritten Torfstich herüber. Ich lasse den Hund liegen und schiebe mich vor. Quak, quak! schnattert's plötzlich, wie ich an den zweiten Torfstich komme. Und schon steht ein Flug Stockenten laut kakend auf, aus dem ich mir mit Leichtigkeit den alten Erpel herunterhole. Steil stürzt er nieder und schlägt verendend seine bunten Schwingen gegen das Heidekraut. Ich winke den Hund heran — stolz bringt er mir die Beute.

Gleich hinter dem letzten Torfstich geht ein Sandweg durch die Heide, birkenbestanden und mit goldbraunem Gras umsäumt. Hier raste ich für eine kleine Weile. Aber mein Hund sucht unermüdlich das Moor und die Heide links und rechts des Weges ab. Plötzlich wirft er die Nase hoch, prüft erregt den Wind, macht bedutsam ein paar Sätze nach — dann steht er vor! Voller Spannung nähere ich mich dem Rüden, ehe an ihm vorüber, lasse ihn liegen. Vier, fünf Schritte noch — dann purrt ein starkes Volk Rebhühner auf und streicht über die Heide. Zwei Schüsse hallen über das Moor, und zwei Hühner fallen ins braune Kraut herab. Bebend liegt der Hund hinter mir. Ich erlöse ihn aus seiner qualvollen Spannung und heiße ihn die Beute bringen. Das zweite Huhn macht einige Schwierigkeiten; es ist geflügelt und hat sich irgendwo in der Heide verkrochen. Aber schon ist der Hund auf dem frischen Gelände, geht mit tiefer Nase sechzig, siebzig Gänge weit in das braune Gekraut hinein, dann greift er das Huhn. Stolz kommt er angesprungen, setzt sich artig auf die Keulen und gibt mir den Rebhahn mit dem prächtigen braunroten Schild auf der silbergrauen Brust.

„Mein toller Hund!" —

Mit der Bekassine, dem Erpel und den beiden Hühnern am Galgen kehre ich um. Aus dem Brombeerbusch neben dem Sandweg stoße ich einen Hasen hoch. Flink setzt er über den Weg hinüber und will auf der anderen Seite im Erlbruch verschwinden. Aber im Knall schlägt er den Purzelbaum. Ich habe immer ein wenig Herzweh, wenn ich einen Hasen schieße. Denn ich liebe den Mümmelmann wie kaum sonst eine Wildart. Ob er im Frühling durch die grüne Heide hoppelt, ob er im Juni vor meinem Hochsitz Männchen macht und sich den „Bart streicht", ob er seine Liebste hinter wogendem Rehrenfeld durch die bunte Wiese jagt oder ob er sich im tiefen Schnee verstohlen durch die Heidebülten drückt, — immer füllt er mir das Herz mit Freude und mancherlei Kurzweil. Und nun schoß ich ihn tot. Warum nur? — Aber es gibt ja so viele Hasen in der Heide. Und auch der Schuß sah gut. Ich glaube nicht, daß mein Mümmelmann den Knall gehört hat. Das ging so alles so rasend schnell: raus aus dem Brombeerbusch, — zwei, drei Sätze noch — aus war's! Ein feiner Tod! Im allgemeinen pflegt es mit dem Sterben nicht so stimmlich abzugehen. Gar mancher hat mich schon gefragt: „Du liebst das Wild; wie kannst du es da totschießen?" Ich habe dann immer gesagt: Unser Herrgott liebt dich und mich, er liebt uns alle; und dennoch holt er uns, wenn unser Stündlein geschlagen hat." Dann schwieg man zumeist. Es wäre auch traurig, wenn das Leben ohne Rätsel wär . . .

Der Tausch

Erzählung von Hans Bethge

Antonie wanderte den Strand entlang. Ihr Verlobter hatte versprochen, ihr am Strande entgegenzukommen — war dort seine Gestalt nicht schon zu erkennen? Nun hob er den Arm und winkte. Sie tat das gleiche. Ein Lächeln um den feinen Mund. Dann kamen sie sich näher, und nun standen sie voreinander und begrüßten sich. Er küßte ihre Hand, lachte und strich sein helles Haar zurück, in dem der Wind wühlte, dann legte er seinen Arm in ihren, und nun wanderten sie und plauderten. Die Bewegungen seiner langen Glieder hatten etwas Schlenkriges, er war erst Anfang der Zwanzig, Antonie war einige Jahre älter als er.

Alfred erzählte, daß er soeben einen Brief von seinem Vater erhalten habe. Dieser würde am nächsten Abend ankommen, um von seiner anstrengenden Arbeit in der Großstadt auszuspannen. Er selbst, Alfred, gebe seinem Aufenthalt einige Tage zu, um mit Braut und mit Vater zusammen noch ein paar sonnige Ausflüge zu unternehmen und dann endlich wieder zu seinen Arbeiten auf der Hochschule zurückzukehren.

Antonie und Alfred steuerten mit frischem Gang der Terrasse eines weißen Hotels zu und traten in die Glasveranda, wo schon einige Leute an den weißgedeckten Tischen saßen.

Das Abendessen kam, und sie schmausten mit gutem Appetit. Ein paarmal schob Alfred seine Hand hinüber und lenkte sie, fest zugreifend, auf Antonie — er lachte sie dabei an, fröhlich, herzhaft und unbekümmert.

„Ein Knabe", dachte sie mit einem kleinen Lächeln, „ein großer, kindhafter Knabe — ich komme mir vor, als sei ich seine Mutter."

Ja, Alfred hatte ein Lachen wie ein Kind, und auch die unbefangene Art, wie er den Oberkörper reckte, und das zeitweilige, abgehackte Beben und Senken der Schultern hatten etwas Knabenhaftes.

Antonie aber hatte nichts mehr vom Kinde, und ihre schönen, schmalen Hände schienen schon die Hände einer jungen Frau zu sein.

Das Dampfschiff, mit dem Alfreds Vater kommen wollte, war in Sicht. Die Verlobten standen vorn auf der Landungsbrücke. Jetzt kam das Beben eines weißen Tuches vom Bug des Schiffes. Alfreds Vater schwang es. Ein lebhaftes Grüßen durch die Luft hub an, bis sich der Dampfer mit der Breitseite an die Brücke legte.

Nachdem man sich begrüßt hatte, ging man die Brücke hinunter, drei große, blonde, aufrecht schreitende Menschen, in angeregtem Gespräch.

„Du siehst gut aus", sagte der Vater zu Antonie, „so braun, so schlank, so leichten Schrittes. Ich bin abgearbeitet und freue mich auf die paar Tage der Muße. Wir wollen heiter und sorglos sein."

Zum Abendessen spendete der Vater eine Prisickowole. Es war etwas Sprühendes in seiner Unterhaltung, und dabei waren doch immer der klare Ernst und das gleichsam unsichtbare innere Maß seines Daseins zu erkennen.

Antonie dachte: Ob Alfred auch einmal wird wie er? Sicherlich wird er nie so weltgewandt sein und von so mannigfachem, gefestigtem Wesen.

Nach der Bowle trat man auf die Terrasse und sah aufs Meer.

„Morgen werden wir Mattwind haben", sagte der Vater, „guten Segelwind, der uns hinübertragen soll. Und nun gute Nacht — und auf morgen!"

Er begab sich sofort zur Ruhe. Das Brautpaar ging noch auf die Promenade und setzte sich auf eine Bank.

„Dein Vater ist herrlich", sagte Antonie, „immer wieder bewundere ich ihn, er ist so schlicht und warm, so vornehm und gütig. So sollte's du auch einmal werden."

Alfred lachte.

„Du schwärmst ja, Antonie", sagte er, „fast könnte ich eifersüchtig werden."

„Vielleicht hast du ein wenig Grund dazu", entgegnete sie und lächelte, indem sie seine Hand nahm, auf die sie hinabsah.

„Deine Hände hast du von ihm", sagte sie, „nur daß deine Hände größer sind als seine."

Vor dem Schlafengehen stand sie noch lange am Fensterkreuz und sah in die Nacht, in einem tiefen Gefühl der Einsamkeit.

„Merkwürdig", dachte sie, „neben dem Sohn komme ich mir alt vor wie eine Mutter — aber neben dem Vater spüre ich die ganze Frische meiner Jugend."

*

Sie stachen mit vollen Segeln in See, auf einer schlanken Jolle. Alfred bediente die Segel, der Vater saß am Steuerruder. Antonie sah den beiden zu und stellte im Stillen Vergleiche an. Es war dem Vater anzusehen, wie selig er war, sich in Wind und Weite tummeln zu können; sein Auge war klar. Behagen klang aus seiner Stimme, mitunter reckte er sich, als wolle er die salzige Seeluft tief in seine Lungen lassen.

Man landete in einem anderen Seebad; hier nahm man das Essen, dann ruhte man zwanglos auf den sonnigen Dünen. Während der Heimfahrt mußte man kreuzen, und es wurde Abend, ehe man heimkam.

Der Vater sprang aus dem Boot und reichte Antonie die Hand.

„War's schön?", fragte er.

„Das sind die schönsten Tage", sagte sie heiter und dachte: der Griff seiner Hand ist knapp und energisch; Alfred gibt länger die Hand — aber man fühlt sie nicht so.

Dann kam die Stunde, wo Alfred reisen mußte. Antonie reichte ihm zwei weiße Rosen zum Abschied. Als das Schiff um die Ecke der Landzunge bog, meinte Antonie etwas Gewesenes aus ihrem Dasein für immer entschwinden zu sehen, doch war sie nicht unglücklich darüber.

*

In der Abenddämmerung saßen Antonie und Alfreds Vater auf einer Bank der hohen Küste. Sie waren in den Bildern herumgestreift, nun ruhten sie. Schweigend sahen sie lange in die wogende Unendlichkeit. Dann sprach der Vater:

„Antonie, ich muß dir etwas sagen. Ich glaube, dein Wesen verändert zu finden gegen früher. Vor allem glaube ich, daß deine Beziehungen zu Alfred sich gewandelt haben — oder täusche ich mich? Ich habe das Gefühl, daß du ihm nicht mehr so nahe bist wie einst. Sag' mir doch ehrlich, wie steht's du zu ihm?"

„Aeußerlich gut", sagte sie, „aber innerlich dürfen wir uns nicht belügen. Ich fühle immer mehr, daß er zu jung für mich ist. Ich glaube, ich kann seine Frau nicht werden . . ."

Ein Schweigen folgte, inhaltsschwer. Antonie lauschte ängstlich, was der Vater erwidern würde. Endlich sprach er:

„Ich verstehe dich vollkommen, Antonie. Du sagst nur, was ich selbst schon längst empfunden habe. Alfred ist nicht der Begleiter, den du für das Dasein brauchst."

Nun war wieder ein Schweigen, dann nahm er ihre Hand und sagte:

„Du hast einen schönen Arm, Antonie — und wie er's Sicherlich wird er nie so weltgewandt sein und von so mannigfachem, gefestigtem Wesen

Nach der Bowle trat man auf die Terrasse und sah aufs Meer.

„Morgen werden wir Mattwind haben", sagte der Vater, „guten Segelwind, der uns hinübertragen soll. Und nun gute Nacht — und auf morgen!"

Er begab sich sofort zur Ruhe. Das Brautpaar ging noch auf die Promenade und setzte sich auf eine Bank.

„Dein Vater ist herrlich", sagte Antonie, „immer wieder bewundere ich ihn, er ist so schlicht und warm, so vornehm und gütig. So sollte's du auch einmal werden."

Alfred lachte.

„Du schwärmst ja, Antonie", sagte er, „fast könnte ich eifersüchtig werden."

„Vielleicht hast du ein wenig Grund dazu", entgegnete sie und lächelte, indem sie seine Hand nahm, auf die sie hinabsah.

„Deine Hände hast du von ihm", sagte sie, „nur daß deine Hände größer sind als seine."

Vor dem Schlafengehen stand sie noch lange am Fensterkreuz und sah in die Nacht, in einem tiefen Gefühl der Einsamkeit.

„Merkwürdig", dachte sie, „neben dem Sohn komme ich mir alt vor wie eine Mutter — aber neben dem Vater spüre ich die ganze Frische meiner Jugend."

*

Sie stachen mit vollen Segeln in See, auf einer schlanken Jolle. Alfred bediente die Segel, der Vater saß am Steuerruder. Antonie sah den beiden zu und stellte im Stillen Vergleiche an. Es war dem Vater anzusehen, wie selig er war, sich in Wind und Weite tummeln zu können; sein Auge war klar. Behagen klang aus seiner Stimme, mitunter reckte er sich, als wolle er die salzige Seeluft tief in seine Lungen lassen.

Man landete in einem anderen Seebad; hier nahm man das Essen, dann ruhte man zwanglos auf den sonnigen Dünen. Während der Heimfahrt mußte man kreuzen, und es wurde Abend, ehe man heimkam.

Der Vater sprang aus dem Boot und reichte Antonie die Hand.

„War's schön?", fragte er.

„Das sind die schönsten Tage", sagte sie heiter und dachte: der Griff seiner Hand ist knapp und energisch; Alfred gibt länger die Hand — aber man fühlt sie nicht so.

Dann kam die Stunde, wo Alfred reisen mußte. Antonie reichte ihm zwei weiße Rosen zum Abschied. Als das Schiff um die Ecke der Landzunge bog, meinte Antonie etwas Gewesenes aus ihrem Dasein für immer entschwinden zu sehen, doch war sie nicht unglücklich darüber.

*

In der Abenddämmerung saßen Antonie und Alfreds Vater auf einer Bank der hohen Küste. Sie waren in den Bildern herumgestreift, nun ruhten sie. Schweigend sahen sie lange in die wogende Unendlichkeit. Dann sprach der Vater:

„Antonie, ich muß dir etwas sagen. Ich glaube, dein Wesen verändert zu finden gegen früher. Vor allem glaube ich, daß deine Beziehungen zu Alfred sich gewandelt haben — oder täusche ich mich? Ich habe das Gefühl, daß du ihm nicht mehr so nahe bist wie einst. Sag' mir doch ehrlich, wie steht's du zu ihm?"

„Aeußerlich gut", sagte sie, „aber innerlich dürfen wir uns nicht belügen. Ich fühle immer mehr, daß er zu jung für mich ist. Ich glaube, ich kann seine Frau nicht werden . . ."

Ein Schweigen folgte, inhaltsschwer. Antonie lauschte ängstlich, was der Vater erwidern würde. Endlich sprach er:

„Ich verstehe dich vollkommen, Antonie. Du sagst nur, was ich selbst schon längst empfunden habe. Alfred ist nicht der Begleiter, den du für das Dasein brauchst."

Nun war wieder ein Schweigen, dann nahm er ihre Hand und sagte:

„Du hast einen schönen Arm, Antonie — und wie er! Sicherlich wird er nie so weltgewandt sein und von so mannigfachem, gefestigtem Wesen

Mümmelmanns Ende

(Scherl-Bilderdienst M.)

Die Fahne von Arcole

Von Bert Brennecke

An jenem dritten Tage, als die Truppen des Generals Bonaparte sich lange vergeblich bemühen, den Flußübergang bei Arcole zu erzwingen, liegt abseits, an die Radspeichen eines zertrümmerten Bagagewagens gelehnt, ein tödlich verwundeter Offizier der österreichischen Garde.

Noch immer wird verbissen um die letzte Entscheidung gerungen. Anschwellend die Kanonade der beiderseitigen Artillerie. Pulverschwaden quirlen. Hin und her wogen die Ketten der Plänkler, wogt der Tumult der im heißen Bajonettkampf stehenden Truppen.

„Wasser", stöhnt der Verwundete. Ein zerpraller Fahnenschaft, von den Fingern krampfhaft umschlossen, legt sich kühl an die blasse schweißperlende Stirn. Die Augen sind weit geöffnet und immer, wenn die Oesterreicher sich neu zum Angriff formieren, steht ein helles Leuchten darin.

Die Brücke! Wenn sie nur die Brücke halten, bis die Verstärkungen des Generals Alvinzys eingetroffen sind!

Graue Wolken fliehen über die Pinien, die rauschend am Straßenrand stehen. Wenn das Kampfgetöse für einen Augenblick nachläßt, wird die Esch hörbar, deren Wellen sich ungehemmt an den Brückenjochen stoßen und zwängen.

„Verfluchter Tag!" — Will sich denn niemand um ihn kümmern in seiner letzten Stunde?! Sein Bursche ist tot, auf der Verschanzung gefallen, ehe ihn selbst die Kugel hinstreckte. Aber die Fahne blieb in seiner Hand, das goldgelbe Tuch mit dem Adler Oesterreichs und der seidenen Schleife, die den Namenszug des Kaisers trägt!

Die Fahne seines ruhmvollen Regimentes! Sie war dabei, als Prinz Eugen die Türken bei Zenta schlug, sie flatterte bei Cafinat, bei Chiari, bei Hochstädt deckte sie ein Wall von Leibern, im Feuerkonfeuer von Malplaquet wehte sie am Abend auf den eroberten Schanzen. —

Mühsam richtet er sich auf. Kommt denn keiner mehr, um ihm die Hand zu drücken, ihm zu sagen, daß Frankreichs Soldaten geschlagen, vernichtend geschlagen sind —?!

Der Geschützdonner wird schwächer. Oesterreicher, die letzten Reserven, marschieren in die Feuerlinie.

„Gut so, tapfere Brüder!" flüstert der Offizier. Er streichelt den abgegriffenen Fahnenschaft. Die Körper, vom Blutverlust geschwächt, sinkt zurück.

Dumpfe Trommeln im Hinterland — — sie kommen! Oesterreichs Truppen im Anmarsch! Seine brechenden Augen im Todesglanz sehen Fahnen — Fahnen, ein flutendes Meer. — —

„Oesterreich — mein stolzes . . ."

Die erstarrenden Lippen an den hölzernen Schaft gepreßt, hört er den Marsch heranziehender Truppen. Mit einem letzten, vergehenden Lächeln stirbt er. — — — — — —

Im Rücken der österreichischen Armee, sie im Bogen umgehend, erscheinen die Regimenter der französischen Garde, um nunmehr einen schwererkämpften Sieg vollends an ihre Fahnen zu heften.

Am Abend mustert General Bonaparte die eingelieferten Trophäen. Sein Blick kühl unter buschigen Brauen, streift die Fahnen und Standarten. Eine davon, zerschossen und mit zerbrochenem Schaft, nimmt er nachdenklich in die Hand.

Brüchig knittert die Seide.

Aufblickend wendet er sich an den zunächst stehenden Offizier: „Sorgen Sie dafür, daß diese Fahne umgehend durch einen Kurier nach Wien gebracht wird. Es klebt Blut daran und der Ruhm einer großen Vergangenheit! Die übrigen Fahnen gehen mit Elitsatsetten nach Paris!" — — —

Der Brief mit den 200 Dollars

Von Heinrich Lang

11

Am Nachmittag war man dem Ufer ganz nahe. Die Stadt Milwaukee wuchs aus den Wassern mit ihren Schornsteinen und Hochbauten, mit ihren Kathedralen und Brauereien und Schlächtereien und Tabakfabriken; der Hafen breitete sich mit einem Gewirre von Fahrzeugen, und es war Gerda wie eine Erlösung, wieder unter Menschen sich zu fehen, nicht mehr allein zu sein mit diesem Manne da, mit diesem schweigenden, bisweilen rätselhaft lächelnden Menschen, der ihr mit jeder Stunde mehr zu einem unfaßbaren Giganten aus einer anderen Welt zu werden schien.

Das Boot machte irgendwo fest; der Takt des Motors erstarb und schwieg; das vergnügungsreiche Ehepaar aus Kanada stieg aus, und der blonde Ehegatte entlohnte den Schiffsmann, der so weite Fahrten nicht alle Tage machte; man schlenderte eine Hafenstraße entlang, nicht ohne eine haltgebende Polizeibarkasse eingehend zu mustern; und plötzlich ging Lytton Ward auf einen Mann zu, der da an einer Ecke stand und gelangweilt in die Luft zu gucken schien. — er legte eine Hand auf des Fremden Schulter, und der fuhr herum, lächelte sogleich, griff an die Hutkrempe, als ek Gerdas ansichtig wurde, wobei er zwischen den Zähnen murmelte, daß er den Freund bei Gott und bestem Willen nicht erkannt habe in dieser blonden Aufmachung, — und jetzt lächelte auch Lytton Ward ein dünnes Lächeln, und dann stieg eine Straße weiter in ein parkendes Automobil, als müsse das alles so und könne gar nicht anders sein, — und man fuhr los, hinaus aus den Straßen der kaum betretenen Stadt, — westwärts fuhr man, Stunde um Stunde immer weiter nach Westen.

Gerda saß hinten in dem geräumigen Wagen, der dunkelrote Polster hatte; — es war ihr lieb so, der allzu nahen Nachbarschaft ihres unheimlichen Begleiters ledig zu sein, — und manchmal fing sie einige Worte der Unterhaltung zwischen den zwei Männern auf, einer Unterhaltung, die halblaut, beinahe murmelnd und sehr rasch geführt wurde. Edward hieß der neu Hinzugekommene, und er war Gerda bald nicht minder unheimlich, als ihr „Landsmann" Hermann Winter, — er schien diesem beinahe ähnlich zu sein, wie die schwächere Nachahmung ihres Entführers sah er aus, und wenn er Hermann Winter anblickte, so war etwas wie stiller Respekt in seinen Blicken und in seiner ganzen Haltung.

Um Gerda kümmerten sich beide nicht. Sie wandten nicht einmal den Kopf nach ihr, während der Wagen in schnellster Fahrt dahinflog und die Männer Zigarette um Zigarette vertilgten. Madison ward passiert, und der Mississippi und die Grenze des Staates Iowa überquert, aber noch immer sagte der starke Wagen ohne Pause, als seien Lenker und Maschine unerschöpflich; Gerda wurden die Glieder steif und der Kopf müde, — und zuletzt schlief sie ein, von bleierner Müdigkeit nach durchwachter Nacht übermältigt.

— — — — — — — — — —

In Katjas „Salon" war der Hochbetrieb der späten Nacht- und frühen Morgenstunden. Es war nach wie vor „chic", sich den Betrieb bei der schönen Generalstochter anzusehen und Tisch an Tisch mit Menschen zu sitzen, um die man bei Tage einen großen Bogen gemacht hätte.

Die nichtsitzenden Sprößlinge reicher Väter schlugen sich hier ihre Nächte um die Ohren, so sogar Studentinnen angesehener Colleges pflegten gelegentlich aufzutauchen, wenn sie ihre Nerven an den verbotenen Geheimnissen des Chinesenviertels geschult, in echten chinesischen, chrysanthemenbestickten Kimonos saßen sie in Katjas Lokal und rauchten eine letzte Zigarette, ehe sie ihre Roadsters und Limousinen in ihre Heimat zurücksteuerten.

Es war drei Uhr in der Nacht, und eine Kapelle aus Wien spielte Straußsche Walzer zwischen den exotischen Rhythmen burlesker Niggertänze.

Da kam ein Mann auf Katjas Bartisch zu, der sieren Blickes durch das Gewühl steuerte und auf den letzten, noch freien Stuhl vor der Bar kletterte.

Jackie war es, Big Jack, der einzige von Lytton Wards Garde, der noch in Frisco weilte. Und Big Jack war schwer betrunken. Er hatte seinen bösen Tag. Er war seit 48 Stunden nicht aus den Kleidern gekommen. Einige Matrosen von der Mannschaft eines europäischen Steamers hatten ihn mit herum geschleppt. Er war nicht einmal mehr zu seinem sonst unentbehrlichen Kokain gekommen. Um so hoffnungsloser war er in Alkohol untergetaucht. Er sallte nur noch. Und in seinen Augen flackerte es unheilverkündend.

„Katja!" stieß er hervor. „Schöne Katja! Ich will Cham . . . Cham . . . Champagner trinken! Gib mir . . . das Beste, was . . . du hast!"

Katja lachte ahnungslos. „Hast du denn Geld, Jackie?"

„Geld? Haha! Freilich! Jetzt habe ich Geld! Mehr als bei Lytton Ward, verstehst du?"

Da erst horchte Katja auf. Es war immer nützlich, betrunkene Kundschaft auszuhorchen. Man konnte das so Erfahrene meist irgendwie verwerten.

„Hast du gewechselt, Jackie?" flüsterte sie, sich katzengleich an den Betrunkenen schmiegend. „Gegelst du unter anderer Flagge, ja?" — Big Jack nickte. Er hatte völlig gläserne Augen. Es war zu weiten, daß er in einer halben Stunde schon nicht mehr wußte, wo er sich befunden und mit wem er gesprochen. „Zum Teufel mit Lytton!" Er lachte. „Ist vorbei mit ihm! Hat sich den Hals gebrochen! . . . Mag er! . . . Wo ist . . . dein Cham—pagner, du?"

Katjas Finger umkrallten des Betrunkenen Glas ein. Aber er schüttete es blitzschnell hinab und zischelte: „Mehr!" Worauf er in eine Tasche griff und einen großen Schein auf den Bartisch wetterte. „Mehr, zum Henker! Hier ist Geld!"

„Soviel Geld bei der neuen Firma?" fragte Katja lauernd.

„Ja! Haha! Und leicht verdient!" lachte Jack weiter. „Mag er . . . zum Teufel gehen!"

Katja wurde immer neugieriger. Sie witterte etwas mit dem sicheren Instinkt der erfahrenen Frau.

„Weiß es Lytton schon?" fragte sie.

„Daß ich — gewechselt habe?" Big Jacks Gesicht war gänzlich das eines Irren. Es hatte keinerlei Ausdruck mehr. „Er wird es . . . erfahren! Er wird es . . . bald erfahren! Sie werden ihn ausheben aus seinem Nest, haha!"

Katjas Finger umkrallten des Betrunkenen Arm. „Du bist müde, armer Jack!" flüsterte sie ihm ins Ohr. „Ruhe dich aus und erzähle mir!"

Der Mann, dem schon die Lider zufielen, schien die Nähe des duftenden Blondhaares der schönen Russin zu empfinden. Er kam ein wenig zu sich. Er blickte im Kreis.

„Woher weißt du, wo Lytton steckt?" fragte indessen Katja voller Vorsicht. Und Jack lachte wichtigtuend. „Von Teddy!" prahlte er. „War in Berkeley drüben bei ihm. Haha, sind alles dumme Teufel! Und Big Jack hat sein Geld!"

Jetzt glaubte Katja genug zu wissen. Jede weitere Frage schien ihr gefährlich. Sie gab dem Betrunkenen noch ein Glas Schaumwein. Sie überließ ihn sich selbst. Und Jack, jeder Haltung und Selbstkontrolle bar, lallte ungefragt weiter vor sich hin, als verteidige er sich gegen einen unsichtbaren Gerichtshof:

„Kann man es mir verdenken? . . . Nein! Kein Mensch kann es mir verdenken! . . . Was hat er mir gegeben, als er wegfuhr? . . . Lumpige hundert Dollars . . . Ja . . . Oder zweihundert — Zwei . . . hundert. Sie waren alle in drei Tagen, damned! Drei Tage zahlt sie aber, jawohl! Und man muß leben, nicht wahr? . . . Man muß leben, Katja! . . . Oder etwa nicht?"

Dann schwieg er wieder, mit flackernden Augen vor sich hinstierend.

Katja antwortete ihm kaum noch. Sie hütete sich, ihn zu reizen. Sie nickte ihm nur beschwichtigend zu. „Freilich!" lächelte sie.

Aber nach kurzer Pause fing Jackie erneut zu schreien an.

„Was wollt ihr, he? Was kümmert es euch? — Gebt ihr mir vielleicht etwas, wenn ich am Verrecken bin? Ihr — Hunde!—"

Es war deutlich, — er wußte nicht mehr, was er sprach und tat.

Jetzt erhob er sich halb von seinem Sitz, schaute mit stieren Augen haßerfüllt auf einen Punkt an der Wand, als sähe er dort einen stehen, der ihm übel wollte, röchelte ein heiseres „Damned! You son of a dog!", griff sein Glas und schmetterte es klirrend nach seinem imaginären Gegner.

„Jackie!" schalt Katja.

Big Jack aber wurde immer böser. In seinen Augen war ein unheimliches Glimmen. Sein Gesicht war entstellt.

„Ihr . . . sollt . . . nicht . . . mit euren verdammten Fingern auf mich deuten!" kreischte er jählings so gellend, daß alle Gäste in seiner Nähe aufsuhren und eine Art kleiner Panik entstand.

„Schaff' ihn weg, Katja!" riet ein Vernünftiger.

Aber Jack hörte das. Und als er wie ein Wilder auf diesen Mann zustürzen wollte, ihn mit krallenden Fingern an der Kehle zu packen, warf sich ein halbes Dutzend schlagkräftiger Gäste des „Saloons" über ihn her, rissen ihn zu Boden und drehten ihm die Arme auf den Rücken.

„Sei friedlich, Jackie!" sagte Katja beschwichtigend, als sei nicht das geringste vorgefallen. Und da wurde Big Jack auch wirklich zahm. Er lallte noch etwas. Er lachte wie ein Kind. Er war völlig von Sinnen. Nach zehn Minuten schlief er irgendwo in einer Ecke ein. Katja ließ ihn hinaustragen. Sie hatte einen kleinen Raum für auf diese Weise verunglückte Gäste, einen Raum ohne Fenster, gänzlich unmöbliert, nur mit ein paar Wolldecken auf dem Boden versehen.

Am nächsten Morgen aber erhielt in Berkeley jenseits der Bai ein gewisser Mister Teddy Hilton eine Postkarte von der schönen Russin Katja, mit der er gebeten wurde, doch einmal gelegentlich in den „Saloon" herüberzukommen. Es gäbe allerlei zu besprechen.

— — — — — — — — — —

Die Zacken und Riffe und Pinks der Rocky Mountains stachen schroff in einen hellen Nachthimmel. Ab und zu lugte der Mond weißlich zwischen jagenden Wolken hervor.

An einem kleinen, stillen Stationsgebäude hielt der Expreßzug. Eine Seitenlinie kam hier von irgendwo aus dem Süden herauf. Oder aus dem Norden. Walter wußte es nicht. Die Maschine faßte Wasser. Der ganze Aufenthalt war nur auf sechs ganze Minuten berechnet. Chang Ho Wen ließ das Fenster des Abteils herab. Sie hatte das bisher an jeder der wenigen Stationen getan, wo der Zug gehalten hatte. Jedesmal war es umsonst gewesen.

Es war beinahe zehn Uhr am Abend. Die Sternzeder war schon zweimal in Chang Ho Wens Abteil gewesen, zu fragen, ob die junge Reisende zur Ruhe zu gehen wünsche. Doch die kleine Chinesin saß unermüdlich aufrecht auf ihrem Platz und rauchte.

Walter Steinhoff war sehr müde. Aber auch er fand nicht die Kraft zu dem Entschluß, sein Abteil aufzusuchen, wo längst alles zum Schlafen vorbereitet war.

Durch das herabgelassene Fenster sank kühle Nachtluft herein. Chang Ho Wen lauschte hinaus. Auch Walter Steinhoff lauschte. Und wirklich: Plötzlich war da ein kleiner, uniformierter Mann am Zuge. Er rannte flink die langen Wagen entlang. Und er rief aus — monoton — immer denselben Satz: „Telegramm für Miß Mabel Westerman — Telegramm für Miß Mabel Westerman . . . Telegramm für . . ."

„Hier!" sagte Chang Ho Wen seelenruhig, als der Rufende gerade unter ihrem Fenster war. „Soll ich mich ausweisen?"

„Danke! Sie werden mir angeben, woher das Telegramm ist!" Der Postmann war sehr freundlich.

„Aus Los Angeles! Uebrigens ist hier mein Postausweis!" lächelte Chang Ho Wen.

Dann hatte sie das Telegramm in Händen. Sie zog das Fenster hoch und setzte sich. Ihre Augen streiften Walter Steinhoffs Gesicht. „Nun werden wir es gleich wissen, Mister Steinhoff!"

Walter nickte. Sein Herz schlug dumpf. Es brachte kein Wort heraus. Mit weiten Augen sah er den weichen Bewegungen zu, die der schlanken Chinesin seine Finger vollführten, während sie das Telegramm erbrachen. Chang Ho Wen las. Dann sah sie wieder auf Walters Gesicht und gab ihm schließlich das Blatt lächelnd hinüber.

„So arbeiten wir, Mister Steinhoff!" sagte sie dabei stolz. Auf dem Telegramm aber war zu lesen: „Adressen lauten: George Ashby und Erward Hemlock bei Mister Reginald Billings in Nebraska City. Vermutlich als Viehhändler oder Arbeiter einer Fleischkonservenfabrik getarnt. Nichts unternehmen ohne vorherigen Drahtbescheid. Weiteres Geld lagert Salt Lake City."

Dies war der Text des Telegramms. Eine Unterschrift trug es nicht. Und Walter Steinhoff sah sein Gegenüber mit einem Gesichtsausdruck an, der eine merkwürdige Mischung zwischen Respekt und Grausen war.

„Ist es weit bis Nebraska?" rang er sich schließlich die Worte ab. Chang Ho Wen hob ein wenig die Schultern. „Weit oder nicht weit, — was bedeutet das? Wir werden hinkommen!"

„Wir?" fragte Walter. „Sie auch, Miß Chang Ho Wen?" — Die junge Chinesin sah durch das Fenster, — die schwarze Finsternis ragender Verghänge begleitete noch immer den Zug, — und schwieg mit einem vielsagenden Lächeln. Walter Steinhoff

Adamson und sein besseres Ich

Verlag Dr. Eysler & Co. A.-G., Berlin SW 68.

aber erhob sich jetzt. Ihn fröstelte. George Ashby in Nebraska, dachte er. Und — bei ihm — vermutlich — das Mädchen aus Deutschland, das — man einst geliebt . . .

Einst — haha! Als ob das vorbei und vergessen wäre. Dabei stand es lebendiger und qualvoller denn je vor der Seele, was gewesen und was man verloren . . .

„Das Telegramm enthält nichts darüber, ob . . . jene . . . Deutsche noch in der Gesellschaft der Gesichten ist . . .", sagte er, schon an der Abteiltür. Es hätte ihm das Herz abgedrückt, wenn er nicht davon gesprochen hätte. Ein Ventil mußte er haben für das, was drängend in seiner Brust wogte. Eines Menschen Ohr sich anvertrauen; war ihm ein nicht zu unterdrückendes Bedürfnis. Er sah die junge Asiatin mit brennenden Augen an. Chang Ho Wens Augen richteten sich auf ihn. Um die gemalten Lippen der schlanken Chinesin schwebte ein Lächeln. Ihre Augen aber schienen voll einer rätselhaften Trauer. —

„Wollen Sie schon gehen, Mister Steinhoff?" fragte sie, ohne auf Walters Worte zu reagieren. „Die Nacht ist noch so lang! Wir wollen plaudern, Mister Steinhoff!" Und während sich das Lächeln um ihre Lippen plötzlich vertiefte, setzte sie noch hinzu: „Wir wollen von Miß Gerda Paulini sprechen, ja?"

Da trat Walter wieder in das Abteil herein und ließ sich neben seiner gelben Reisegefährtin nieder. „Ja!" feuchte er. „Wir wollen — miteinander sprechen! Ich — bin nicht glücklich, Miß Chang Ho Wen!"

— — — — — — — — — —

Ein neuer Morgen brach an. Sein Licht huschte mit tobendem Flimmern über die kleinen Wellen der Bai von San Franzisko; es dämmerte bleich durch die Scheiben des zwischen den Berg'etten der Rocky Mountains nach Nordosten dahineilenden Expreßzuges; es fiel breit und lustig über die Ufer des Missouri und weckte das Vieh in den weiten Paddocks von Nebraska City, um sich Tausende von Schlachtrindern und Stieren brüllend drängten; — und das Licht stahl sich, unbemerkt, auch durch die vergitterten Fenster eines Strafgefängnisses von St. Louis, in die Zelle eines schlafenden Häftlings.

Es war der Morgen, an dem der rote Harold seine Freiheit wiederbekommen sollte. Man hatte ihm in aller Ordnung und Form den Prozeß gemacht, dem Ueberläufer und frischgebackenen Polizeispitzel. Man hatte ihn zu einer mehrjährigen Freiheitsstrafe verurteilt, und es war ein langes Register von Straftaten gewesen, was der vorsitzführende Richter an Delikten des Angeklagten zur Verlesung brachte.

Aber dann hatte man die Konsequenzen aus dem neuen Verhältnis gezogen, in dem der „rote Harold" nunmehr zur Polizei stand. Man hatte seine „Geständigkeit" und „Reue" gebührend berücksichtigt. Und der Gerichtshof war zu dem Spruch gelangt, daß dem Angeklagten vorläufig Strafaufschub und „bedingte" Freiheit zu gewähren sei, womit Stellung unter Polizeiaufsicht und ständige Meldepflicht zu verstehen war.

Eine Revision gegen das Urteil war weder von dem Vertreter der Anklagebehörde noch von dem Deliquenten eingelegt worden. Das Urteil hatte am gestrigen Tage Rechtskraft erlangt. Und dieser Morgen, dessen Licht sich eben in das noch schlafenden Harold Zelle stahl, sah ihn zum Schlusse die Freiheit zurückerhalten, auf die er vor Wochen freiwillig verzichtet. Er sollte entlassen werden. Der Verräter sollte frei ausgehen, indessen man seinen Kameraden von einst mit allen Mitteln moderner Verbrecherbekämpfung auf den Fersen war. — Noch schlief er, der rote Harold, rauher Meister früher im Stehlen und Schrecken der Farmer; noch schlief er, der unter Lytton Ward sein Sündengeld eingetrichten und Mitwisser fast aller Geheimnisse gewesen.

Aber es war, als sei schon die Unrast des nun für ihn beginnenden neuen Lebensabschnittes in seinem Schlaf: als prickle ihm die nasse Freiheit schon unbelösmachend in den Gliedern. Und er fuhr auf von seinem schmalen Lager, lange ehe das offizielle Wecken durch die kahlen, sternförmig angeordneten Gänge des großen Zuchthauses schallte. Er fuhr auf und blinzelte durch die Gitterstäbe ins junge Licht des Tages. Frei, wußte er von der ersten Sekunde des Wacherwachens an. Frei! Aber es war kein Gefühl der Erleichterung oder der Freude, was ihn erfüllte. Er erhob sich. Er begann sich zu waschen. Er tat alles ganz mechanisch. Frei sein, bedeutete — Gefahr! Das wußte niemand besser als der rote Harold selbst.

Lytton Ward war nicht der Mann, der einen Abtrünnigen in Frieden laufen ließ. Lytton Ward hatte der Gründe zu viele, unliebsame Männer zum Schweigen zu bringen. Und Lytton Ward hatte seine Freunde, wie er seine Feinde hatte. Bessere Freunde, treuere Freunde, als der rote Harold einer gewesen.

Es ging alles programmäßig. Die an diesem Tag zu entlassenden Häftlinge wurden in die Office gerufen. Sie durchliefen die ganze Prozedur der Entlassung. Aerztliche Untersuchung, Empfangnahme der Zivilkleidung und etwa in Verwahrung genommener Werkzeuge, Auszahlung des Entlassungsgeldes, Verabschiedung durch den dienstituenden Stellvertreter der Direktion.

Auch Joe H. Baker, wie der rote Harold gut bürgerlich dieß, wurde unterrichtet, erhielt Zivilkleider, Geld und Paß. Nur seine Verabschiedung gestaltete sich etwas umständlicher. Der Direktor selbst nahm sie vor, nicht ohne den ehemaligen Verbrecher auf die Art seiner neuen Freiheit aufmerksam zu machen und eindringlich zu ermahnen, keine Veranlassung zu neuem Einschreiten der Polizeibehörden zu geben. Harold hörte alles mit an. Er schwieg.

Am liebsten hätte er die Rede dieses korrekten Beamten unterbrochen mit der nackten Bitte: „Schützen Sie mich. Herr Direktor! Geben Sie mir — eine Zufluchtsstätte! Geben Sie mir Hilfe durch die Polizei!"

Aber das wäre schmählich gewesen. Hätte überdies vielleicht diesen pedantischen Mister

Birke am Wiesenrand

(v. Gerlach, M.)

stutzig gemacht und zu allerlei vorbeugenden Maßnahmen veranlaßt. Und frei wollte Harold doch werden, frei auf alle Fälle! Schon der plantinblonden Jane wegen, die seine letzte Liebe gewesen, als an jenem verhängnisvollen Abend Lytton Wards Faust sein Kinn getroffen. Also schwieg er. Schwieg zerstreut und verbissen. Ließ alles über sich ergehen. Sah nicht das Kopfschütteln und bedeutsame Augenzwinkern, mit dem die Beamten der Gefängnisoffice dem „Verstockten" nachsahen, weil sie nicht ahnen konnten, welches der wirkliche Grund von Harolds vermeintlicher „Verstocktheit" war.

Vom Portal aus führte eine Allee, rechts und links von Pappeln bestanden, geradeaus. Es war leer und einsam ringsum. Die Stadt lag ferne; ihre Hochhäuser und Schornsteine und Türme ragten weit. Auf etwa 300 Meter querte eine Autostraße das Blickfeld. Dort flitzten die Fahrzeuge von und nach der Stadt. Nur ein Wagen stand auf dieser Straße, ohne zu fahren. Eine graue Limousine, staubbedeckt, irgendwie finster aussehend. Harold sah diesen Wagen. Er nahm sein Bild unwillkürlich in sein Bewußtsein auf. Er schielte im Weitergehen auf ihn hin. Aber er sah nur, daß ein ihm unbekannter junger Mensch irgend etwas an dem Motor zu schaffen hatte.

Harold blieb eine Minute stehen und nahm die Lunge voll Luft, als müsse er den Genuß der neuen Freiheit hundertprozentig in sich aufnehmen. Dann ging er weiter, im Gehen überlegend, wie er am bequemsten und — am sichersten nach der Stadt hineinkommen könnte.

Ach, das war doch ziemlich einfach. Fuhren da nicht Wagen genug?

Kam da nicht eben ein ziemlich langsam rollendes Lastauto des Weges?

Schmutzige Fässer lagen hintenauf. Harold Baker ließ es vorüber, machte zwei lange Sätze, hing wie ein Affe baumelnd an dem hinteren Brett der Ladepritsche, schwang sich in die Höhe, ein wenig ächzend, denn die Wochen im Gefängnis hatten ihn fett und bequem gemacht, aber er schaffte es doch und hockte gleich darauf zwischen den schmutzigen Fässern oben auf dem Lastwagen.

Gut so, dachte er, rundum blickend von seinem hohen Sitz. Er sah gerade noch, wie die graue Limousine, die ihm vordem aufgefallen, sich auch in Bewegung setzte. War das ein Zufall?

Anscheinend ja! Der graue Wagen fuhr. Er mußte den langsamen Lastwagen Harolds in den nächsten Minuten überholen. Aber es war merkwürdig: Die graue Limousine fuhr nicht schneller als der Lastwagen auch. Sie überholte ihn nicht. Sie blieb in einigem Abstand hinter ihm zurück.

Das war immerhin seltsam. Der rote Harold fühlte ein Unbehagen in sich wachsen. Und sobald die ersten Vorstadthäuser der großen Stadt auftauchten, begann er nach einer Gelegenheit auszuspähen, sich auf gute Art aus dem Staube zu machen. Man kam jetzt rasch in belebtere Straßen. Und die graue Limousine hatte ihren Abstand noch mehr verringert.

Harold sah aber niemanden darinnen als den unbekannten jungen Menschen, der am Steuer saß. Vielleicht ist alles ganz harmlos, wollte Harold sich beruhigen. Vielleicht hat er eine Motorpanne und kann nicht schneller.

Noch zehn Minuten. Dann war man im Trubel der Stadt. Harold wohlbekannte Straßen wurden durchfahren. Zwei Ecken weiter noch, dachte er schlau. Dann wußte er ein Lokal, ein Speiserestaurant, das mehrere Ausgänge hatte. Dort wollte er abspringen. Und hinein — und wieder heraus . . . Für alle Fälle, nicht wahr? Zwei Ecken weiter noch.

Die graue Verfolgerin war gerade durch eine Reihe von Wagen von ihm getrennt, vortrefflich! Harold wurde beinahe lustig. So! — Nun war es so weit! Harold erhob sich. Er blickte sich um. Stieg über die Steige des langsam rollenden Wagens hinab — und sprang hinunter.

Keine zwanzig Schritte weiter war die wohlbekannte Eingangstür der Speisewirtschaft mit den verschiedenen Ausgängen . . . Keine zwanzig Schritte!

Aber da geschah folgendes: Irgendeine Stimme flüchte. Es war der Chauffeur eines Automobils. Der sah sich plötzlich mitten im ordnungsgemäß abrollenden Verkehr überholt und zu heftigem Bremsen gezwungen. Eine graue, verstaubte Limousine war ihm schräg vorgefahren und schoß nun dicht an den Randstein des Gehsteins heran. Erregte Stimmen wurden laut. Und jemand schrie plötzlich auf. Hell und wie in Angst. Es ging alles blitzschnell.

Mit einemmal hämmerte es: Tak — tak — tak —. Eine Maschinenpistole. Wildes Getümmel entstand. Schreckensbleiche Passanten drückten sich an die Hauswände, duckten sich zur Erde, rannten planlos und mit erhobenen Armen hierhin und dorthin. Frauen fielen um. Ein junges Mädchen stieß gellende Töne aus wie in einem Schreikrampf.

Es dauerte einige Minuten, bis man klar sah, was geschehen war . . .

Es dauerte einige Minuten, ehe ein Policeman zur Stelle war. Er pfiff sogleich Verstärkung herbei. Und das war notwendig! Denn als die erste Aufregung und das erste Getümmel verebbte, wurde es offenbar:

Da an der Tür zu einem vielbesuchten Speiserestaurant lag ein Mensch in seinem Blute. Ein kräftiger, rothaariger Mann, der in seinen letzten Zuckungen die Fäuste verkrampfte und die Lippen verzerrte, als wolle er im Sterben noch wilde Verwünschungen ausstoßen.

Ein Chauffeur brüllte auf die Policemen ein, daß die Schüsse aus einer grauen Limousine gekommen seien, die dicht vor ihm beinahe auer über die Fahrtrichtung auf den Gehweg zugesteuert habe. Man solle sofort die Straße absperren.

Man tat dies schließlich auch. Aber es war zu spät. Unter den gestoppten Fahrzeugen war die graue Limousine nicht mehr. Auch eine Patrouille auf Motorrädern vermochte das Fahrzeug nirgends mehr zu entdecken.

Der rote Harold wurde weggeschafft. Das Leben erlosch in ihm, während er in einen Sanitätswagen verstaut wurde. Man stellte leicht und schnell an den vorgefundenen Enten die weiten Höfe seiner Großschlächtereien ergießt, von wo das Fleisch über weite Strecken des amerikanischen Kontinents zum Versand gelangt.

Vom Viehhandel und gelegentlicher Lohnarbeit in den Schlachthäusern lebte auch der biedere Reginald Billings, ein Grautopf, der den Sechzigern nicht mehr ferne war. Und er lebte nicht schlecht, der gute, ehrbare Reginald. Er hatte ein Häuschen am Missouri, er hatte an ganz hübsches Auto, mit dem er die einzelnen Farmer seines Bekanntenkreises besuchte, und er arbeitete eigentlich nur, wenn es ihm paßte. Seinen Töchtern hatte er eine vortreffliche Erziehung zuteil werden lassen und alle wohlhabend verheiratet; er war einer von den wenigen, die sagen können: „Mir reicht es", und die es auch wirklich sagten.

Und da er im allgemeinen bescheiden lebte und stets in einem gewissen, nüchternen Rahmen blieb, machte sich niemand seines Bekanntenkreises Gedanken über den Wohlstand des Mister Reginald Billings in Nebraska City.

Man konnte ihm auch in der Tat nichts nachsagen. Daß er manchmal auf einige Wochen unsichtbar war? Mein Gott, was war dabei? Er machte auf Geschäftsfahrten sein. Oder auch bei einer seiner Töchter.

Und daß es jetzt plötzlich Besuch in seinem Haus gegeben, fiel auch nicht weiter auf. Zwei junge Leute und eine junge Frau, wohl mit dem einen der beiden verheiratet. In Ordnung. Wen ging das etwas an?

In dem kleinen, äußerlich so friedlichen Häuschen des Mister Reginald Billings aber geschahen seltsame Dinge. Ganz zu schweigen davon, daß das sonst kaum benutzte Telefon fast niemals frei war, denn die zwei Herren, die zu Besuch weilten, hingen ständig an der Strippe; zu schweigen auch von der merkwürdigen Art, mit der Reginald Billings den ganzen Umkreis seines Hauses andauernd beobachtete und sich nähernde Besucher stets schon am Zaun seines kleinen Gartens abfertigte; aber daß die junge Frau, die mit den zwei Männern gekommen war, wie eine Gefangene oben im zweiten Stock lebte und nicht einmal den Fuß auf die Treppe setzen durfte, wäre auch dem Aralosten auffällig gewesen, wenn sie Wind davon bekommen hätten. Doch niemand erfuhr davon.

Reginald Billings hatte nur eine Wirtschafterin, und die hatte er abbestellt mit dem Bemerken, er habe Besuch, und die Arbeit würde von der jungen Frau gemacht, die mit dem Besuch gekommen sei.

Niemand hatte Mister Billings Haus betreten seit sechshundertneunzig Stunden. Nur das Telefon hatte geklingelt, und durch die Drähte waren Gespräche gelaufen nach allen Richtungen der Union nach St. Louis und nach St. Franzisko, nach Chikago und nach Denver in Colorado.

(Fortsetzung folgt.)

4. Fortsetzung

Im Lande der aufgehenden Sonne

Ein Bericht von Johannes Mayrhofer

Fernöstliche Reise nach Japan

Eine Leichenfeier im Kloster

Ein paar Tage später war in Tsurumi die große Leichenfeierlichkeit für den verstorbenen Abt des Klosters Kodo Akino. Strömender Regen. Es regnet jedesmal, wenn ich nach Tsurumi fahre. So konnte die Feier nicht im Freien stattfinden, wie es geplant war; sie war statt dessen in der Halle, wo ich bei meinem ersten Besuch die Gebetsübung mit angesehen hatte. Es ist viel Publikum erschienen, Abgesandte von anderen Klöstern und Leute aus der Umgegend. Aber vorläufig habe ich Zeit, mit alle genau anzusehen. Der Altar und seine Umgebung leuchten in weißer Draperie. „Ist das hier die Farbe der Trauer?" sagte ich zu meinem Begleiter, und er antwortete: „Purity, Reinheit." Grüne Büsche, silberne und goldige Blumen und Palmen, brennende Laternen, Schrifttafeln. Immer zahlreicher finden sich die Bonzen ein, in verschiedenfarbenzusammenstellung der Gewänder. Gelb und Violett. Grün und Schwarz, Schwarz und Weiß. Schwarz und Braun usw. Das Tuch, welches das Obergewand bildet, ruht auf der linken Schulter und wird unter dem rechten Arme durchgezogen. Von der Decke hängen violette Vorhänge mit weißen Symbolen.

Auch hier kann ich wieder die japanische Höflichkeit bewundern. Begrüßungsszenen von München, die sich vielleicht lange nicht gesehen haben. Sie werfen sich vor einander nieder, mit der Stirne fast den Boden berührend.

Ich erhalte einen guten Platz, bei den Bonzen, aber ich denke mit Schrecken daran, wie ich während der langen Feier mit meinen ungeübten Gebeinen einigermaßen japanisch auf meiner Matte sitzen soll. Doch zum Glück weiß man mir bald darauf einen günstigeren Platz an, mit noch besserer Aussicht, bei den Frauen, denen ich leider im ersten Augenblick in meiner europäischen Länge gewaltig selbst die Aussicht verspere, obwohl ich sitze, bis ich dann glücklich noch etwas weiter zurück einen Platz finde, wo ich stehen kann, wenn auch „gekilt in drangvoll fürchterliche Enge", und niemand im Wege bin.

Der Abt Kodo Akino ist schon vor 14 Monaten gestorben und natürlich längst beerdigt, aber jetzt wird ihm die endgültige Leichenfeier gehalten. Ein Gebet in der Anfang, dann folgen Gedächtnisworte von verschiedenen, auch weltlichen Persönlichkeiten; einer hält einen chinesischen Schrifttext, den er in japanischer Sprache verliest. Es folgt eine Sutra, es folgt Schellen- und Glockenklang, eine Trommel wird geschlagen. Besonders fiel mir die Glocke auf, die umgekehrt, wie eine große Metallschale auf einem seidenbedeckten Gestell ruhte. Es wurde heißes Wasser gespkert, mit Zucker, dann Tee, dann eine Fackel. Fortwährend wurde Weihrauch verbrannt, auch außerhalb der Halle. Wenn der Wind das große weiße Tuch, das den Eingang verhüllte, ein wenig zur Seite trieb, sah ich draußen einen langen weißgedeckten Tisch mit mehreren Schalen, auf denen die Bevölkerung mit tiefen Verneigungen Rauchwerk opferte.

Ein merkwürdiges Geschenk

Nach der Feier war ein Riesenbetrieb im Kloster. Ueberall wimmelte es von einheimischen Mönchen und auswärtigen Gästen. Eitho Katano entschuldigte sich bei mir, daß er mich nicht in das Gastzimmer führen könne und übereriche mir ein großes Paket, in ein weißes, blaugedrucktes Tuch gebüllt, das solle ich mitnehmen in meine Wohnung in Tokio. Und als ich dieses freundliche Geschenk in meinem Hotel öffnete, ergab sich, daß darin zwei Holzkasten waren. Einer enthielt ein köstliches Mittagessen, Reis mit Bohnen, allerdings kalt, und neben einem Brettchen in der Ecke pikante würzige Zutaten. Der zweite Holzkasten aber barg zwei schöne Kuchen mit Zuckerauflage und eine bräunliche, geleeartige Masse. Der zweite Kasten war lieblicher anzusehen als der erste, aber im Geschmack ungenießbar süß, so daß ich es vorzog, mich nur an meinem Reis und meinen Bohnen zu erquicken. Und nicht vergessen soll werden, daß man auch zwei saubere Holzstäbchen für das Mahl beigefügt hatte, ein kleines Schälchen und eine Flasche mit Sake mit Reiswein. Und die habe ich mir allerdings mit herzlichem Dankgefühl für meine buddhistischen Freunde bis zum letzten Tropfen zu Gemüte geführt.

Japanisches Theater

Gerne benutze ich immer wieder bei meinem Aufenthalt in Tokio und anderen Städten die Gelegenheit, die verschiedenen Gestaltungen japanischen Theaterlebens zu studieren.

Eine der berühmtesten Bühnen der Hauptstadt ist das Kabuki-za-Theater. Ein sehr schöner kleiner Bau, für unser europäisches Empfinden sogar phantastisch zu nennen. Laternen, Blüten, Bilderreklame und selbstverständlich eine unglaubliche Lichtverschwendung. Herrlich ist's im Innern. Schon im Foyer. Boden, Nesutonis, Bilderschmuck, bequeme Sessel zum Ruhen. Eine große Bühne, ein ziemlich europäisch eingerichteter Zuschauerraum. Nur in den Logen sitzt man auf japanischen Kissen.

Man verträgt im Lande der aufgehenden Sonne ziemlich viel Theater. Man hat sehr viel Zeit, was den Fremden um so mehr überrascht, da er doch weiß, wie gewaltig die Aktivität der Japaner auf allen Gebieten ist. Ich glaubte, daß die Vorstellung nachmittags um vier Uhr beginne. Es hatte aber schon um zwei Uhr angefangen. Und es dauerte bis zehn Minuten vor elf. Ich kam während des zweiten Stückes „Meiboku-Sendaihagi". Ein klassisches Stück in einem Akt. Ein Spiel von der Treue. Also echt japanisch. Die Amme des kleinen Erben im Schloß der Familie Date in Sendai gibt das Leben des eigenen Kindes hin, um das des jungen Herrn zu retten.

Die Theaterstücke dieses Tages fanden eine merkwürdige Unterbrechung durch eine große, feierliche Veranstaltung, die der Tradition des Hauses und den altberühmten Schauspielerfamilien gewidmet war. Die ganze Bühne war mit rotem Tuch dekoriert. In langen Reihen, kniend, sitzend, haben sich von diesem leuchtenden Grund die vollzählig erschienenen Darsteller von Rang in ihren schwarzen Zeremonienge-wändern ab. Die Gedächtnisveranstaltung des Monats wurde angeführt. Zugleich wurde die Nachfolge von vier Söhnen der Onoye und anderer hochangesehener Schauspielerfamilien, ihre Erhebung zu den „erblichen und autoritativen Namen höheren Grades" mitgeteilt. Es gab viele Verneigungen, viele schöne Reden und nochmals Verneigungen.

Ein Sumaraischicksal

Dann kam zum Glück wieder eigentliches Theater. „Tsuchigumo." Ein mythisch-phantastisches Stück. Merkwürdig waren die Fäden, die das Ungeheuer, das Phantom, wie ein furchtbares Spinnennetz hinausschleudert, um die Leute damit zu umgarnen.

Mit derartigen Sachen weiß der ausländische Besucher nicht viel anzufangen. Trotz bester schauspielerischer Leistungen. Um so tieferen Eindruck aber machte auf mich das nächste Drama, „Fudeya-Kobei" oder „Kobei, der Schreibpinsel-Händler". Mit Kiyomoto- und Takemoto-Musik. Der Inhalt dieses exzellenten Stückes ist ein Sumaischicksal nach der großen politischen Restauration des Jahres 1868. Was nützt dem armen Kabei jetzt all sein ritterlicher Sinn und seine kriegerische Tüchtigkeit! Er kann nicht länger den Beruf ausüben, der ihm Lebensinhalt war. Mühsam muß er sich als Hausierer ernähren. Wie war doch früher der Stand des Kaufmanns in Japan geringgeschätzt und verachtet! Und jetzt muß er sich selbst als Kaufmann niedrigster Ordnung, als Hausierer durchs Leben schlagen. Die armen Kinder! Das Baby ohne sorgende Mutter. Dazu die Grausamkeit eines Geldverleihers, der sein Ehrgefühl kennt. Kobei will sich und die Kinder töten. Schließlich wird er irrsinnig. Aber endlich fällt doch noch ein Lichtstrahl in das trostlose Dunkel. In der höchsten Not kommt Hilfe durch eine gütige Frau. In der letzten Szene unterbricht die Musik wirksam das Elend des Ex-Samurai.

Dieses Stück konnte mit seinem erschütternden Realismus auch auf einen westländischen Besucher tiefen Eindruck machen. Und auch verschiedene Japaner zogen ihre Taschentücher, um verstohlen eine Träne zu trocknen. Es fehlte freilich auch nicht an solchen, bei denen die tiefe Tragik, z. B. bei den Irrsinnsszenen, ein Gelächter auslöste.

Beim letzten Spiel des Abends, „Bentenkozo", konnte sich das Auge an sehr schöner Szenerie erfreuen. Landschaft am Fluß unter herrlichen Blüten.

Japanisches Theater: Dojoji-Tanz (Archiv „Der 7. Tag")

Ueberhaupt stehen die hauptstädtischen Theater hoch im Rang, was Bühneneinrichtung, Drehbühne, Versenkungen, Dekorationen und Verwandlungen angeht.

Die Kabuki-Dramatik als Ganzes bedeutet eine Hinwendung vom Aristokratischen des Nohdramas mit seinem lyrischen Charakter, das sich unter den feudalen Daimyohs so großer Förderung erfreute, zur Geissdrichtung und zum Geschmack der einfacheren Leute. Aber der Japaner kann auch heute noch eine gute Portion Stimmungsmalerei ohne viel äußere Handlung ertragen. Das beweis mir unter anderem eine Vorstellung, der ich in einem anderen Theater von Tokyo beiwohnte, wo das Seelenleid einer unglücklichen Prinzessin geschildert wurde, die überall den Schädel ihres toten Kindes mit sich herumträgt und schließlich durch Selbstmord endet. Ich mußte gezwungenermaßen an den „Oedipus auf Kolonos" des Sophokles denken, wo auch mit Nebensächlichkeiten ein wenig äußere „Handlung" erzielt wird.

Lustige Witwe in Japan

Wie aber im ganzen öffentlichen Leben von Tokio unvermittelt das althergebrachte Japanische neben dem Modernen, der fremden Kulturwelt, steht, so besonders auch im Bereich des Theaters. Das beweisen vor allem die Mädchen-Opern und Operetten des Takarazuka-Theaters und ähnlicher Bühnen, deren Vorstellungen, auch in den männlichen Rollen, von jungen Damen bestritten werden. In einer solchen Vorstellung sah ich zufällig neben einem deutschen Landsmann, der mit, nachdem wir schon etliche Szenen der im Programm angekündigten „Schönen Multi-Millionärin" genossen hatten, zuflüsterte: „Das ist ja die „Lustige Witwe." Ich konnte nur antworten „Merken Sie das jetzt erst?" Wie ganz anders sieht das echt japanische Ballett aus, verglichen mit den Tänzen dieser Bühne! Man glaubt oft wirklich, nicht mehr in Japan zu sein, sondern im Moulin Rouge in Paris. Ich habe einmal irgendwo die Behauptung gelesen, ein moderner Revue-Direktor könne in Japan nicht das erforderliche Personal zusammenbringen, weil die Beine der japanischen Mädchen, die durch die Gewohnheiten der japanischen Art zu sitzen gelitten, den Anforderungen dieser „Kunstrichtung" nicht genügen. Wer die Vorstellungen der Takarazuka-Damen gesehen, kann über solche Ansichten nur den Kopf schütteln.

Im übrigen habe ich in einem japanischen Klub nach besten Kräften darauf hingewirkt, man möge doch lieber, wenn man schon so modern sein will, Europa weitgehend zu kopieren, die wertvolleren Errungenschaften unseres Theaters nachmachen. Zufällig las ich eine gleichzeitig in einer der dortigen Zeitungen, daß Japan „must set things right in its own house, which means that it must liquidate the evils brought about by intoxication with Western civilization", daß also Japan in seinem eigenen Hause Ordnung schaffen muß, d. h. daß es Schluß machen muß mit den Uebeln, die durch die Berauschung mit westlicher Zivilisation eingeschleppt sind.

Ich kann den seltsamen Eindruck nicht vergessen, den etwa ein so buntes Programm hervorruft wie jenes, das ich gleichfalls im Takarazuka-Theater erlebte, wo ein so echt japanischer Geisha-Tanz wie „Kajamiishi", der Tanz mit dem Löwenhaupt, echte Leidenschaft, aber durch japanische Tradition gedämpft, umrahmt wurde von der musikalischen Komödie „Rose aus Merika" und den künstlichen Szenen der modernen Revue „Prinzessin Nanette".

Puppentheater

Ganz reines, unverfälschtes Japan aber findet man auch heute noch im Puppen-Theater, das freilich eine dauernde Heimstätte regelmäßiger Aufführungen nur noch in der Stadt Osaka besitzt. Es handelt sich da um annähernd lebensgroße Puppen, von denen jede einzelne von drei Männern bedient wird, die mit fabelhafter Geschicklichkeit diese leblosen Objekte in ein echt dramatisches Spiel voll komplizierter Beweglichkeit zu verwandeln wissen. Die Puppen bewegen sich für gewöhnlich in der normalen Höhe der Bühne, wenn die Handlung nicht beispielsweise gelegentlich in einem erhöhten Raum im Hintergrund der Szenerie sich abspielt. Die Männer, welche die einzelnen Puppen lenken, stehen etwas tiefer, aber es läßt sich nicht vermeiden, daß man ihren Kopf und ihren Oberkörper sieht. Um nun die Illusion nicht zu sehr zu stören, sind diese Männer meistens durch schwarze Gewänder verhüllt, die sogar das Gesicht bedecken. Das bedeutet also: Liebes Publikum, wir gehören nicht dazu; bitte gefälligst von unserer Gegenwart abzusehen . . .!

Die Puppen können natürlich nicht reden. Deshalb sitzen neben der Bühne zwei Sprecher, von denen der eine mit Samisen-Musik die Handlung begleitet, während sein Kollege mit ungeheurem Kraftaufwand an Stimme und Betonung den Text liefert.

Aber wie gesagt, in Osaka ist sozusagen die letzte Zufluchtsstätte, auf welche sich diese originelle Theaterkunst hat flüchten können.

Landschaftliche Wunder

Wenn von den herrlichsten Szenerien Japans die Rede ist, müßte eigentlich der vielgerühmte, vielgeliebte Fujiyama an erster Stelle genannt werden, denn er ist es ja, der höchste und der heiligste der japanischen Berge, nach dem eines jeden Japaners Sinn von Kindheit an steht, zu dem er pilgern, den er erstiegen möchte und der gar nicht genug besungen und gemalt und photographiert werden kann. Auch ich habe ihn selbstverständlich besucht, bin von Mitanoshita aus durch seine Umgebungen dahingefahren, habe von verschiedenen Seiten den Blick auf den reinen, klaren Linien seiner herrlich regelmäßigen Gestalt ruhen lassen, die ihresgleichen kaum auf Erden hat. habe mich ergötzt an wundervollen Panoramen, prachtvollen Gebirgs- und Seelandschaften, und am Abend bei der Rückkehr mich kaum trennen können von dem bezaubernden Landschaftsbild in leuchtendem Sonnenuntergang. Da mein Wagen mich gerade in kühnen Schlangenwindungen der Straße zu einem immer höheren Niveau emporführte, habe ich den Sonnenuntergang sogar zweimal erlebt, habe allerdings vergeblich auf ein drittes Mal gehofft und lange, lange beglückt den rosaleuchtenden Himmel bewundert, den schneebedeckten Fuji in bläulicher Majestät und ringsum die niedrigere, aber doch bedeutende Bergwelt und die unermeßliche Ebene mit ihren Feldern und Menschensiedlungen.

Zu den „kiefernbekleideten" Inseln

Aber wenn man von den drei berühmten Szenerien spricht, so erwähnt man die Fujiyama und nicht mehr. Andern heißt Matsushima, Amanohashidate und Miyajima. Man muß verschiedene Reisen unternehmen, um diese berühmten Plätze zu sehen. Mein erstes Ziel war Matsushima, nicht weit von Sendai gelegen, die Welt der „kiefernbekleideten Inseln". In einem kleinen Motorboot fuhr ich von dem Fischerhafen Shiogama als einziger Passagier hinaus in die Bucht von Matsushima. In wundervoller Pracht durfte ich dahingleiten durch die einig wechselnden Bilder, die großen und die kleinen Inseln, vorüber an Bergen und Wald, an natürlichen Brücken oder Durchgängen im Felsgestein, und dann wieder hinausträumen auf den sich jenseits dieser Märchenwelt erschließenden unendlichen Ozean. Wiederholt ließ ich den Dampfer halten, bei Tamon-zan, bei Ogi-dani, bei Tamori. Das eine Mal war das Anlandgehen nicht sonderlich bequem und einfach, ein anderes Mal fand ich eine schöne steinerne Landungsbrücke. Aber jedenfalls waren die Besteigungen, die Wanderungen auf diesen Inseln mit dem schönen Wald und kleinen frommen Heiligtümern auf den Höhen sehr abwechslungsund genußreich.

Das nahegelegene Sendai, wo ich freundliche Führer und Begleiter fand in den dortigen Dominikanern, ist gleichfalls rühmenswert in seinen Szenerien und nicht weniger interessant in seinen historischen Erinnerungen. Hier residierte der Daimyo Date Masamune (1568 bis 1636), der — merkwürdig genug bei der sonstigen jahrhundertelangen Abschließung Japans von der übrigen Welt — von dem Franziskanerpater F. Luis Sotelo, den er aus den Händen des Christenverfolgers Hideiata befreit hatte, möglichst viel über die weite Welt da draußen zu erfahren und zu lernen suchte, und sogar einen seiner Höflinge, Hakekura Tsunenaga, als Gesandten nach Spanien und Rom schickte, wo er von König Philipp III. und Papst Paul V. empfangen wurde. Wundervoll ist die Allee, die zu einem der Tempel führt, ähnlich wie die prachtvollen Alleen von Nikko. Sehr schön war bei meiner Rückkehr der Ausblick von Vorgeshöhen auf die erleuchtete Stadt tief da drunten. Auch eine schauerliche Schlucht habe ich noch in der dämmerigen Abendbeleuchtung besucht, von deren Brücke sich mancher Selbstmörder hinabgestürzt.

Von diesem Ausflug nach dem nördlicheren Japan zurückgekehrt, machte ich mancherlei Fahrten durch verschiedene Gegenden der Hauptinsel und kam so schließlich auch von Kyoto aus nach der zweiten berühmten Landschaft, nach Amanoshidate. Hier wird eine weite Lagune gegen das offene Meer hin abgegrenzt durch eine sich weithin dehnende, dreißig bis vierzig Meter breite, kiefernbestandene schöne Landzunge. Von da kann man eine prachtvolle Berglandschaft ausführen zu einem alten, nicht sehr anziehenden Tempel und einem neuen, noch unvollendeten, der sich daneben erhebt. Wichtiger aber ist die prachtvolle Aussicht von einem Teehaus hoch oben auf Gebirge, Wasser und Wald und den merkwürdigen und schmalen Streifen der Landzunge.

(Fortsetzung folgt)

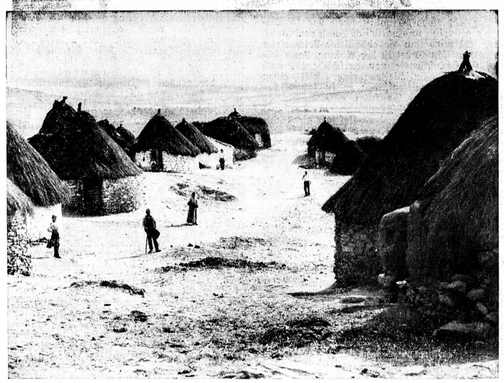
Die Augen der ganzen Welt sind auf Spanien gerichtet. Dort fallen in diesen Tagen und Wochen Entscheidungen, die nicht nur für das Land der iberischen Halbinsel, sondern auch für Europa, ja vielleicht für die ganze Welt von unermeßlicher Bedeutung sind. Unser großer Bildbericht soll unsere Leser heute einmal abseits führen von allem Kriegslärm in jene stilleren spanischen Lande wo noch der Friede wohnt. Aber auch das ist die spanische Heimat, welche die Nationalisten mit so ungeheurem Heldenmut gegen den bolschewistischen Terror verteidigen.

Das unbekannte Spanien

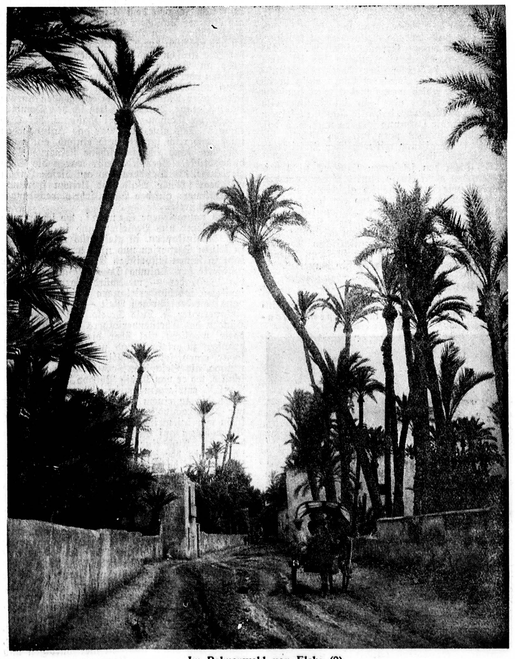
In den letzten Monaten hat man soviel über Spanien gelesen und gehört, daß einem Namen wie Bilbao, Barcelona, Alcazar, Toledo usw. sehr geläufig geworden sind. Daneben gibt es aber noch ein anderes Spanien, wo man nichts weiß von Revolution, wo es auch gar nicht lohnt, Revolution zu machen; ganz schlichtes, armseliges, bedürfnisloses Spanien, was die wenigsten kennen, sogar die wenigsten Spanier. Einem Deutschen war es vorbehalten, dieses unbekannte Spanien zu erforschen, zu durchwandern, vor allem in Lichtbildern festzuhalten. Es war der Meister der Lichtbildkunst Kurt Hielscher, der bei Kriegsausbruch 1914 auf der Rückkehr von einer Studienreise aus Afrika in Spanien interniert wurde. Ueber fünf Jahre lang mußte er der deutschen Heimat fernbleiben. Diese fünf Jahre hat er dazu benutzt, das Land, das ihm Gastfreundschaft gewährte, bis in die entlegensten Winkel auszukundschaften, ja geradezu neu zu entdecken. Sein Prachtwerk „Das unbekannte Spanien", dem mit freundlicher Erlaubnis die hier gezeigten Bilder entnommen sind, erregte bei seinem Erscheinen 1922 großes Aufsehen. Der den 300 herrlichen Bildern beigegebene Text ist knapp. Viel Freude macht es, Hielscher zu lauschen, wenn er an Hand seiner erstklassigen Lichtbilder über seine Erlebnisse in diesem Lande der Gegensätze plaudert.

Er nennt Spanien ein einziges großes Freilichtmuseum. Was das unglückliche Land heute durchmacht, erscheint, von unserem heutigen Standpunkt aus gesehen, vielleicht unerhört grausam und kulturfeindlich. Aber die Geschichte Spaniens hat noch ganz andere Kämpfe zu verzeichnen. Wie heute der Bürgerkrieg Kulturschätze von unersetzlichem Wert vernichtet, so ist in früheren blutigen Kriegen, wo es um den Besitz des Landes ging, vielleicht ebensoviel zerstört worden.

Höhlenfels (Prov. Almería) (4)



Dorf in Süd-Estremadura (3)



Im Palmenwald von Elche (2)

Zeugen davon sind in Ruinen und Resten über das ganze Land verstreut. Aber wenn auch die Kelten, Iberer, Römer, Punier, Mauren und Goten nacheinander im Ringen um die Macht viel vernichtet haben, so hat doch jeder Abschnitt in der Entwicklung des Landes die Spuren von der Kultur der Unterliegenden zurückgelassen.

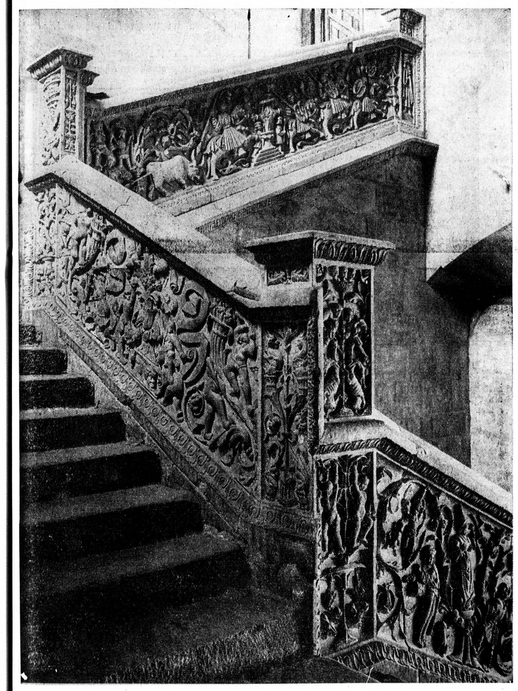
Die großen Sehenswürdigkeiten sind genügend bekannt geworden. Sie werden geschäftsmäßig erschlossen von den großen Reisebüros. Es soll daher hier nicht die Rede sein von der unvergleichlich schönen Alhambra in Granada, wo hinter trutzigen Festungswerken und wehrhaften Türmen im einzigartigen Zusammenklang von Baukunst und Gartengestaltung eine Fülle von malerischen Höfen, Gärten, Säulenhallen und malerischen Winkeln, überstät mit dem Filigran reichsten maurischen Schmuckwerkes, ein weltabgeschiedenes, stilles Dasein verträumen. Auch nicht vom Escorial, dem ausgedehntesten Bauwerk Spaniens, nicht weit vor den Toren Madrids, das sich der Gewaltmensch Philipp II. gegen Ende des 16. Jahrhunderts erbauen ließ als „Königliches Kloster des heiligen Laurentius vom Escorial", nicht von den sehr zahlreichen Bau- und Kunstdenkmälern, die man in jeder besseren Kunstgeschichte verzeichnet findet, sondern von dem Spanien, das selten eines Fremden Fuß betritt.

Im schroffsten Gegensatz zu den Prachtbauten und den Zeugen einer verfeinerten Kultur, wie sie an den bekannten Reisewegen liegen, stehen die Musterbeispiele von Anspruchslosigkeit, die z. B. in der Provinz Almeria in Andalusien zu finden sind. Ueber Palmen, die auf die Nähe der afrikanischen Küste deuten, erheben sich merkwürdig durchlöcherte Felswände. Von weitem sehen sie aus wie ein gut aufgegangener Hefekuchen im Anschnitt. Bei näherem Zusehen entpuppen sie sich aber als viele hunderte von Höhlenwohnungen, die bis zu fünf Stockwerken hoch aus dem weichen Felsen herausgegraben sind. Fast macht es den Eindruck, als sei man in eine vorgeschichtliche Siedlung geraten. Aber es ist frisches Leben in diesen Erdhöhlen. Sie sind heute noch bewohnt, und es werden immer wieder neue gegraben. Im Zickzack schräg den Berg hinansteigende Pfade bilden die Verbindung von Tür zu Tür. Man hat sogar Stollen durch den Bergrücken getrieben, um bequem von einem Tal ins andere zu gelangen. Herrliche Aussicht hat man aus den Loggien, die hoch im steilen Felsgewände auf die andalusische Landschaft herabschauen. Hart und einfach ist das Leben der Bewohner, die meist durch Ziegelbrennen ihr Brot verdienen und dazu in der Flußniederung sich das Nötigste an Nahrung selbst bauen. Derb und einfach ist die Kost, das Bett der harte Erdboden. Und trotzdem sind die Leute zufrieden und bei aller Armut noch gastfrei. (Siehe Bild 1.)

Schon etwas mehr „Komfort" zeigen die Höhlenstädte in der Sierra de Guadix. Da ist wenigstens hier und da eine Mauer als Hauswand aus dem Berge herausgezogen, sogar ein Stück Pfannendach lugt hervor. Wie eine Häufung von Termitenhügeln sieht die Landschaft aus. Aber aus kleinen Türmchen, wie Sektkorken geformt, steigt Rauch zum Himmel und kündet das Vorhandensein von Menschen an.

Elche, eine Stadt im Südzipfel von Valencia, Provinz Alicante, hat den einzigen Palmenwald Europas. Hier haben die Mauren durch eine kunstvolle Bewässerungsanlage aus einer Wüste fruchtbares Land gemacht. Heute noch steht der Wald der 100 000 Palmen n einer Wüste. (Bild 2.)

Ein anderes Bild aus Süd-Estremadura. Das Dorf sieht aus wie ein Hottentottenkraal. Runde Hütten, bis Mannshöhe aus Steinbrocken gefügt, mit einem spitzen Kegeldach aus Reisig abgedeckt. Die dem Wetter abgewandte Tür ist die einzige Oeffnung. Der Rauch des Herdfeuers zieht durch das lustige Dach ab. (Bild 3.)



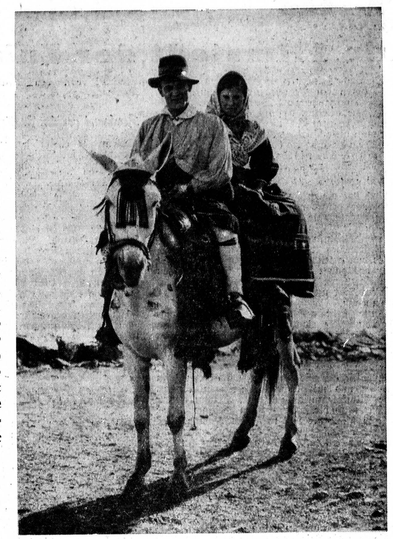
Platereske Treppe in der Universität Salamanca (5)
An der oberen Treppenwange Darstellung eines Ritterstierkampfes

Einen ganz außerordentlich seltsamen Anblick bietet die Stadt Mochagar, wie aus dem Hirn eines ganz ausgefallenen Kubisten entsprungen. Man stelle sich einen Berg vor, über den ein Riese aus seiner Schürze seinen Würfelbaukasten ausgeschüttet hätte. Die flachen Dächer der unteren Häuser bilden den Zugang zu den oberen, ja sogar oftmals die Straßenzeile für die höher liegenden Würfel. Wie die ganze Stadt, so sind auch ihre Bewohner ausgesprochen maurisch. Wie im Orient gehen hier die Frauen tief verschleiert, aber hochgeschürzt mit nackten Beinen. Ein Mädchen, das sein Gesicht offen zeigt, aber die Beine verdeckt, zeigt damit öffentlich, daß an ihm nichts mehr zu verderben ist. Auch darf ein Mädchen vor der Hochzeit keinem Mann die Hand geben.

Andere Länder, andere Sitten. Hielscher erzählt von einer entlegenen Gegend in den Pyrenäen, wo nach der Geburt eines Kindes der schwergeprüfte Vater sich ins Bett legt und hier die Glückwünsche der Verwandten und Freunde entgegennimmt. Die Mutter muß aber baldigst wieder an die Arbeit.

Südländisches Feuer tritt nicht nur bei den großen nationalen und kirchlichen Festen in die Erscheinung oder gar bei den Stierkämpfen, sondern auch in kleinen Dingen. Wenn das gläubige Volk zu einer Wallfahrt ausgezogen ist, oft genug hoch zu Roß und Maultier, wobei die Mutter hinter dem Vater auffitzt (Bild 4), wenn dann die im Zuge mitgeführten Heiligenbilder und -figuren am Ziele abgesetzt sind, dann beschließt Musik und Tanz das Fest. „Es lebe die heilige Jungfrau Maria!" so jauchzt und singt man im frohen Reigen. Dieser Ausbruch des Jubels an heiliger Stätte mutet uns kältere Nordländer etwas sonderbar an, ist aber erklärlich aus der begeisterten Hingabe und Freude am Gottesdienst. Ein schwacher Abglanz dieser südlichen Feierlichkeit und Begeisterung lebt im Liborituch im Paderborner Dom. Ganz sicher ist er auf französischen Einfluß zurückzuführen.

Nach einen kurzen Blick werfen wir auf Salamanca, die im Mittelalter berühmte Universitätsstadt (Bild 5), und auf das Nationalheiligtum der Spanier, Santiago de Campostella, den berühmten Wallfahrtsort mit seiner gewaltigen Kathedrale (Bild 6), die gläubiger Sinn über dem Grabe des Apostels Jakobus des Aelteren errichtete, aber dann gehen wir Zehntausende von Jahren zurück zu einem Kunsttempel des Urmenschen: zur Höhle von Altamira. Welch ein Gegensatz von zwei Welten! Hier an der Schwelle der Menschheitsgeschichte sehen wir die Reste eines Hochstandes der Kultur, dem gegenüber die alten Griechen, Aegypter und Babylonier verblassen. Bei Santander in Nordspanien entdeckte 1868 ein Jäger auf seinem Pirschgang diese Höhle. Aber erst zwanzig Jahre später wurden durch das Kind eines Vorgeschichtsforschers jene berühmten Zeichnungen und Malereien aufgefunden, die das berechtigte Staunen der ganzen Welt hervorriefen. Nur dem glücklichen Umstande, daß — vielleicht schon vor Jahrtausenden — der Eingang zu dieser aus dem Kreidekalk von Natur ausgewaschenen Höhle verschüttet wurde, ist es zu verdanken, daß die vielen auf Decken und Wände gemalten und gezeichneten Werke frühester Menschheitskultur uns gerettet worden sind. Sonderbar, daß der Mensch in den Bildern nur ganz selten vorkommt. Meistens sind Wildbüffel, seltener ziegenartige Tiere, ein Hirsch usw. dargestellt. Namentlich die farbigen Bilder sind mit einer erstaunlichen Sicherheit und Naturtreue gemalt. Mit wenigen Farben nur sind echte Wirklichkeitsbilder entstanden. Altamira muß man als den Höhepunkt einer Kultur ansehen, die bis auf diese geringen, aber dafür um so wertvolleren Reste spurlos verschwunden ist.

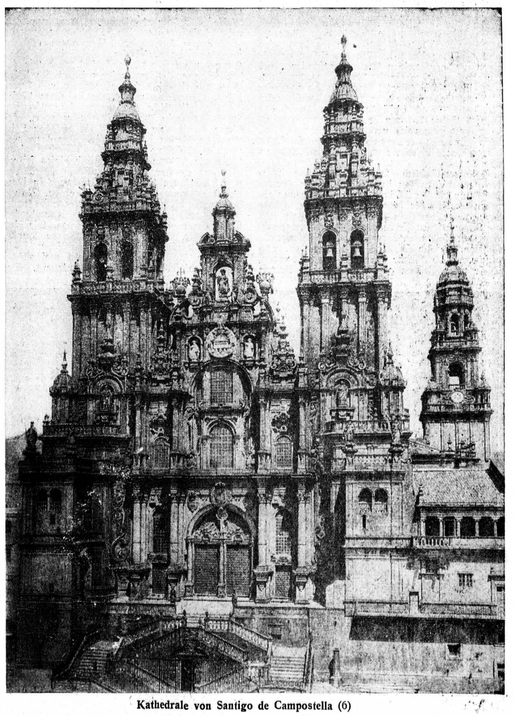


Maultierritt (4)

Das waren einige Ausschnitte aus dem Lande der Gegensätze. Auf der einen Seite Paläste und Kathedralen, angefüllt mit Kunstschätzen von unermeßlichem Werte — auf der anderen Seite Höhlenbewohner, die in ihrer Bedürfnislosigkeit fast bis auf die Urzeitkultur der Menschheit zurückgehen. In Barcelona tobt sich eine verstiegene Gegenwartskunst aus in einem gesuchten Mischmasch von Stilformen aller Zeiten, stolz und selbstbewußt als Künder einer neuen Zeit — aber im Angesichte der Fresken in der Höhle von Altamira lernt der Mensch sich bescheiden und sieht ein, daß alles auf Erden vergänglich ist. Andrerseits sehen wir aber auch, wie gegenwartsnahe die Kunst der Frühzeit des Menschengeschlechtes ist. Und warum? — Weil sie sich aufbaut auf feinster Beobachtung der Natur, die keinen Modeschwankungen unterworfen ist.

P. M.

Photos (6): Kurt Hielscher. Klischee: Eig. Anf.



Kathedrale von Santigo de Compostella (6)

Denham
die Filmstadt der Zukunft?

Das Filmparadies Hollywood ist seit Jahren ein Begriff für die ganze Welt. Das englische Dorf Denham, an Flüsse Colne gelegen, begann als Filmmetropole erst bekannt zu werden. Trotzdem hört man viele Prophezeiungen, daß der Name Denhams bald den von Hollywood überflügeln wird. Ein Wandel von revolutionärer Durchschlagskraft ist erfolgt.

Noch vor einem Jahr hätte man selbst einen Londoner vergebens gefragt, wo Denham liegt. Er wußte es nicht, hatte den Namen nie gehört. Ein altes Schloß in einer entlegenen Nebenstraße des gewaltigen englischen Verkehrsnetzes träumte dahin, wie viele Hunderte von alten englischen Schlössern auch, die über das ganze Land verstreut sind. Um den herrschaftlichen Park herum ein kleines Dorf mit ein paar unscheinbaren Häusern, das war Denham.

Heute steht auf dem gleichen Platz eine Stadt. Die eigenartige, modernste, rostlosete Stadt Groß-Britanniens — die Stadt des Films. Denham ist unlöslich mit einem Namen verknüpft, dem Alexander Kordas. Vor dem Kriege war er ein kleiner ungarischer Journalist, der wie ein Besessener an den Film glaubte und mit lächerlich geringen Mitteln eine Filmfabrikation in seiner Heimat aufzubauen versuchte. Sein Lohn bestand lange Zeit in nichts als Not und Enttäuschung. Bis dann der große Wurf gelang und nicht nur im Leben Kordas, sondern auch in der Geschichte des Films eine große Wendung eintrat. Der Film „Heinrich VIII.", den Korda schuf, hat auch den Engländern das Vertrauen in sich wiedergegeben. Die konservative englische Hochfinanz entdeckte plötzlich die gewaltigen Möglichkeiten der Filmindustrie, die London-Filmproduction wagte die Konkurrenz mit Hollywood aufzunehmen.

So kam die Zeit, daß Korda und seine Mitarbeiter an den Bau der Wunderstadt Denham herantreten konnten. Die aufblühende englische Filmindustrie, unterstützt von einer klugen Steuerpolitik der englischen Regierung, zieht wie ein Magnet die größten Magnaten und Filmschauspieler der Welt heran: finanzielle Fragen spielen kaum mehr eine Rolle, unbegrenztes Kapital steht zur Verfügung. Nun ist es soweit, daß nach einer Bauhöchstzeit, die an Tempo und Großzügigkeit alles Dagewesene übertraf, das „Hollywood Europas" fix und fertig dasteht. Schneeweiß leuchten die Riesenateliers in die prächtige englische Landschaft.

Filmstadt in 11 Monaten

Hollywooder Filmexperten haben festgestellt, daß die Bauten und die technischen Einrichtungen Denhams die prächtigsten Studios in Hollywood übertreffen. Was vor kurzem wie ein schlechter Witz geklungen hätte, ist Wirklichkeit geworden: Amerikaner bemühen sich, die Denhamer Studios zu erlangen, um ihre Filme darin herzustellen. Insgesamt stehen der englischen Filmproduktion sieben riesige Filmateliers zur Verfügung. Sie wurden innerhalb von elf Monaten sozusagen aus dem Nichts gestampft. Um die sieben gewaltigen und geräumigen Ateliers gruppierten sich die großen Büros- und Verwaltungsgebäude, und ein Geschäftsviertel sorgt für die mannigfaltigen Bedürfnisse der bunten Bevölkerung Denhams. Das Gelände an den Ufern des Flusses Colne hat den großen Vorzug, daß es so abwechslungsreich und vielgestaltig ist, daß man für alle erdenklichen Außenaufnahmen die geeignete Szenerie fast vollendet vorfindet.

Selbstverständlich kommen bei den Witterungsverhältnissen in England in der Hauptsache nur die Frühjahrs- und Sommermonate für die Filmarbeit in Frage. Während dieser verhältnismäßig kurzen Zeit will die London-Film-Productions-AG. sieben Großfilme herstellen, während andere Filmgesellschaften, die sich Studios gesichert haben, noch außerdem 20 Filme herausbringen werden. Diese paar Zahlen geben schon einen kleinen Eindruck von den zukünftigen Leistungen Denhams.

Rembrand vor den Jupiterlampen

Wenn es einem gelingt, in die von der Außenwelt sorgfältig abgeschlossenen Studios einzudringen, kann man die ersten Szenen zweier Filme sehen, von denen sicherlich bald die ganze Welt sprechen wird. In einem der Ateliers wird mit Apparaturen, deren Größe und Kompliziertheit geradezu ehrfurchtgebietend sind, der erste große Farbtonfilm hergestellt. Es ist ein geschichtlicher Film und spielt in Irland. Zu der Fertigstellung von Farbtonfilmen sind besondere Laboratorien notwendig, die in Denham zur Zeit noch nicht zur Verfügung stehen. In ein paar Monaten wird aber Denham auch in dieser Beziehung nicht mehr auf die Hilfe Hollywoods angewiesen sein. Die Erfinder des Farbenfilms weilen gegenwärtig in London, um den Bau der Farbfilmlaboratorien in Denham zu leiten.

Korda selbst unternimmt jetzt den größten Versuch seines Lebens. Er geht nach langer Vorbereitung an seinen Rembrandtfilm heran, der das wunderbare Leben des größten aller Maler für unserer Zeit erstehen wird. Die Rolle Rembrandts spielt kein Geringerer als Charles Laughton, der unübertreffliche Gestalter Heinrichs VIII., der durch Korda weltberühmt wurde, aber gleichzeitig selbst Kordas zum Weltruhm verhalf.

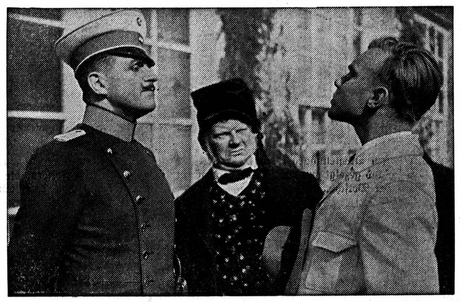
„Sie fragen, ob wir auf geschichtliche Treue in diesem großen Rembrandtfilm Wert legen?" sagt uns Alexander Korda. „Nur soweit wie möglich. Wir müssen für uns die Freiheit in Anspruch nehmen, die Geschichte unseren Zielen anzugleichen. Das bezieht sich aber nur auf Einzelheiten. Die Atmosphäre einer Zeit muß so treu wie möglich in einem Film eingefangen sein." — Die Arbeit in Denham ist die beste Untermalung zu seinen Worten. Laughton, der nicht maskiert ist, sondern sich für seine große Rolle die Haartracht und den Schnurrbart des großen Malers wachsen ließ, stellt eine der ergreifendsten Rembrandtfiguren, einen zerlumpten Bettler, dar. Zwar sieht man zwischen hölzernen Dekorationen, und man wird von Scheinwerfern geblendet, aber doch ist die Illusion so stark und zwingend, daß man ungewollt Denham und das moderne 20. Jahrhundert vergißt und sich nach Alt-Holland versetzt fühlt — man ist nicht mehr im Filmatelier, sondern im Atelier Rembrandts.

Bruno Güttner als Sherlock Holmes und Fritz Odemar als Dr. Watson in dem Ondra-Lamac-Film „Der Hund von Baskerville". (Photo: Bavaria)

Sherlock Holmes verfilmt

Es war in den letzten Jahren schon etwas still geworden um den berühmten Meisterdetektiv. Das lag daran, daß er, der unübertreffliche Held aus ungezählten Gefahren, dessen Leben unverlöschlich schien, nun doch dem Tode zur Beute gefallen war. Genau genommen allerdings nicht er selbst, denn er hat bekanntlich nie gelebt, aber sein Schöpfer Conan Doyle stand vor einigen Jahren, und damit war auch das Schicksal von Sherlock Holmes endgültig besiegelt. Freilich, vergessen war er nicht, dazu war die Wirkung, die er fast zwei Jahrzehnte lang auf das Publikum ausgeübt hatte, zu gewaltig gewesen. Millionen hatten in atemloser Spannung seine Abenteuer verschlungen. In allen Sprachen der Welt waren sie erschienen. Sherlock Holmes selbst war und blieb das Symbol des alten Verbrechern überlegenen Privatdetektivs und zugleich das Vorbild aller späteren Detektive der Unterhaltungsliteratur. Unzählige sind nach ihm gekommen, aber selbst die außerordentlichen Erfolge der Kriminalromane von Edgar Wallace vermochten nicht die Erinnerung an die Abenteuer von Sherlock Holmes auszulöschen. Der ewig Pfeife rauchende, mit Lupe und Mütze bewaffnete, mit kühler, unbeirrbarer Logik arbeitende Detektiv mitsamt seinem getreuen Helfer Dr. Watson und dem grämlichen Tartarwright sind aus der Kriminalliteratur nicht mehr wegzudenken.

Es ist selbstverständlich, daß der Film an diesen Kriminalromanen nicht vorbeigehen konnte, denn hier fand er in überreicher Fülle Material bereits fertig gestaltet vor, das filmischen Auferstehungen in geradezu idealer Weise entspricht: abenteuerliche Handlung, aufregende, fesselnde Ereignisse und atemraubende, mitreißende Spannung. Vor allem das berühmte Sherlock-Holmes-Erlebnis, „Der Hund von Baskerville", war wie für den Film geschaffen. Hier mischen sich Wirkliches und Unwirkliches, Abenteuer und Phantastik, Verbrechen und Liebe in einer Weise, die ihre filmische Gestaltung herausfordern. Rund zwanzig Jahre sind vergangen, seit dieser Stoff zum ersten Male auf der Leinwand erschienen ist. Wie sind ihm denn noch mehrfach im Kino begegnet, und immer wieder haben die seltsamen Geschehnisse dieses Films, die hart an der Grenze zwischen Wirklichem und Mystischem liegen, die Zuschauer in ihren Bann gezogen. Und doch — einen Mangel hatten alle bisherigen Verfilmungen: sie waren stumm, und gerade dieser Stoff braucht den Ton, denn geheimnisvolle Klänge, wie das grauenvolle Heulen des geisterhaften Hundes von Baskerville und die unheimlichen Laute aus dem öden Moor bilden ein wesentliches Element dieses aufregenden Abenteuers. Das Heulen dieses Hundes treibt auch den Schloßherrn von Baskerville in den Tod und gibt damit den Anlaß zum Eingreifen von Sherlock Holmes, der das unheimliche Ereignis aufklären soll. Wie er das tut und wie er das Rätsel Gespenst oder Wirklichkeit löst, das ist der Inhalt des neuen Bavaria-Films „Der Hund von Baskerville", in dem Friedrich Kayßler, Alice Brandt, Peter Voß, Bruno Güttner und Fritz Rasp die Hauptrollen spielen.



Der Baron von Rambow (Harry Hardt) ist mit seinem Volontär Triddellitz (Hans Richter) sehr zufrieden. Onkel Bräsig (Otto Wernicke) aber kann den hochnäsigen Bengel „nicht verknusen". Szene aus dem Fanal-Film der Tobis Rota „Onkel Bräsig". (Foto: Fanal / Tobis Rota)

Wer ist dieser Herr Trent?

Herr Trent ist ein Mann von jener unbeschreiblichen Sorte, die unfehlbar gefangen nimmt.

Ein Mann, der interessiert, ohne anscheinend selber den mindesten Wert darauf zu legen.

Herr Trent ist wohlgewachsen, von einer geradezu unverschämt vollendeten Eleganz, immer freundlich, höflich, kühl und aufreizend sicher.

Herr Trent hat leicht angegraute Schläfen und in den Augen jenes ständige leise, hübsche Lächeln. Jenes Glitzern, von dem man nie weiß, ist es nun Humor oder ist es die blanke Gefühllosigkeit. Oder was das Allergefährlichste sein soll, ist es eine Mischung aus beidem.

Herr Trent ist ein Mann, den Frauen mit ausgesprochenem Wohlwollen, Männer mit ausgesprochenem Mißtrauen betrachten. Die Frauen sieht ein gewisses Etwas leise erblassen, die Männer läßt der Neid erbleichen, und sie sind im Augenblick bereit, Herrn Trent der Hochstapelei zu verdächtigen, wogegen es den Frauen im Augenblick gleichgültig wäre, ob er ein echter oder ein falscher Graf ist.

Herr Trent hat unbedingt eine Atmosphäre von Romantik um sich. Er wirkt wie ein Gentleman, der gewissermaßen stets eine kleine Bammeise um sich hat. Eine Zone der Unnahbarkeit.

Herr Trent wird nie aus der Rolle fallen, er beherrscht sich und jede Situation vollkommen.

Männer und Frauen haben Herrn Trent gegenüber die eine Empfindung gemeinsam: Daß es außerordentlich reizvoll sein müßte, Herrn Trent aus der Ruhe zu bringen.

Doch damit ist es nichts.

Herr Trent riskiert im Spiel runde Hunderttausende, so wie wir gewöhnliche Sterbliche ein Glas Bier riskieren.

Es muß es doch dazu haben. Oder ist er wirklich ein Hochstapler? Ein Falschmünzer? Da wir nun wissen, wer Herr Trent ist, wäre es vielleicht nicht unwesentlich herauszubekommen, was Herr Trent ist!

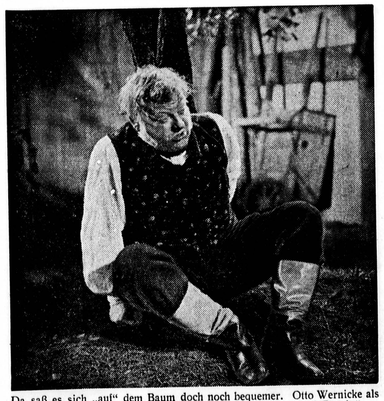
Was für einer Beruf ist dieser Mann aus? Seine Passionen, wie Autofahren, Reisen machen, Theater und Konzerte besuchen, seine ganze Sorglosigkeit sind entweder der Deckmantel dunkler Geschäfte oder der Ausdruck einer sehr glücklichen, beneidenswerten Wohlsituiertheit.

Herr Trent tauchte kürzlich in einem Spielsaal auf, als die berühmte Sängerin Mirienne Madelon ihr letztes Geld verspielt hatte und um nur weiterspielen zu können, ihre Stimme als Einsatz anbot.

In der allgemeinen Raufe des Erstaunens, ob dieses immerhin neuartigen Einsatzes, nahm Herr Trent mit der größten Selbstverständlichkeit neben der Sängerin Platz, zog ein Bild von ihr aus seiner Brieftasche, bat sie, den Einsatz schriftlich zu bestätigen, setzte Hunderttausend dagegen, gewann, stand auf, verneigte sich mit seinem stets gleichbleibenden Lächeln, und ging mit der größten Selbstverständlichkeit strahlend wieder weg. Das ist Herr Trent! Ja, aber was ist der Mann denn bloß, ist er Manager?! Oder ist er nur ein Verehrer der Adrienne Madelon!? Ihre Schallplatten hat er nämlich auch!

Und jetzt gehört ihm die Stimme ganz und gar! Was will er damit? Wer ist denn dieser Herr Trent, daß er ihre Stimme nur für sich haben will?!

Nun, dieser Herr Trent ist eine Hauptperson des neuen Tobis-Rota-Films „Intermezzo", ist der Gewinner der schönen Stimme, wir kennen ihn alle: Wer ist dieser Herr Trent!? Es ist der Schauspieler Albrecht Schoenhals. — ieck.



Da saß es sich „auf" dem Baum doch noch bequemer. Otto Wernicke als Onkel Bräsig in dem Fanal-Film der Tobis Rota „Onkel Bräsig". (Foto: Fanal / Tobis Rota)

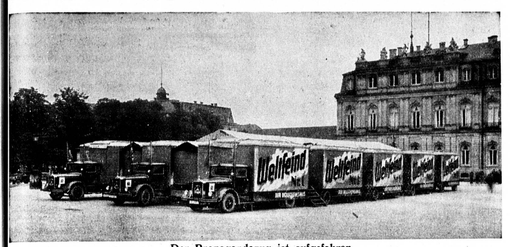
Albrecht Schoenhals erfreut sich an Tresi Rudolphs herrlicher Stimme in dem Majestic-Film der Tobis Rota „Intermezzo". (Foto: Majestic / Tobis Rota)

„Weltfeind Nr. 1"

Kampf dem Bolschewismus
Ein Propagandazug fährt durch Deutschland

Die Darstellung der roten Armee

Kampf dem Bolschewismus! Das ist die Parole, die der Führer auf dem letzten Nürnberger Parteitag ausgegeben hat. Diesem Kampf dient auch eine Wanderausstellung, die sich zurzeit auf einer eineinhalbjährigen Reise durch alle deutschen Gaue befindet und in 64 deutschen Städten gezeigt wird. Der riesige Zug, ein Meisterwerk deutscher Technik, besteht aus vier Motorwagen mit je zwei Anhängern, darunter einem Filmwagen. Diese Wagen fahren in ihren Bestimmungsorten zu einer Wagenburg zusammen, die in ihren weiten Räumen auf 448 qm Ausstellungsfläche eine der sehenswertesten, aber auch erschütternd sten Ausstellungen birgt, die jemals in Deutschland gezeigt wurden: „Weltfeind Nr. 1" — der Bolschewismus. In Dokumenten und Bildern enthüllt die Ausstellung das wahre Gesicht des Bolschewismus, der überall Mord und Zerstörung anrichtet, wo er seine dunklen Ziele zu verwirklichen sucht.



Der Propagandazug ist aufgefahren

Noch niemals ist der Bolschewismus in seiner ganzen fürchterlichen Nohheit, seinem menschen- und kulturmordenden Unwesen so schonungslos, so umfassend und so folgerichtig angeprangert worden, wie in dieser einzigartigen Ausstellung. Ein ebenso grauenhaftes wie

beweiskräftiges Tatsachenmaterial

entlarvt die Zerstörungs- und Wühlarbeit der von Moskau geleiteten Komintern. Wer diese Ausstellung gesehen hat, ist ein für alle Male von der Vorstellung geheilt, die Berichte aus Rußland und anderen Ländern seien vielleicht doch etwas übertrieben: die Sprache der Tatsachen, die in dieser Ausstellung zu den Besuchern reden, ist grausamer als die ausschweifendste Phantasie.

Mit Bildern und Dokumenten aus dem russischen Zusammenbruch beginnt die Ausstellung im ersten Raum. Mit brutaler Rücksichtslosigkeit haben Lenin und seine Clique alles ausgerottet, was sich ihnen entgegenstellte, Bilder des Grauens, Mord und Brand begleiten den Weg, den die roten Machthaber seit 1917 gegangen sind. Neutrale englische Stimmen schätzen die Zahl der allein im Winter 1932/33 in Rußland Verhungerten auf 6 bis 10 Millionen Menschen! Furchtbar wütet auch heute noch der Hunger in weiten Gebieten Rußlands. Originalbriefe geben erschütternde Einzelheiten. Nagender Hunger oder apathische Stumpfheit ist in den Gesichtern der halb verhungerten, bis zum Skelett abgezehrten Menschen zu lesen. Das Brot, das in den Hungergebieten des Sowjetparadieses gegessen wird, besteht aus Häcksel, Baumrinde, Holzmehl und anderem. Viele Hungerbriefe, die von den Sowjets als Fälschungen bezeichnet wurden, sind auf der Ausstellung im Original zu sehen. Noch grauenhafter sind die Bilder der ungezählten schuldlos Hingerichteten, der ermordeten Geiseln, die die berüchtigte GPU. auf dem Gewissen hat. Die Foltern, die eine entmenschte Phantasie für die Unglücklichen erdacht hat, spotten jeder Beschreibung; so hat man Unschuldige durch Ansetzen von Ratten zu Tode gemartert. Zu Bergen türmen sich die Leichen der von der GPU. in Massenexekutionen Hingeschlachteten. Ueber diesen fürchterlichen Bildern von Hunger und Mord steht das zynische Wort des roten Diktators Stalin: „Das Leben ist fröhlicher geworden."

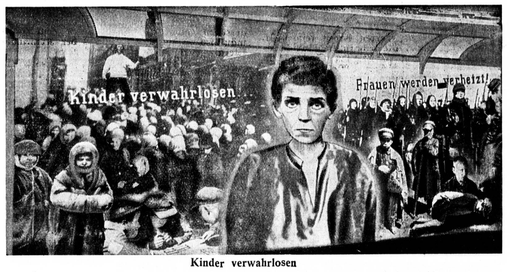
Seinen besonderen Haß richtet der Bolschewismus

gegen die Kirche

und alles, was damit zusammenhängt. Seit 1918 sind in Rußland allein 42 800 geistliche Personen, zum Teil unter unbeschreiblichen Foltern, ermordet worden! Die Plakate der Gottlosenpropaganda, in deren Leitung nur Juden sitzen, überschreiten an Gehässigkeit und Roheit jedes Maß: so zeigt ein Plakat einen Kapitalisten, der auf Arbeiterleichen herumtrampelt, während ein Bischof und ein Patriarch ihn segnen. Die Erlöserkathedrale in Moskau ist gesprengt worden, um einem Palast der Sowjets Platz zu machen. Sie ist nur eine von den unzähligen Kirchen, die entweder gesprengt oder in Gottlosenmuseen umgewandelt worden. Den traurigen Höhepunkt erreicht diese Verhöhnung der Religion in dem offiziellen, im Moskauer Staatsverlag erschienenen Organ der Gottlosen, „Besboschnik" („Der Gottlose"); darin ist u. a. ein Bild zu sehen, auf dem Christus mit dem Gruß „Friede diesem Haus" ein anrüchiges Haus betritt.

Die Lage der Kinder,

das zeigt der nächste Raum, ist in Rußland besonders furchtbar. Das Familienleben ist zerfetzt, Tausende von Kindern treiben sich heimatlos auf der Straße herum, verelenden, verwahrlosen und werden Verbrecher. So schlimm sind diese Zustände unter dem Einfluß der bolschewistischen Hetzlehre geworden, daß die Todesstrafe auch an Jugendlichen vom zwölften (!) Lebensjahre an vollzogen wird. Ueber den Bildern dieser verelendeten, verhungerten, hoffnungslosen Jugend hängt ein großes Bild von Stalin mit einem sauber angezogenen, gut genährten Jungen auf dem Arm, ein Bild, das die Verdienste Stalins um die Jugend verherrlichen soll, aber die Originalaufnahmen dieser Wände strafen das Bild Lügen. — Die Lage der Frauen ist nicht besser als die der Jugendlichen. Der Familie entrissen, werden sie weit über ihre Kräfte hinaus für schwerste körperliche Arbeiten mißbraucht, ja sogar zum Heeresdienst herangezogen. Wie die vielgerühmte „Freiheit" im roten Rußland aussieht, zeigen am besten die Bilder aus den vielen, über ganz Rußland verteilten Zwangsarbeitslagern, in denen 6½ Millionen Männer und Frauen, darunter leider auch 200 000 deutsche Volksgenossen, unter den primitivsten Verhältnissen Fronarbeiten verrichten müssen, bis sie zusammenbrechen. Daß die Leiter dieser Anstalten fast ausnahmslos Juden sind, ist bei der völligen Verjudung der russischen Staatsverwaltung — 98 Prozent Juden! — nicht überraschend.



Kinder verwahrlosen

Ziel des Bolschewismus ist und bleibt die Weltrevolution. Planmäßig, mit allen Mitteln, wird die Volksverhetzung betrieben. Was jetzt das aus tausend Wunden blutende Spanien erleben muß, daß steht allen Völkern und Staaten bevor, die es nicht rechtzeitig verstehen, die Weltpest des Kommunismus in ihrem Lande auszurotten. Mit Millionen von Plakaten, Broschüren und Zeitungen in allen Sprachen der Welt, wird die Bolschewisierung betrieben, überall sitzen die Agenten Moskaus und hetzen zu Terrorakten, zu Aufruhr und Streiks. Das Geld spielt dabei keine Rolle, mögen doch in Rußland Millionen verhungern, wenn nur das Endziel, die bolschewistische Weltdiktatur, erreicht wird. Die Fülle des in der Ausstellung gezeigten Materials beweist mit erschreckender Deutlichkeit, daß kein Land der Erde von diesem bolschewistischen Hetzfeldzug verschont bleibt. Ganz offen hat der 7. Weltkongreß der Komintern im August 1935 der Welt erneut den Krieg angesagt. Nichts anderes ist nach den Worten Lenins der Zweck der 3. Kommunistischen Internationale als der Sieg des Kommunismus in der ganzen Welt! Um das auch in den Ländern zu erreichen, die der bolschewistischen Unterminierarbeit Widerstand entgegensetzen, ist

die Rote Armee

geschaffen worden, „die Avantgarde im Kampf für die Weltrevolution", wie der russische Kriegskommissar Woroschilow sie genannt hat. Weder mit Geld noch mit Menschenleben wurde gespart, um die riesenhafte, mit den modernsten Kriegsmitteln ausgerüstete Rote Armee zum furchtbarsten Werkzeug der Weltrevolution zu machen. Planmäßig werden, vor allem durch Militärbündnisse, Stützpunkte für das Eingreifen der Roten Armee in die Weltrevolution geschaffen. Mit überragender Deutlichkeit zeigen große Darstellungen die Fäden des Netzes, das von Moskau her über die ganze Welt geworfen wird. Moskau befiehlt den Generalangriff gegen die bestehende Ordnung! In aller Welt schwelt der rote Aufruhr, das zeigt die Ausstellung an Hand eines gewaltigen unwiderlegbaren Materials.

Deutschland ist das europäische Bollwerk im Kampf gegen den Bolschewismus,

die rettende Tat des Führers

hat unser Land dem Abgrund entrissen, in den es zu taumeln drohte. Die jüdischen Drahtzieher der Weltrevolution haben bei uns ein für alle Male ausgespielt. Aber wir wollen nicht vergessen, und die Ausstellung ruft es uns mit eindringlicher Mahnung in die Erinnerung zurück, wie furchtbar auch in Deutschland die Kommunisten gehaust haben: Das Bild der hingeschlachteten Münchener Geiseln, die Aufrufe des Banditen Max Hölz, die Bourgeoisie abzuschlachten, die Mordwerkzeuge, vom Beirohr angefangen bis zum Maschinengewehr, geben eine Vorstellung davon, was aus Deutschland geworden wäre, wenn nicht der Führer Klassenkampf und Klassenhaß durch eine wahre Volksgemeinschaft überwunden hätte.

Die Ausstellung, in der übrigens auch ein packender Film über das Wüten des roten Terrors in aller Welt, vor allem in Rußland und Spanien vorgeführt wird, ist schon jetzt, wo der Antikomintern zug noch im Anfang seiner Fahrt steht, von Zehntausenden von Volksgenossen besucht worden. Millionen werden die Ausstellung voller Entsetzen und mit tiefem Mitleid für die vom Bolschewismus vernichteten und bedrohten Völker durchwandern, gleichzeitig aber auch mit tief gefühltem Dank für den Führer, der Deutschland vor dem grauenhaften Schicksal Rußlands und Spaniens bewahrt hat.

(Erich Zonde, 5, K.)

Der Kampf gegen Gott. Eine eindrucksvolle Holzplastik

Aufruhr. Eines der packenden Bilder aus dem Zug

Blick in das Allerwinzigste

Es liegt ein tiefer Sinn in dem Schöpfungswort **von jenem Tage**, da der Herr das Geschaffene bejah **und begutachtete.** So drängt es den Menschen von **Anbeginn, die Welt** zu schauen, die Umgebung zu **betrachten,** ja bis in die feinsten Feinheiten ihres **Daseins** sehend einzudringen. Dem Auge ist aller**dings eine Grenze** gesetzt, und wo es aufs **Aeußerste** ankommt, genügt es längst nicht mehr. **Aber der Mensch** hat seine Schwäche überlistet, er **hat sich jenes** wundersame Instrument geschaffen, **das** ihn das Kleine und Kleinste groß sehen läßt: **das Mikroskop.** Und dieses Instrument, ehe**dem bloß** der vertraute Helfer des stillen Gelehrten in der Studierstube, es nimmt seinen Weg in die **Werkstätten** und Fabriksälen, in die Prüfräume und Laboratorien und wird zum unersetzlichen Helfer.

Schier unermeßlich ist sein Machtbereich. Da ist in einer Grube ein neues Erz gefunden, da sieht der Chemiker vor der Wahl zwischen verschiedenen **Kohlesorten** für die Verflüssigung, da fällt durch Zufall oder planmäßige Forschung ein Werkstoff mit neuen, ungewöhnlich guten Eigenschaften dem Menschen in die Hand. Immer wird das Mikroskop zu Rate gezogen. Es rinnt der geschliffenen Fläche ihre Geheimnisse ab. Unter seinem Auge erwacht das tote Bild des Stoffes zu Leben: es löst sich auf in Kristalle verschiedenster Formen und Heiligkeiten, in Blätter, Nadeln, Schuppen und Körner, in Grundmassen und eingelagerte Bestandteile und vieles andere mehr.

Aus zwei Zehntel Millimeter werden zwei Meter Durch mikroskopische Forschungen ist es möglich geworden, eine Wollfaser 10 000 mal größer **maßstabgerecht nachzubilden.** (Werkphoto.)

Und der Fachmann lernt die Bedeutung aller dieser Erscheinungsformen kennen, das Bild im Mikroskop erzählt ihm von der Herkunft, der Behandlung, vom Lebenslauf des Stoffes, es wird zu einer Wissenkarte, einem Charakterbild. Es ist kaum glaublich, zu welchen Leistungen moderne Mikroskope und eine fortgeschrittene Mikroskopiertechnik den Forscher heutzutage befähigen. Ein Beispiel aus der Textilfaser-Forschung möge das kennzeichnen. Die Rohstofflage stellt heute die Textilfabriken vor die wichtige Aufgabe, ihre Rohstoffe schonend wie möglich zu verarbeiten, damit eine möglichst lange Lebensdauer der Fertigerzeugnisse sichergestellt wird. Es kommt also darauf an, Schädigungen im Fabrikationsprozeß auf jeden Fall zu vermeiden.

Solche Schädigungen wachsen sich erst im Laufe des Gebrauches zu Zerstörungen aus, sie sind anfangs nur geringfügig. Und gerade wegen ihrer Geringfügigkeit gibt es kein anderes Mittel, sie zu entdecken, als das Mikroskop. Allerdings sind die üblichen Verfahren der Mikroskopie hier nicht ohne weiteres anwendbar, man mußte erst leistungsfähige Spezialverfahren entwickeln, ehe man tiefer in die Geheimnisse der Fasern eindringen konnte. Diese Verfahren sind aber so aufschlußreich, daß es mit ihrer Hilfe neuerdings sogar möglich geworden ist, den Aufbau einer Wollfaser modellmäßig darzustellen. Das von Dr.-Ing. H. Baumuth geschaffene Modell gibt eine 0,2 Millimeter lange Faser in einer Vergrößerung von 1:10 000 wieder, es hat demnach eine Länge von zwei Meter bei einem Durchmesser von 30 Zentimeter.

Ein solches maßstabsgerechtes Wollfasermodell erinnert äußerlich an das Ziegelbach eines Hauses: wie Ziegel eines Daches lagern sich rund um den Faserkern herum Schuppen, die sich überdecken. Und wie das Dach den Schutz des Hauses gegen die Unbilden der Witterung bildet, so gewähren diese Schuppen dem Faserinnern Schutz gegen die angreifenden chemischen Einflüsse, denen die Faser bei der Wäsche, bei der Chlorbehandlung usw. ausgesetzt ist. Im Innern dieses Schuppenpanzers, auf dessen Unversehrtheit es für die Haltbarkeit der Faser wesentlich ankommt, aber liegen unzählige feinste Fäserchen, die den eigentlichen Kern der Faser darstellen. Sie sind — auch das hat uns das Mikroskop verraten — keine glatten Spieße, sondern merkwürdig verdrehte Gebilde, die von der Natur höchst kunstvoll so ineinander gelegt sind, daß der eine immer in die Fuge und den Drall des anderen hineinpaßt.

So eröffnet uns das Mikroskop den Blick in das Allerwinzigste, es lehrt uns die Wunder kennen, die die Natur gerade im Reiche des Kleinsten in fast unerschöpflicher Fülle vollbringt. Es zeigt aber auch die Wege, auf denen der Mensch zu einer immer vollkommeneren Beherrschung seiner Werkstoffe gelangt, eine Beherrschung, die beispielsweise im Gebiet der Textilfasern um so bedeutsamer ist, als hier alles auf schonendste Behandlung der nur in begrenzten Mengen verfügbaren Rohstoffe ankommt. Wie man die Fasern schonend waschen, bleichen, trocknen und sonstwie verarbeiten muß, dazu zeigt das Mikroskop den Weg. Die leichtbeschwingte Aetherwelle wird zur bescheidenen Dienerin des Menschen.

Wird der Mensch jemals fliegen?

Ein Sportschriftleiter einer großen Sportzeitung hatte mit Ingenieur Haeßler, der jetzt als Dozent an der Ingenieurschule in Weimar wirkt, **eine Unterredung** über die Entwicklung des Muskel**kraftfluges. Aus dieser Unterredung** geben wir folgendes wieder: Angeregt durch die Ausschreibung der Polytechnischen Gesellschaft in Frankfurt (Main) im Jahre 1933 stellten Haeßler und Billinger die ersten Untersuchungen an. Wir hatten, so sagte Haeßler, aber schon damals die Ueberzeugung, daß es unmöglich sein würde, die gestellte Ausschreibung in ihrer ursprünglichen Form zu erfüllen. Aber wir bauten in etwa einjähriger nebenberuflicher Arbeit aus eigenen Mitteln unser Muskelkraftflugzeug. Bei einer ersten Prüfung in Frankfurt **erreichten** wir 1935 eine Flugstrecke von 235 Meter. Wir setzten unsere Versuche fort, und in erster Linie galt es, die Steuerung zu vereinfachen. Um die Forderung nach einem Start ohne fremde Hilfe zu erfüllen, schalten wir den vom Segelflug bekannten Gummistart ein, der vom Piloten allein durchgeführt werden kann.

Die Grenze des Möglichen erreicht

Es ist praktisch unmöglich, die geforderte Strecke (zwei Stunden von 500 Meter mit zwei Wendemarken) im Muskelkraftflugzeug zu schaffen. Allein die Kehrkurven sind wegen der geringen Flughöhe eine Unmöglichkeit. Die beste Flugleistung ist in einer Flughöhe von drei Metern zu erreichen.

Da der Muskelkraftflug unlösbar mit der Leistungsfähigkeit des Piloten verbunden ist, hat man umfangreiche Untersuchungen mit durchtrainierten Sportlern — entsprechend dem Antrieb vor allem Radfahren — durchgeführt. Die Dauerleistung eines Menschen ist über 0,5 PS einfach nicht zu steigern. Versuche auf 5 und 10 Sekunden haben zwar höhere Leistungen ergeben, sie kommen aber für den Muskelkraftflug, der ja eine Dauerleistung ist, nicht in Frage.

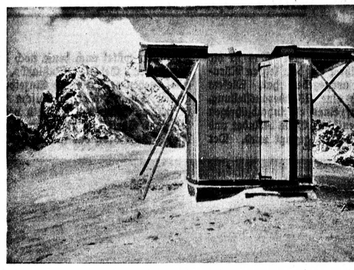
Diese Leistung von 0,5 PS reicht nun aber gerade aus, um die Sinkgeschwindigkeit des Flugzeuges auf einer Strecke von etwa 300 Metern auszugleichen Wollte man weitere Strecken mit dieser Kraft erreichen, dürfte nicht nur das Flugzeug überhaupt nicht wiegen, sondern selbst das Eigengewicht des Piloten wie gar nicht in der Luft zu halten. Auch die Versuche, die Kraft durch Einschaltung des ganzen Körpers — etwa Ruderbewegungen — zu steigern, haben zu keinem anderen Ergebnis geführt, zumal diese für den Muskelkraftflug auch wenig auszubeuten, da ja der Pilot die Maschine fliegen muß, was ihm bei gleichzeitiger Inanspruchnahme der Arme und Beine nicht möglich wäre. Aus all diesen Untersuchungen haben Haeßler und Billinger die Ueberzeugung gewonnen, daß bei 400—500 Metern die Möglichkeiten des Muskelkraftflugzeuges restlos erschöpft sind. In Frankfurt wurden beim letzten Versuch 390 Meter tatsächliche Flugleistung erreicht.

Eine Verbesserungsmöglichkeit sehen Haeßler und Billinger in der

Verbindung des Muskelkraftfluges mit dem Segelflug

Wir haben festgestellt, so sagte Haeßler, daß es möglich ist, ein normales Segelflugzeug so leicht zu bauen, daß die Sinkgeschwindigkeit für mehrere Stunden durch die Kraft des Piloten auf die Hälfte heruntergesetzt werden kann. Das jetzige Muskelkraftflugzeug hat ein Eigengewicht von 35 Klg., zu dem die Startvorrichtung mit 9 Klg. kommt. Die Konstrukteure des Muskelkraftflugzeuges wollen diese Startvorrichtung zurücklassen und dafür das Eigengewicht der Maschine auf etwa 45 Klg. erhöhen. Die von ihnen geschaffene Konstruktion weist die notwendige Festigkeit auf, die von einem Hochleistungssegelflugzeug gefordert wird. Es wäre also beispielsweise möglich, diese „umbenannte Maschine" im Autoschlepp oder Flugzeugschlepp auf eine Höhe von etwa 100 Meter zu bringen, um dann durch die eigene Kraft des Muskelflugs Anschluß an die Thermik zu erhalten und so längere Flüge durchzuführen. Durch die Einschaltung der Muskelkraft würde der Segelflieger von den Witterungsbedingungen unabhängiger sein, so daß Ziel- und Streckenflüge erheblich erleichtert würden.

Auch im Schwingen- und Schlagflügelflugzeug sieht Haeßler keine Möglichkeit, die Leistungen zu verbessern, denn Versuche haben ergeben, daß der jetzt gewählte Propellerantrieb der einwandfreieste ist. Haeßler und Billinger erklärten zum Schluß noch, daß die Maschine in ihrer heutigen Form betriebssicher ist, und sie wollen nun ihr Muskelkraftflugzeug auch bei Flugtagen öffentlich vorführen. Sie erklärten, ihr Bestreben gehe dahin, durch Aenderung der Ausschreibung Mittel zu bekommen, um ihre Versuche fortsetzen zu können und die Erfahrungen zu verwerten, die sie in etwa 100 Versuchsflügen gewonnen haben.



Das zweithöchste Observatorium Europas ist errichtet

Auf dem Gipfel des Hafelekars auf der Nordkette bei Innsbruck wurde in 2300 m Meereshöhe eine astronomische Beobachtungsstelle fertiggestellt, die das höchstgelegene Observatorium im deutschen Sprachgebiet ist und nur noch von einer astronomischen Warte am Pic du Midi in den Pyrenäen übertroffen wird. Die Beobachtungsstelle auf dem Jungfraujoch in der Schweiz, die demnächst fertiggestellt wird, wird allerdings noch höher sein. Das Observatorium auf dem Hafelekar wurde von der Innsbrucker Universitäts-Sternwarte mit Unterstützung des Landes Tirol und der Stadt Innsbruck errichtet. (Atlantic, K.)

Wunder im Unsichtbaren

Photographie mit infraroten Strahlen — Aufnahmen auf fünfhundert Kilometer Entfernung — Der Blick, der das Nebelmeer durchdringt

Ueber ein Gebiet, das erst in den letzten Jahren der Praxis erschlossen wurde: die Photographie des Unsichtbaren, gab der Privatgelehrte Dr. O. Helwich einen

Die Welt, in der wir leben, ist voller Rätsel und Geheimnisse. Das Licht, das wir mit unseren Augen wahrnehmen, stellt nur einen kleinen Ausschnitt im gewaltigen Reich der Strahlen dar, im schier unendlichen Meer der elektro-magnetischen Wellen, die sich uns im Radio, in der Wärme, in der kosmischen Strahlung usw. offenbaren. Wir empfinden als sichtbares Licht jene Wellen, deren Länge ungefähr zwischen dem 400. und 700. Millionstel eines Millimeters liegt. Von der letzten Grenze an erstreckt sich der Bereich der unsichtbaren infraroten Strahlen. Sie war schon um das Jahr 1800 von dem Astronomen Herschel entdeckt worden, aber erst in der jüngsten Zeit ist es gelungen, sie der Photographie dienstbar zu machen. Möglich wurde diese Erfindung durch die Entdeckung von neuen Farbstoffen, durch deren Beimischung die Bromsilberschicht der Photoplatten und Rollfilme auch für die infraroten Strahlen empfindlich wurde. So vermag nun das Auge der Kamera Dinge zu erfassen, die wir mit unserem Sehvermögen und den bisher üblichen Behelfen nicht wahrnehmen konnten. Die Photographie des Unsichtbaren ist Tatsache geworden.

Die Erdkrümmung wird photographiert

Die ersten Versuche wurden bei Landschaftsaufnahmen gemacht. Schon hier stellte es sich heraus, daß die Infrarot-Photographie geradezu großartige Möglichkeiten in sich birgt. Die unsichtbaren Strahlen werden durch Staub und Wasserpartikelchen in der Luft weit weniger zerstreut und abgelenkt als das sichtbare Licht. Mit ihrer Hilfe können wir weit entfernte Gegenstände selbst bei wir können Landschaften, die im Dunst und Nebel gehüllt sind, mit wunderbarer Schärfe auf die Platte bekommen. So konnte man zu der photographisch anmutenden Leistung kommen, die der amerikanischen Fliegeroffizier Stephens gelingt. Er konnte aus einer Höhe von 7000 Metern den Horizont in einem Umkreis von 330 Meilen, also fast 5530 Klm., photographieren. Auf dieser Aufnahme vermochte man sogar die Erdkrümmung zu messen und damit einen photographischen Beweis für die Kugelform unseres Planeten zu erbringen.

Nebel - keine Gefahr mehr

Der Fähigkeit der infraroten Strahlen, auch dichte Nebelwände zu durchdringen, haben wir die Erfindung der sog. Nebelkamera zu verdanken. Sie wird es in Zukunft jedem Schiff ermöglichen, bei völlig undurchsichtigem Wetter so sicher zu manövrieren, als ginge die Reise bei schönstem Sonnenschein vor sich. Es handelt sich hier um eine Kamera, die in Abständen von etwa 30 Sekunden Aufnahmen auf einem Infrarotfilm großen Formates macht. Das Fixierbad befindet sich gleich im Apparat, und der Filmstreifen passiert es automatisch, so daß man schon nach 30 Sekunden das fertige Bild erhält. Auf diesem kann man nun sehen, ob sich ein Hindernis auf der Strecke befindet. Diese Erfindung hat sich bereits praktisch bewährt.

Kunstfälscher werden entlarvt

Eine große Rolle dürfte der Infrarotphotographie in der Kriminalistik beschieden sein. Sie erlaubt unbarmherzig Fälschungen von Bildern und Dokumenten. Jede Übermalung von modernen Farben wird sofort sichtbar, da sie die infraroten Strahlen durchläßt, im Gegensatz zu den Farben, die von den alten Meistern verwendet wurden. Erstaunlich ist die Wirkung, die man mit Hilfe der infraroten Strahlen bei der Entzifferung alter, verblaßter Papyri erzielt. Schrift und Papyrus haben, wenn sie ungünstig verwahrt wurden, im Laufe der Jahrhunderte eine tiefbraune Färbung angenommen und sind voneinander kaum zu unterscheiden. Auf der Photographie kommt aber der Text mit größter Klarheit heraus, da die infraroten Strahlen von der Farbe absorbiert, vom Hintergrund aber reflektiert werden. So bekommt man die unleserliche Schrift schwarz auf weiß zu sehen In der Medizin lassen sich alle Blutgefäße unter der Haut photographieren. Noch ein Wunder können wir mit Hilfe der infraroten Strahlen vollbringen. Wir sind imstande, einen Brief Seite für Seite zu photographieren, ohne ihn aus dem Umschlag zu nehmen. Das infrarote Auge durchdringt die schützende Hülle und entschleiert uns alle Geheimnisse, die der Schreiber dem Papier anvertraut.

Der neue Zeppelin nimmt Gestalt an

Ueber die Hälfte des Gerippes des im Bau befindlichen neuesten Luftschiffes „LZ 130" ist in Friedrichshafen bereits fertiggestellt (Weltbild, K.)

Welt der Frau

Die geistigen Aufgaben der Hausfrau

Das Beispiel unserer Urgroßmutter — Häusliches und geistiges Wirken

Tüchtige Hauswirtinnen sein, das heißt: nach den Richtlinien, die die Wirtschaft unseres ganzen Volkes stellt, mit gründlicher Sachkenntnis den Haushalt führen, ist vordringliche Aufgabe aller deutschen Hausfrauen. Noch stehen wir unter dem Eindruck des Anrufes, den der Stellvertreter des Führers Anfang Oktober an sie ergehen ließ. Er hat ihre Verantwortung für das Gesamtwohl in eindringlichen Worten dem ganzen Volk nahegelegt. Gleichzeitig aber trifft sie die Mahnung, die von der Woche des deutschen Buches ausgeht, teilzunehmen an dem geistigen Leben ihrer Zeit und ihm in ihrem Haus eine Pflegstätte zu bereiten.

Es ist sicher nicht leicht, diese beiden hauswirtschaftlichen Pflichten zu vereinen, zumal wenn in reichem Maße die mütterlichen dazu kommen. Aber wo ein Wille ist, da läßt auch oftmals ein Weg sich finden. Das lehren uns unsere Großmütter. Wenn wir uns mit ihren Lebensbildern beschäftigen, die in Briefen, in Denkwürdigkeiten und Beschreibungen überliefert sind, so finden wir überraschend oft, daß sie bei aller Fülle ihrer hauswirtschaftlichen und mütterlichen Anforderungen bestrebt waren, sich hell und wach zu halten für das, was ihr Volk an geistigem Besitz hatte und für die Anschauungen und Auseinandersetzungen, die ihre Zeit bewegten. Da rühmt im 16. Jahrhundert ein Ehemann seine junge Frau, weil sie nicht nur einen feinen Faden spann, sondern verständig und kenntnisreich genug wäre, ihren Kindern einen guten Unterricht geben zu können — damals galt es noch keine allgemeine Schulpflicht. In allen wirtschaftlichen Nöten bleiben für Frauen wie Maria Klöden, deren Sohn der Begründer und Leiter der ersten Gewerbeschule in Berlin war, ein gutes Buch und eine nachdenkliche Stunde Quelle der Kraft. Ihre Söhne bezeugen, was sie der geistigen Lebendigkeit ihrer Mutter zu danken haben.

In den Jahrzehnten von 1770—1830, in denen das geistige Leben unseres Volkes sich in seltener Fülle entfaltete, sind Hausfrauen die Trägerinnen einer Geselligkeit, die dem schaffenden Manne Anregung, Ermutigung und Widerhall für sein Werk gab. Ob in Göttingen, der Hochburg der Wissenschaft, ob in Weimar oder Tutzing, im klassischen oder romantischen Berlin — überall sehen wir die Frauen, deren hauswirtschaftliche Tüchtigkeit ebenso gerühmt wird, wie die Bildung ihres Verstandes und die Regsamkeit und Kreisfreudigkeit ihres Geistes. Eine Frau wie Charlotte von Schiller z. B., Leiterin eines großen Hauswesens, Mutter von vier Kindern und hingebende Pflegerin ihres Mannes, saß in Vorlesungen über Geisteranatomie und beschäftigte sich eingehend mit den geistigen Strömungen des Deutschlands ihrer Zeit; auf den Gebieten der Philosophie, der Medizin, der Geschichtsforschung und der Dichtkunst.

Geistige Lebendigkeit der Hausfrau beschwingt die Lebensgemeinschaft von Mann und Frau. Sie fördert die Erziehung der Kinder, denn von der Mutter empfängt das kindliche Gemüt die erste Ahnung der Verantwortende die Lenkung zu den Gütern des geistigen Lebens. Sie macht ihr Haus, anziehend und kräfte ausstrahlend, zur geselligen Stätte, die über die Familie hinaus Menschen bindet und für das geistige Schaffen der Nation der unentbehrliche tragende Grund ist. Häusliches und mütterliches Wirken befruchten sich wechselseitig, sie schaffen jene weibliche Geistigkeit, die die männliche ergänzt, und geben der Frau jene Vielseitigkeit, die an deutschen Hausfrauen aller Zeiten gerühmt wird. Zur vollen Entfaltung kommen die geistigen Kräfte eines Volkes erst dann, wenn das Haus Heimstatt auch des kulturellen Lebens ist.

B.-E.

Keine Reste umkommen lassen!

Eine dringende wirtschaftliche Notwendigkeit — Jeder muß helfen!

Eigentlich sollte man glauben, daß jede Hausfrau es sich angelegen sein ließe, darauf zu achten, daß in ihrer Wirtschaft nichts umkomme und daß alles verwertet werde. Denn schließlich spart sie damit doch in ihren eigenen Geldbeutel und kann sich manche kleine Freude leisten, wenn sie nichts Unnötiges zu kaufen braucht. Aber ganz kürzlich zeigte ein Vorfall, daß es keineswegs in allen Haushalten so zugeht. Da war ein Mann, der sich aus einem benachbarten Kartoffelschalen und Gemüsereste für sein Schwein abholte, er erzählte dort freudestrahlend, er hätte eben aus einem anderen Haushalt sage und schreibe einen halben Zentner alte Semmeln als Hühnerfutter bekommen! Wenngleich das mit Milch und Fleisch erzeugt wurden. Das darf eine Hausfrau wirklich nicht tun. Wenn man die Morgensemmeln nicht diese fünfzig Pfund Schrippen dar! Wie ist das nur möglich? Und auf Erkundigungen hier und da hört man: „Nun ja, man kauft eben acht oder zehn Semmeln, und die Semmeln, die nicht gegessen werden, die tut man eben weg. Bißweilen wandern sie gleich in den Müll, so daß sie also nicht einmal den Tieren zugute kommen. An anderen Stellen wirft man sie in eine Schüssel, vielleicht in dem Gedanken, sie noch irgendwie verwerten zu wollen. Aber dann vergißt man sie, und wenn man wieder daran denkt, sind sie verschimmelt und man muß sie wegwerfen. Und man wirft damit nicht nur sein sauer verdientes Geld weg, sondern, was noch schlimmer ist, wertvolle Nahrungsmittel, die mit Mühe und Fleiß erzeugt wurden. Das darf eine Hausfrau wirklich nicht tun. Wenn man die Morgensemmeln schon nicht noch abends essen mag . . . und sie schmecken wirklich auch dann noch sehr gut! — so soll man sie wenigstens rechtzeitig anders verwerten. Man kann zum Beispiel einen herrlichen Pudding davon backen, indem man die alten Semmeln in kleine Stücke schneidet und in Milch einweicht. Dann gibt man ein Ei daran und etwas Zucker und rührt die Masse gut, tut die Hälfte in eine mit Fett ausgestrichene feuerfeste Form, gibt frische Zwetschen oder in Stücke geschnittene, geschälte Aepfel darauf, dann die Semmelmasse und backt das Gericht im gut heißen Ofen etwa 45 Minuten. Der Pudding wird reichlich mit Zucker bestreut heiß zu Tisch gegeben. Wenn man vorher eine Suppe hat, ist das Mittagessen gut und ausreichend. — und der Hauptbestandteil sind doch „alte Semmeln", die man sonst weggeworfen hätte.

Auch die schönen „Armen Ritter" kann man aus alten Semmeln backen.

Man kann die Semmeln aber auch in die Ofenröhre legen und hart werden lassen, was rauf man sie auf der Reibmaschine oder Reibe reibt. Dieses Semmelmehl ist nicht schlechter als das vom Bäcker gekaufte.

Auch Brotreste darf man nicht wegwerfen, aber ebensowenig lange aufheben. Man weicht sie alle acht Tage etwa ein und reibt sie dann durch ein Sieb. Dann gibt man soviel Wasser dazu, daß man eine dickliche Suppe hat. Man bringt sie aufs Feuer, schneidet reichlich geschälte Aepfel hinein und schmeckt sie mit Zucker ab. Eine solche Brotsuppe ist durchaus schmackhaft. Man kann sie auch mit einem Fruchtsaft mischen oder Weißbier daran geben. Auch ein Zusatz von Rosinen oder Korinthen ist wohlschmeckend.

Auch Reste vom Mittagessen soll und darf man nicht umkommen lassen. Es gibt immer irgendeine Möglichkeit, auch den kleinsten Rest noch zu verwerten. Reste von gekochtem Fisch zum Beispiel überzieht man nur mit ein klein wenig Mayonnaise, und man hat einen guten Fischsalat zum Abendbrot. Kartoffeln, die übrig bleiben, kann man wieder aufbraten; Gemüse kann man in eine feuerfeste Form geben, zwei gequirlte Eier darüber gießen und das Gericht im Ofen überbacken. Braten- und Fleischreste lassen sich bis zum letzten Eckchen verwenden, teils als Aufschnitt, teils kleingeschnitten zu Fleischsalaten, oder, durch die Hackmaschine gedreht oder fein gewiegt, mit einer pikanten Soße warm als Hachee. Wenn man ein solches Hachee in einer feuerfesten Form mit Kartoffelbrei belegt, den man mit einem gequirlten Ei überzieht, und dann im Ofen überbackt, hat man ein vollständiges Mittagsgericht, das einen nur ein paar Pfennige kostet. Also, Hausfrauen, auf zum Kampf gegen die Vergeudung von Resten!

H. P.

Schularbeiten am runden Tisch

Seit ein paar Jahren sind runde Tische modern, und so sieht man in den meisten jungen Haushaltungen mit Kindern runde Eßzimmertische. Da die meisten Familien höchstens zwei- bis dreizimmerwohnungen haben, ist gar kein weiterer großer Tisch vorhanden, und so sind die Kinder gezwungen, am runden Tisch täglich ihre Schularbeiten zu machen. Wohl die meisten Mütter haben sich noch gar nicht überlegt, daß dieses Arbeiten am runden Tisch Mängel hat, die sich in der Folge als schädlich erweisen können.

Dadurch, daß der Tisch rund ist, hat das Kind keine Auflagefläche für die Arme beim Schreiben. Anderseits kann es nicht mit herabhängenden Ellenbogen schreiben, und um nun doch eine Stütze zu finden, benutzt es sich weit über den Tisch vor. Dadurch wird erstens

der Brustkasten zusammengedrückt, die Atmung behindert und dadurch wieder die Leistungsfähigkeit des Gehirns beeinträchtigt. Zweitens: Da das Kind noch klein ist, Tisch und Stuhl aber für die Maße von Erwachsenen berechnet sind, senkt es den Kopf stark nach vorn, was für die Augen schlecht ist, denn so entsteht die Kurzsichtigkeit. Als wir bei unserem Aeltesten auf diese Fehler aufmerksam wurden, suchten wir sogleich nach Abhilfe. Mein erster Gedanke war ein Schülerpult. Da wir aber jetzt schon drei Kinder haben, die mit der Zeit alle Schularbeiten auf einmal machen müssen, hätte ein Pult doch nicht genügt, außerdem hätte es uns zuviel Platz weggenommen. Wir suchten darum nach einem oberen Pultteil, den man auf den Tisch hätte stellen können. So etwas konnten wir jedoch nirgends finden — und so kamen wir auf die Lösung, uns selber eine Art Pult zu machen. Da es sehr einfach und leicht ist, will ich auch anderen Müttern sagen, wie man sich mit ganz wenig Arbeit und geringen Kosten eine Möbelstütze für den runden Tisch selber macht. Man besorge sich ein Brett, etwa 82 × 46 Zentimeter groß. Vielleicht findet sich noch etwas Passendes im Keller oder auf dem Boden, sonst kauft man sich eine Sperrholzplatte von 10 Millimeter Dicke (erhältlich in jeder Holzhandlung). Die Platte muß auf alle Fälle so stabil sein, daß sie beim Druck vom Schreiben des Kindes nicht nachgibt. Um der Platte eine leichte Neigung zu geben und dem Kind damit das Senken des Kopfes zu ersparen, nagelt man hinten unten eine Leiste von 5 Zentimeter Höhe mit ein paar kleinen Nägeln fest, und nun ist unser billiges Schülerpult fertig. Wer etwa einen Filzdeckel verwenden will, der bespanne das Pult mit weißem Wachstuch, was auch nur eine kleine Ausgabe ist. Jedenfalls lieben Mühe und Kosten in gar keinem Verhältnis zu den Erleichterungen, die man dem arbeitenden Kind verschafft. Auch die Schrift wird schöner, weil sie unter besseren Bedingungen gezeichnet wird.

Wer nun noch darauf achtet, daß das Tageslicht von links auf das Pult fällt, und daß im Winter eine Stehlampe schräg links aufgestellt wird (die hängende Deckenbeleuchtung blendet), der hat seinem Kinde allerlei Schaden erspart.

So verwendet man vertrocknetes Brot und hartgewordene Semmeln. Aber auf keinen Fall: In den Mülleimer! (Atlantic, K.)

Eine gute Tasse Kaffee

Jede Hausfrau wird behaupten, daß sie Kaffee gut kochen kann. Es gibt aber eine solche Zahl von verschiedenen Zubereitungsarten dieses beliebten braunen Getränkes, daß man mit Recht von der „Kunst", eine gute Tasse Kaffee herzustellen, sprechen kann. Wohlgeschmack und Aroma des Kaffees hängen nicht allein von der Güte der frisch gemahlenen Kaffeesorte ab: auch die Verwendung frischen, sprudelnd kochenden Wassers spielt dabei eine wesentliche Rolle. Man meine nicht, durch staubfein zermahlene Bohnen einen größeren Wohlgeschmack erzielen zu können. Im Gegenteil. Die durch Reibung erzeugte Wärme des Mahlwerks zerstört einen Teil der feinen Aromastoffe zugunsten der Bitterstoffe. Deshalb begnüge man sich mit einer feinkörnigen Zermahlung. — Im allgemeine rechnet man für einen guten Kaffee 30—50 g Kaffee auf 1 Liter Wasser, für starken Mokka wird die Kaffeemenge auf 80—90 g erhöht. Die beliebten Kaffeezusätze werden niemals den Kaffeegeschmack verbessern. Sie geben dem Getränk bei geringerer Kaffeeverwendung nur eine dunkle Farbe und einen kräftigeren Geschmack.

Die einfachste Art ist, den Kaffee „aufzubrühen". Will man bei dieser Methode die größte Ergiebigkeit erzielen, dann gieße man zunächst nur etwa ½ der Wassermenge auf das Kaffeemehl, rühre gut um und gieße erst nach 3—4 Minuten den Rest des sprudelnd kochenden Wassers hinzu. Einen größeren Wohlgeschmack erreicht man durch das „Trichtern", indem man das kochende Wasser langsam durch das Kaffeemehl filtrieren läßt. Man sollte sich dabei anstelle der Kaffeebeutel der Filter aus Porzellan oder Steingut bedienen. Es ist auch bei größter Sauberhaltung nicht zu vermeiden, daß sich dige Bestandteile des Kaffees in dem Gewebe des Beutels festsetzen und den Kaffeegeschmack beeinflussen. Feinschmecker werden Porzellan- oder Steingutfilter denen aus Metall vorziehen. Ein Blättchen Filterpapier auf den Filterboden gelegt, hält auch die feinen Staubteilchen des Kaffees zurück. Zur Erhöhung des Geschmacks ist es ratsam, zunächst nur wenig kochendes Wasser über den Kaffee zu gießen und erst, wenn dieses durchgesickert ist, den Trichter voll zu füllen. Die sogenannten „Schnellfilter", deren mit tiefen Rillen versehene Seitenwände den Filterprozeß beschleunigen, sind mehr für Mischkaffee oder für Kaffee-Ersatzstoffe gedacht, deren öl- und mehlhaltige Bestandteile quellen und das Filtern verlangsamen. Sehr beiebt sind die Filter mit doppeltem Filterboden aus Porzellan nach Karlsbader Art, die ohne Filterpapier zu benutzen sind. Das Wasser sickert nur langsam durch den feingeschlitzten Siebboden und erzeugt ein Getränk von starkem Aroma.

Glas-Kaffeemaschine (Deike M)

Will man der gemütlichen Kaffeestunde einen erhöhten Reiz verleihen, dann bereitet man gern das duftende Getränk am Kaffeetisch in einer Kaffeemaschine, die nicht nur das Wasser zum Kochen bringt, sondern auch das Filtrieren selbsttätig übernimmt. Diese Maschinen arbeiten nach dem Sprudelsystem. Das erhitzte Wasser steigt durch ein Steigerohr in die Höhe, es sprudelt über den Kaffeebehälter, durchsickert dabei das Kaffeemehl und tritt als fertiges Getränk in die Kanne zurück. Man kann durch den gläsernen Deckel den Sprudelprozeß beobachten und genau feststellen, wann man ihn durch Ausschaltung der Beheizung beenden

Kaffeefilter nach Karlsbader Art (Deike M)

muß. Diese formenschönen, vernickelten elektrischen Kaffeemaschinen sind eine Zierde für den Kaffeetisch. Benutzt man sie täglich und spült man sie nach Gebrauch nur aus, ohne den braunen Ansatz im Innern zu beseitigen, dann wird man auch niemals über einen Metallgeschmack zu klagen haben.

Um allen Wünschen entgegenzukommen, ist es der Technik gelungen, auch elektrisch beheizte Kaffeemaschinen ohne Metallteile aus Porzellan und Glas herzustellen. Dient zur Beheizung der Porzellan-Kaffeemaschinen eine von einem Porzellangehäuse eingeschlossene Glühkochplatte, so kann die Kaffeemaschine aus feuerfestem Glas auch durch Gas oder Spiritus beheizt werden. Bei der erstgenannten Maschine sind auch alle Innenteile aus Porzellan, nur der Deckel ist zur Beobachtung des Sprudelvorganges aus Glas. Bei der Glas-Kaffeemaschine läßt sich der Kochvorgang von Anfang bis zu Ende beobachten. Das in der unteren Kochflasche befindliche Wasser steigt mit der Erhitzung durch ein Trichterrohr in den oberen Glasbehälter, in dem sich das Kaffeemehl befindet. Durch den aufsteigenden Dampf des letzten Wasserrestes wird es zum Wallen gebracht und wieder durch den Filter in die untere Kochflasche zurückgesaugt. Auch diese Maschine weist keinerlei Metallteile auf und erzeugt einen Kaffee von absoluter Geschmacksreinheit.

Filter aus Porzellan oder Steingut (Deike M)

Welche Art der Kaffeezubereitung man auch wählt, in jedem Fall soll man nicht versäumen, dem braunen Getränk nicht Milch, sondern frische Sahne zuzusetzen, die das Aroma des Kaffees bedeutend erhöht und ihm außerdem eine gute Farbe gibt.

Für die Küche

Bekommen Sie nicht auch Lust, Ihre Küche mit dieser schönen Garnitur wohnlich auszugestalten? Frisch und lebendig stehen die Trachtenfiguren und Blütenengel auf dem hellen Grundstoff, für den Sie mittelstarkes Leinen wählen. Sie sticken mit mittelstarkem Baumwollgarn in den Stichorten des gezeigten Motives die Blüten in frischen, natürlichen Farben. Die Trachten können auch in einer Farbe schattiert oder leuchtet bunt gehalten werden, wobei schwarz zu rot, blau oder grün im guten Kontrast steht. Der Abbildung gemäß werden die Figuren, die Blüten und das kleine Kätzchen dem Grundstoff der sechs Garniturteile übertragen. Das Beyer-Abplättmuster Nr. 82612/IV enthält die Muster für je 2 Frauen und Männer und 12 Blütenmotive. Auf dem Muster sind die richtigen Größen und die Verteilung der Motive nochmals genau angegeben. Für das schmale Rand- und innere Verzierungsbändchen erhalten Sie unter Nr. 82615/0 das Beyer-Abplättmuster, für 1,50 m Kante.

Zeichnung Beyer-Atelier

Rezepte für Kranke und gesunde Tage

Zur Kürbiszeit

Der Kürbis ist nicht jedermanns Geschmack. Vielen ist er zu mild und zu weichlich. Aber er ist um diese Jahreszeit billig zu haben, und daher verwendet ihn die sparsame Hausfrau doch gern. Man kann ja auch den Kürbis auf sehr verschiedene Arten zubereiten, und wenn man ihn richtig behandelt, wird man auch den allzu milden Geschmack wegbringen. So schmeckt z. B. der Kürbis sehr schön kräftig mit Essig und Zucker eingemacht als Beigabe zu Aufschnitt oder als Nachspeise. Eine sehr empfehlenswerte Zusammenstellung ist auch Kürbis mit Rhabarber. Man rechnet auf 2 Pfund Kürbis 1 Pfund Rhabarber und ½ Pfund Zucker; schneidet den Kürbis und den Rhabarber in Stücke und kocht ihn mit Zucker, etwas Zimt und dem Saft von 3 Zitronen zu einem dicken Brei. Zuletzt kommt noch ein Gläschen Rum hinein. Oder man kocht Kürbis mit Preißelbeeren. Der Kürbis wird durch eine Maschine getrieben und zusammen mit den Preißelbeeren mit wenig Wasser, Zucker und etwas Zimt zu einem dicken Brei eingekocht. Das Verhältnis von Kürbis, Preißelbeeren und Zucker ist wie 3:2:1. — Ferner kann man den Kürbis auch mit Fett als Gemüse schmoren, roh als Salat zubereiten oder süß als Kompott essen.

Aber nicht nur für gesunde Tage eignet sich der Kürbis, sondern es werden auch Kürbisturen für Kranke empfohlen. Dies vor allem um seiner leichten Verdaulichkeit willen. Es müssen dann natürlich alle scharfen Zusätze weggelassen werden. Man kocht dann den Kürbis in Wasser weich, treibt ihn durch eine Maschine und reicht ihn mit frischer Butter, die man darunter mengt, oder man gibt Reis daran und verlängert beides zu einer Suppe. Eine andere Möglichkeit ist noch, den Kürbis zusammen mit Tomaten zu reichen. Beides wird dann in Stücke geschnitten und geschmort. Dann gibt man Sahne oder Reisschleim dazu. Solche Kürbiskuren werden bei Gicht, Rheumatismus, Darmleiden und chronischer Nierenentzündung empfohlen.

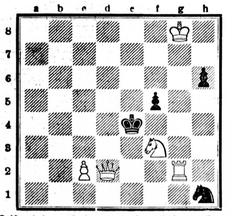
Zum Schluß noch einige beliebte Kürbisrezepte:

Kürbis in Essig und Zucker: Der Kürbis, den man hierzu verwendet, darf nicht zu reif sein. Er wird geschält, das weiche Innere herausgenommen, und dann sticht man mit einem Kartoffelausstecher runde Kügelchen heraus. Diese legt man in ein Schüssel, gießt Essig darüber, daß sie gut bedeckt sind, und läßt sie so bis zum nächsten Tage stehen. Dann nimmt man den Kürbis aus dem Essig heraus und legt ihn auf ein Sieb zum Abtropfen. Zwischen kocht man Zucker auf (auf zwei Teile Kürbis rechnet man einen Teil Zucker). In diese Zuckerlösung kommt dann der Kürbis, Ingwer, Zimt, eine in Scheiben geschnittene Zitrone (Kerne entfernen). Der Kürbis wird gargekocht, herausgenommen, der Saft noch weiter eingekocht, der Zimt aus ihm entfernt; dann gießt man den Saft über den Kürbis und bindet nach dem Erkalten das Gefäß zu.

Senfkürbis: Der Kürbis wird geschält, das weiche Innere entfernt, in würfelförmige Stücke geschnitten und eingesalzen. So läßt man ihn über Nacht stehen. Dann gießt man ihn auf ein Sieb zum Abtropfen, kocht Wasser und Essig im Verhältnis von 2:1 auf, läßt darin den Kürbis kurz aufkochen, legt ihn wieder auf ein Sieb zum Abtropfen, schneidet Zwiebeln in feine Scheiben, Meerrettich in würfelförmige Stücke und schichtet nun in einem Topf den Kürbis mit Zwiebeln, Meerrettich, Senfkörnern und Dill, kocht zum Schluß Zucker und Weinessig auf, läßt ihn abkühlen und gießt ihn darüber.

Was soll ich nur schenken? So fragen Sie sich manchmal und vergeblich, daß heute die Handarbeit wieder den wohlverdienten Ehrenplatz einnimmt. Schenken wird leicht und zur Freude, wenn Sie sich von dem neuen Beyer-Band 349 „Wall-Arbeiten für Mode und Heim" anregen und beraten lassen. Nette bunte Kissen, Kaffee- und Teewärmer, Teppiche, Decken und manch' andere Kleinigkeiten, die zur gemütlichen Häuslichkeit gehören, sind in dem südlichen Heft enthalten. Außerdem auch reizende Schals, Kappen, Kragen, Handschuhe, modisches Beiwerk, was man immer braucht. Selbst hier prüft sind alle diese Sachen so billig. — die guten Arbeitsanleitungen und Schnitte machen das Arbeiten zur Freude. Für 80 Pf. ist das Heft überall erhältlich.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Rätsel.

Bin ich im Rätselwort zu sehn,
Ein kleiner See sofort entsteht;
Rückt er jedoch an diese Stell',
Ein chemisches Produkt ihr seht.

Bilderrätsel.

Silbenrätsel.

Aus den 41 Silben:

alb — au — bat — burg — cel — de — dem — ei — en — ger — her — hoe — i — in — it — ke — ken — kla — la — len — lo — mi — min — molt — nu — nvl — rams — re — re — ren — roß — schlä — se — te — te — ter — ve — wal — ze — zept — zri

sind 16 Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. Stadt in der Schweiz
2. Zeitbestimmung
3. Fechtwaffe
4. Musikinstrument
5. Luftkurort im Schwarzwald
6. Deutscher Feldherr
7. Stadt in der Provinz Sachsen
8. Ärztliche Vorschrift
9. Feldherr aus dem 16. Jahrh.
10. Geographische Bezeichnung
11. Seefängetier
12. Nebenfluß der Rhone
13. Vielbesuchter Ort Ob.-Bayerns
14. Redekampf
15. Stadt in Pommern
16. Stadt in Schleswig-Holstein

Sind die Wörter richtig gebildet, ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben ein Zitat von Chamisso.

Bruchstückaufgabe.

Ta — Mä — Bo — If — Ga — Na — Mu — — Er — Id — Je — Lo — Ch.

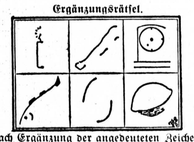
Die vorstehenden Wortbruchstücke sollen durch Hinzufügung je eines Buchstabens am Schlusse zu Wörtern umgewandelt werden. Miteinander verbunden, ergeben diese Buchstaben eine Einrichtung zur Erleichterung der Reise.

Besuchskartenrätsel.

Branni Bonnel
Hamm

Wer steigt da aus der Versenkung?

Ergänzungsrätsel.



Nach Ergänzung der angedeuteten Zeichen ergeben die Anfangsbuchstaben der Gegenstände in den einzelnen Vierecken, hintereinandergelesen, eine sportliche Betätigung.

Eine unappetitliche Sache

Der Lehrer einer Polizeischule wollte seinen Schülern die Notwendigkeit, überall die Augen offenzuhalten und scharf zu beobachten, vor Augen führen. Eines Tages stellte er auf sein Pult ein Gefäß mit einer unappetitlichen Flüssigkeit. Auf einmal reckte er seinen Zeigefinger hinein und schleckte ihn nachher mit Wohlbehagen ab. Ganz deutlich sahen die entsetzten Schüler, wie er die Sache sogar wiederholte. In der Pause sprang einer der Schüler an das Pult und machte unter den Pult rufen der Kameraden die Sache nach. Haben die Schüler richtig gesehen?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Auflösung:

1. De2—f3, Kd5Xe4. 2. Se4—d2 matt. —
a) 1. ....., Kd5—e6, 2. Se4Xc5 matt. —
b) 1. ....., Kd5—c6, 2. Se4—f6 matt.

Verwandlungsrätsel: 1. Ammer. 2. Bader. 3. Biene. 4. Faktor. 5. Harke. 6. Krain. 7. Krater. 8. Last. 9. Maske. 10. Trog. 11. Watt. 12. Wolf.

Silbenrätsel: 1. Wrake. 2. Irrtum. 3. Najad. 4. Iltel. 5. Rudel. 6. Reede. 7. Esra. 8. Reise. 9. Amrum. 10. Borchel. 11. Natein. 12. Email. 13. Sanskrit. 14. Arden. 15. Muehle. 16. Tirol. 17. Nassau. — Wir irren alleſamt, nur jeder irrt anders.

Bilderrätsel:

Wer nicht Neid ertragen kann, darf auch den Ruhm nicht wollen.

Zweifilbenscharade: Brautschatz.

Buchstabenrätsel: Bücherrevisor.

Die Monatsnamen.

Unsere Monatsnamen sind bekanntlich lateinischen Ursprungs. September heißt lateinisch septem = 7, Oktober heißt okto = 8, November heißt novem = 9, und Dezember heißt decem = 10. Bei den Römern hatte das Jahr ursprünglich nur zehn Monate und fing mit März an. Die erwähnten Monatsnamen bezeichnen also ihre Reihenfolge im Kalender. Die Namen blieben bestehen, als das Jahr in zwölf Monate eingeteilt wurde.

Rätsel:

Die Hosen.

Haus, Hof und Garten

Leinsamenrückstände sind wertvolle wirtschaftseigene Kraftfuttermittel

Die Leinsamenrückstände, die aus den Ölmühlen zurückkommen und als Leinkuchen und Leinmehl wieder in den landwirtschaftlichen Betrieb gelangen, sind, wenn sie an der richtigen Stelle verwandt werden, ein gesundes, vielseitig verwendbares Futter. Den Wert erkennt man am besten an ihrem Gehalt an verdaulichen Nährstoffen. Nach Kellner enthalten Leinkuchen und Leinmehl folgende verdauliche Nährstoffe:

Leinkuchen: 28,5 % Rohprotein, 7,6 % Fett, 25,3 % stickstofffreie Extraktstoffe, 4,4 % Rohfaser, 27,4 % Eiweiß, 71,8 % Stärkewerte.

Leinmehl: 32,2 % Rohprotein, 3,5 % Fett, 26,3 % stickstofffreie Extraktstoffe, 4,3 % Rohfaser, 31,3 % Eiweiß, 64,8 % Stärkewerte.

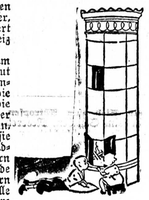
Diese Zahlen lassen ohne weiteres erkennen, daß wir in Leinkuchen und Leinmehl hochwertige, nährstoffreiche wirtschaftseigene Futtermittel zur Verfügung haben. Schon von alters her erfreuen sich dieselben großer Beliebtheit und stehen hinsichtlich ihrer Gedeihlichkeit und Bekömmlichkeit (infolge ihrer schleimgebenden Wirkung) unübertroffen da.

Aus diesem Grunde werden Leinkuchen und Leinmehl beim Jungvieh und bei Tieren mit geschwächten Verdauungsorganen verwendet. Auch für das Milchvieh sind sie ein ausgezeichnetes Futter. Sie haben eine günstige Sonderwirkung auf den Fettgehalt der Milch. Die größte Verwendung findet der Leinsamen, und zwar bei der Aufzucht des Kalbes. Soll derselbe von dem Kalbe voll ausgenutzt werden, so muß man ihn zerquetscht oder geschroten und gekocht der Milch zufetzen. Das Kochen allein genügt nicht, weil die harte Schale des Leins eine genügende Ausnutzung nicht gestattet.

Wird bei der Aufzucht des Kalbes die Vollmilch entzogen und durch die gleiche Menge Magermilch ersetzt, so entzieht man dem Kalbe gleichzeitig das in der Vollmilch enthaltene Fett. Dieser Ausfall an Fett muß aber ausgeglichen werden und kann durch Zusatz von geschrotenem oder gekochtem Leinsamen wettgemacht werden. Für jedes Liter entzogener Vollmilch setzt man der Magermilch 40—50 g Leinsamen zu. im ganzen aber nicht mehr, wie die Kälber willig aufnehmen. Es brauchen also keineswegs auf 10 Liter Magermilch etwa 500 g Leinsamen gegeben werden, zumal die Kälber die Aufnehmen so großer Mengen meist verweigern. Ebenso sind auch kleine Mengen Leinkuchen als Zusatz zur Magermilch sehr brauchbar. wenn sie auch nicht ganz die vorteilhafte Wirkung des Leinsamens aufweisen.

Im allgemeinen sind aber die Leinsamenrückstände für alle Nutztiere mit Ausnahme des Geflügels recht brauchbare Futtermittel. Selbst für Mast- und Arbeitsvieh sind sie wertvoll, doch verbietet der hohe Preis meist die Verwendung an dieser Stelle. Um sich voll und ganz die Vorteile dieser Rückstände nutzbar zu machen, ist es wichtig, daß der Lein immer frei von Unkraut gehalten wird, denn nur so wird es möglich sein, die Leinsamenrückstände als wertvollen Ersatz der ausländischen Kraftfuttermittel anzusprechen.

Die Pflege der Heizungsanlagen



Die Tage werden kürzer und kühler, und fröstelnd erinnert man sich an den Reiz der gemütlichen Abendstunden im Winter in einem gut durchwärmten Zimmer. Sollen die Kachelöfen oder die Zentralheizung aber ihre Schuldigkeit tun, dann verlangen sie nicht nur ein freundliches Rückerinnern an ihre wohltuende Tätigkeit, sondern auch eine liebevolle Pflege, damit sie ihre Aufgaben als Wärmespender restlos erfüllen können. Leider wird es vielfach versäumt, die Heizungsanlagen nach Beendigung der Heizperiode im Frühjahr nachsehen zu lassen. Erst im Herbst, wenn der Ofen nicht ziehen will, oder der Rauch aus seinen Fugen quillt, wird nach dem Schornsteinfeger oder dem Töpfer geschickt, die dann vor Ueberlastung nicht gleich allen Wünschen gerecht werden können. Man sollte deshalb sowohl im eigenen Interesse als auch in dem der Handwerker beizeiten den Kessel der Zentralheizung und die Ofenzüge von einem Fachmann reinigen lassen. Auch das Wasserreservoir der Zentralheizung auf dem Hausboden, das infolge der Wasserverdunstung eine Ergänzung des Wasservorrats nötig hat, muß nachgesehen werden. Die Schutzhüllen der Heizrohre, sofern sie auf dem Boden der Kälte ausgesetzt sind, sollten eingehend geprüft und etwaige Schäden ausgebessert werden, damit sie nicht den Tücken eines kalten Winters unterliegen.

Eine Vorbedingung für das Funktionieren der Zentralheizung ist ebenso wie die peinliche Sauberhaltung des Heizofens und des Kessels auch die Sauberkeit im Heizungsraum. Das Brennmaterial, das praktisch neben dem Heizofen untergebracht wird, um unnütze Wege zu sparen, sollte durch Bretter abgesperrt sein, damit der Kohlenstaub nicht im Heizraum herumgetreten wird. Es ist wirtschaftlich, den Brennstoffvorrat bereits im zeitigen Sommer bestellen und anfahren zu lassen, wo die Preise niedriger sind, und die Kohlenhändler Zeit für die Lieferung haben.

Unerläßlich ist es aber, ob man Zentral- oder Ofenheizung hat, daß der Schornsteinfeger vor der neuen Heizperiode den Schornstein nachsieht. Wenn die Zimmeröfen trotz guter Feuerung und richtiger Bedienung kalt bleiben oder gar rauchen, dann sind die Gründe dafür entweder Verschmutzung des Ofens oder Schaden im Schornstein. Auch üble vom Ofen ausgehende Gerüche entstehen meist durch Verlotung des Schornsteins und damit zusammenhängender unvollkommener Verbrennung der Brennstoffe. Durch die ungenügende Verbrennung setzen sich Teer, Ruß, Wasser und Schwefelverbindungen im Schornstein ab und verursachen diese gesundheitsschädlichen Gase.

Die Klagen über die trockene Luft in den zentralbeheizten Wohnungen glaubt man durch aufgestellte Wasserverdunster beseitigen zu können. Vielfach ist die Ursache für die Lufttrockenheit der Staub, der auf den Heizrohren oder bei Ofenheizung auf den alten, hohen Kachelöfen liegt. Darum gehe die Hausfrau diesem Feind des Wohlbehagens und der Gesundheit mit geeigneten Bürsten zu Leibe, die schmal genug sind, in die Zwischenräume der Rohre zu gelangen.

Die Kachelöfen verlangen eine besondere Pflege, wenn sie ihre Pflicht tun sollen. Bei den Kachelöfen alter Konstruktion mit den kurzen Zügen und den vielen Ecken lagern sich in diesen Asche und Ruß ab und verstopfen allmählich die Züge; der Ofen beginnt zu rieschen und zu rauchen. Hier kann nur eine gründliche Reinigung durch den Töpfer helfen. Auch die Roste der Herde und Oefen sind nachzusehen. Sind die Roststäbe durchgebrannt, so fällt die Glut durch die Lücken in das Aschenloch und geht für die Wärmeerzeugung verloren. Ebenso unwirtschaftlich gestaltet sich die Heizung, wenn der Rost im Herde zu tief liegt oder auch wenn das Feuerloch zu groß ist. Der Rost ist bald von sachtundiger Hand höher gelegt oder das Feuerloch durch schräg gestellte Schamottesteine verkleinert. Eine Verkleinerung der Rostfläche ist auch manchen brikettfressenden Badeöfen dienlich. Vier bis fünf Briketts müssen bei vorschriftsmäßigem Rost in etwa 30 Minuten ein Bad herstellen. Ein in das Rauchrohr eingehauter Schieber, der ¾ des Rohrquerschnitts frei lassen muß, erhöht die Wirtschaftlichkeit des Heizens erheblich. — Vielfach liegt der übermäßige Brennstoffverbrauch eines Ofens oder eines Herdes auch an den nicht gut schließenden Türen des Feuer- oder Aschenlochs. Darum soll man die Türen mit geeigneten Dichtungsmitteln dichten und die Fugen des Kachelofens ausstreichen, um den Eintritt jeglicher Nebenluft zu verhindern. Wer seine Heizungseinrichtungen in dieser Weise unter die Lupe nimmt, der wird vielleicht manche Fehlerquelle entdecken und nach Beseitigung der Schäden sich sicherlich eines molligen Zimmers erfreuen können. Hannah Böhmer.

Im praktischen Wink

Zeichnung: Zamboni M

Raufen aus Eisendrahtstäben verhindern leider noch nicht jede Vergeudung des Raulfutters Die Tiere, besonders Kaninchen, fahren mit den Vorderläufen zwischen die Stäbe und reißen das Futter heraus, ebenso springen sie gern in die Raufe selbst. Es ist deshalb sehr vorteilhaft, einen Holzdeckel, welcher sich in Scharnieren bewegt, anzubringen und die senkrechten Eisenstäbe durch wenigstens zwei Querdrähte miteinander zu verbinden, wie dies die Abbildung zeigt. Es wird auf diese Weise bedeutend an Futter gespart und längst nicht soviel ungenießt dar gemacht bzw. in den Dung getreten. Kl.

Kampf dem Verderb!
Daß das alles der Volkswirtschaft verloren geht, verschuldete unsere Unachtsamkeit.
(Atlantic, K.)

wurde durch den Schwefelmangel noch begünstigt. Am besten ist es nun, wenn der Wein zunächst einmal gründlich nachgeschwefelt wird durch Auflösen einer ganzen Tablette Kaliumpyrosulfit auf je 100 Liter Wein oder durch Abstich möglichst ohne Luft in ein kräftig geschwefeltes Faß. Dann gibt man so viel reinen 97prozentigen Alkohol zu, daß der Alkoholgehalt auf etwa 13,5 bis 14 Volumprozent erhöht wird. Nach spätestens einem Monat wird dann noch einmal in ein schwach geschwefeltes Faß abgestochen. Einen höheren Alkoholgehalt und damit größere Haltbarkeit durch nochmalige Einleitung einer Gärung erzielen zu wollen, ist nicht ratsam, weil zu schwierig.

Denkt an die Blumenzwiebeln!

Wenn wir beizeiten Blumenzwiebeln legen, haben wir die Aussicht, uns in der blumenarmen Zeit an Blüten mancherlei Art erfreuen zu können. Es gibt hübsche Keramikschalen, in denen sich Tulpen sehr gut machen, auch Krokus, Schneeglöckchen, Scilla lassen sich, außer Hyazinthen, gut im Zimmer treiben. Soweit man die Hyazinthen nicht in Gläsern auf Wasser treibt, muß man die Zwiebeln in leichte, sandgemischte Erde legen, so tief, daß die Oberseite der Zwiebel ungefähr mit der Erdoberfläche gleich ist. Dann werden die Zwiebeln in den Keller gestellt oder an einen anderen dunklen und kühlen Ort, damit sie gut Wurzeln bilden können. Nach zwei bis drei Monaten kann man die frühesten Sorten an einen wärmeren und helleren Platz bringen, damit das Wachstum beginnen kann. Sobald die Blumenknospen sich zeigen, kann man das Treiben dadurch beschleunigen, daß man die Zwiebeln in ein recht warmes Zimmer stellt. Natürlich muß die Erde die ganze Zeit, auch im Keller, gleichmäßig feucht gehalten werden. Nur die frühesten Sorten können zu Weihnachten schon zur Blüte gebracht werden. Hat man blühende Blumenzwiebeln, so halten sie sich viel länger, wenn man sie an einen kühlen Ort stellt. Auf jeden Fall soll man sie nachts auf den kalten Korridor bringen. Am sonnigen Fenster vergehen sie allzu rasch.

Seifenreste nicht wegwerfen!

Reste von Seife soll man sammeln und sie zerkleinert in ein Glasgefäß tun, indem man einen Teelöffel Borax zusetzt. Dann gießt man langsam kochendes Wasser auf, so daß eine gallertartige Masse entsteht. Man bewahrt das Gefäß auf und setzt immer drei bis vier Eßlöffel von der Seifenmasse dem warmen Wasser zu, mit dem man Fensterbretter, Türen usw. reinigt. Auch zum Säubern von Kämmen, Bürsten, Besen usw. gut zu gebrauchen!

Rostflecke

auf Eisen und Stahl sind oft sehr schwierig zu entfernen. Ein gutes Mittel ist, etwas gelbes Wachs in einen dünnen Lappen zu legen und zu erwärmen. Ebenso erwärmt man das Metall, ehe man in sie mit zu dünner Schicht das Wachs auf die Rostflecke streicht. Ein zweites Lappen wird in feines Salz getaucht und hiermit der Fleck gerieben, bis das Wachs wieder entfernt ist und mit ihm der Rost, — wenn nicht das Metall allzusehr vom Rost angegriffen war. — Ist das Wasser hart, so ist Borax ein guter Helfer. Beim Haarwaschen macht ein Eßlöffel Borax im Waschwasser das Haar weich und glänzend und entfernt die Schuppen von der Kopfhaut. Beim Waschen von schwarzen Wollstoffen soll man dem Seifenwasser auch einige Löffel Borax zusetzen. Silber wird schimmernd blank und fleckenlos, wenn man dem Abwaschwasser Borax hinzufügt, auch beim Abwaschen von Glas und Kristall ist ein Boraxzusatz zum Wasser zu empfehlen.

Blumenpflege im November

Wasser auch die Ober- und Unterseiten der Blätter dieser Blattpflanzen ab.

So lange der Winter nicht mit starkem Frost und Schnee sein Regiment führt, so lange gibts auch im Garten noch viel zu tun. Umgraben,

Winterschnitt der Bäume und Gehölze, die erste Etappe des Winterkampfes gegen die zahlreichen Pflanzenschädlinge und manche wichtige Arbeit ist noch zu erledigen. Vergiß auch nicht, deinen Rasen von darauf liegendem Laub zu befreien. Decke deine Rosen nicht zu früh zu. Es ist besser, wenn sie vorher noch einen geringen Frost erleben, damit ihr Saft zurücktritt und ihre Blätter abfallen. Solange es nicht friert, kannst du auch die meisten Bäume und Gehölze noch pflanzen. Wenns aber dann richtig kalt wird, dann denke an deine gefiederten Freunde, die dir treue Helfer sind im Kampfe gegen unzählige Gartenschädlinge. Decke diesen nützlichen Vögeln ihren Tisch den Winter hindurch an schneefreien Futterstätten.

Praktischer Ratgeber

Der Hagebuttenwein wird trübe, wenn er sehr viel Hefe enthält, die teils noch lebenskräftig, teils aber auch abgestorben ist, ein Zeichen dafür, daß der Wein schon längere Zeit nachgärt und dies auch heute noch tut. Durch die Tätigkeit der Hefe ist die schweflige Säure des Weines weitgehend verbraucht, und als Folgeerscheinung tritt Braunwerden ein. Der Grund für die Hefevermehrung ist darin zu suchen, daß entweder die Gärung vorzeitig aufhörte, jedenfalls wegen zu starker Abkühlung, oder daß schließlich die Nachfüllung zu frühzeitig vorgenommen wurde, bevor genügend Alkohol gebildet war. Oft wird auch immer noch der Fehler gemacht, daß der Zucker auf einmal statt in zwei bis drei Portionen nach jedesmaligen Abwarten kräftiger Vergärung zugesetzt wird. Die Nachgärung des Weines

Nimm Dir fest vor:
Keinen Abend ohne
Chlorodont

Für die Küche

Bezeichnung Beyer-Atelier

Bekommen Sie nicht auch Lust, Ihre Küche mit dieser schönen Garnitur wohnlich auszugestalten? Frisch und lebendig stehen die Trachtenfiguren und Blütenengel auf dem hellen Grundstoff, für den Sie mittelstarkes Leinen wählten. Sie sticken mit mittelstarkem Baumwollgarn in den Sticharten des gezeigten Motives die Blüten in festlichen, natürlichen Farben. Die Trachten können auch in einer Farbe schattiert oder lebhaft bunt gehalten werden, wobei schwarz zu rot, blau oder grün im guten Kontrast steht. Der Abbildung gemäß werden die Figuren, die Blüten und das kleine Kätzchen dem Grundstoff der sechs Garnitureile übertragen. Das Beyer-Abplattmuster Nr. 52612/IV enthält die Muster für je 2 Frauen und Männer und 12 Blütenmotive. Auf dem Muster sind die richtigen Größen und die Verteilung der Motive nochmals genau angegeben. Für das schmale Rand- und innere Verzierungsbändchen erhalten Sie unter Nr. 52613/O das Beyer-Abplattm. für 1,50 m Kants.

Rezepte für Kranke und gesunde Tage

Zur Kürbiszeit

Der Kürbis ist nicht jedermanns Geschmack. Vielen ist er zu mild und zu geschmacklos. Aber er ist um diese Jahreszeit billig zu haben, und daher verwendet ihn die sparsame Hausfrau doch gern. Man kann ja auch den Kürbis auf sehr verschiedene Arten zubereiten, und wenn man ihn richtig behandelt, wird man auch den allzu milden Geschmack wegbringen. So schmeckt z. B. der Kürbis sehr schön kräftig mit Essig und Zucker eingemacht als Beigabe zu Aufschnitt oder als Nachspeise. Eine sehr empfehlenswerte Zusammenstellung ist auch Kürbis mit Rhabarber. Man rechnet auf 2 Pfund Kürbis 1 Pfund Rhabarber und bis ½ Pfund Zucker; schneidet den Kürbis und den Rhabarber in Stücke und kocht ihn mit Zucker, etwas Zimt und dem Saft von 3 Zitronen zu einem dicken Brei. Zuletzt kommt noch ein Gläschen Rum hinein. Oder man kocht Kürbis mit Preiselbeeren. Der Kürbis wird durch eine Maschine getrieben und zusammen mit den Preiselbeeren mit wenig Wasser, Zucker und etwas Zimt zu einem dicken Brei eingekocht. Das Verhältnis von Kürbis, Preiselbeeren und Zucker ist wie 3:2:1. — Ferner kann man den Kürbis auch mit Fett als Gemüse schmoren, roh als Salat zubereiten oder süß als Kompott essen.

Aber nicht nur für gesunde Tage eignet sich der Kürbis, sondern es werden auch Kürbiskuren für Kranke empfohlen. Dies vor allem um seine leichten Verdaulichkeit willen. Es müssen dann natürlich alle scharfen Zusätze weggelassen werden. Man kocht dann den Kürbis in Wasser weich, treibt ihn durch eine Maschine und reicht ihn mit frischer Butter, die man darunter mengt, oder man gibt Reis daran und verlängert beides zu einer Suppe. Eine andere Möglichkeit ist noch, den Kürbis zusammen mit Tomaten zu reichen. Beides wird dann in Stücke geschnitten und geschmort. Dann gibt man Sahne oder Reisschleim dazu. Solche Kürbiskuren werden bei Gicht, Rheumatismus, Darmleiden und chronischer Nierenentzündung empfohlen.

Zum Schluß noch einige beliebte Kürbisrezepte:

Kürbis in Essig und Zucker: Der Kürbis, den man hiezu verwendet, darf nicht zu reif sein. Er wird geschält, das weiche Innere herausgenommen, und dann sticht man mit einem Kartoffelausstecher runde Kügelchen heraus. Diese legt man in eine Schüssel, preßt Essig darüber, daß sie gut bedeckt sind, und läßt sie so bis zum nächsten Tage stehen. Dann nimmt man den Kürbis aus dem Essig heraus und tost ihn auf ein Sieb zum Abtropfen. Inzwischen kocht man Zucker auf (auf zwei Teile Kürbis rechnet man einen Teil Zucker). In diese Zuckerlösung kommt dann der Kürbis, Ingwer, Zimt, eine in Scheiben geschnittene Zitrone (Kerne entfernen). Der Kürbis wird dargekocht, herausgenommen, der Saft noch weiter eingekocht, der Zimt aus ihm entfernt; dann gießt man den Saft über den Kürbis und bindet nach dem Erkalten das Gefäß zu.

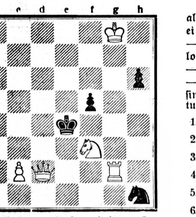
Senfkürbis: Der Kürbis wird geschält, das weiche Innere entfernt, in würfelförmige Stücke geschnitten und eingesalzen. So läßt man ihn über Nacht stehen. Dann legt man ihn auf ein Sieb zum Abtropfen, kocht Wasser und Essig im Verhältnis von 2:1 auf, läßt darin den Kürbis kurz aufkochen, legt ihn wieder auf ein Sieb zum Abtropfen, schneidet Zwiebeln in feine Scheiben, Meerrettich in würfelförmige Stücke und schichtet nun in einem Topf den Kürbis mit Zwiebeln, Meerrettich, Senfkörnern und Dill, kocht zum Schluß Zucker und Weinessig auf, läßt ihn abkühlen und gießt ihn dann darüber.

Was soll ich nur schenken? So fragen Sie sich manchmal und vergessen, daß heute die Handarbeit wieder den wohlverdienten Ehrenplatz einnimmt. Schenken wird leicht und zur Freude, wenn Sie sich von dem neuen Beyer-Band 349 „Woll-Häkelei für Mode und Heim" gekocht, herausgenommen, der Saft noch weiter eingekocht, der Zimt aus ihm entfernt; dann gießt man den Saft über den Kürbis und bindet nach dem Erkalten das Gefäß zu.

Senfkürbis: Der Kürbis wird geschält, das weiche Innere entfernt, in würfelförmige Stücke geschnitten und eingesalzen. So läßt man ihn über Nacht stehen. Dann legt man ihn auf ein Sieb zum Abtropfen, kocht Wasser und Essig im Verhältnis von 2:1 auf, läßt darin den Kürbis kurz aufkochen, legt ihn wieder auf ein Sieb zum Abtropfen, schneidet Zwiebeln in feine Scheiben, Meerrettich in würfelförmige Stücke und schichtet nun in einem Topf den Kürbis mit Zwiebeln, Meerrettich, Senfkörnern und Dill, kocht zum Schluß Zucker und Weinessig auf, läßt ihn abkühlen und gießt ihn dann darüber.

Was soll ich nur schenken? So fragen Sie sich manchmal und vergessen, daß heute die Handarbeit wieder den wohlverdienten Ehrenplatz einnimmt. Schenken wird leicht und zur Freude, wenn Sie sich von dem neuen Beyer-Band 349 „Woll-Häkelei für Mode und Heim" anregen und beraten lassen. Nette bunte Kissen, Kaffee- und Teewärmer, Teppiche, Decken und manch' andere Kleinigkeiten, die zur gemütlichen Häuslichkeit gehören, sind in dem Bilderbuch-Heft enthalten. Außerdem auch reizende Schals, Kappen, Kragen, Handschuhe, modisches Beiwerk, was man immer braucht. Selbst hergestellt sind alle diese Sachen so billig, — die guten Arbeitsanleitungen und Schnitte machen das Arbeiten zur Freude. Für 80 Pf. ist das Heft überall erhältlich.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Rätsel.

Bin ich im Rätselwort zu sehn,
Ein kleiner See sofort entsteht;
Rückt er jedoch an diese Stell',
Ein chemisches Produkt ihr seht.

Bilderrätsel.

Silbenrätsel.

Aus den 41 Silben:

alb — au — bat — burg — cel — de — dem — ei — en — ger — her — hoe — i — in — it — ke — ken — kla — la — len — lo — mi — min — most — nu — nyl — rams — re — re — ren — roß — schlä — se — te — te — ter — ve — wal — ze — zept — zri

sind 16 Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. Stadt in der Schweiz
2. Zeitbestimmung
3. Fechtwaffe
4. Musikinstrument
5. Luftkurort im Schwarzwald
6. Deutscher Feldherr
7. Stadt in der Provinz Sachsen
8. Aerztliche Vorschrift
9. Feldherr aus dem 16. Jahrh.
10. Geographische Bezeichnung
11. Seesäugetier
12. Nebenfluß der Rhone
13. Vielbesuchter Ort Ob.-Bayerns
14. Redekampf
15. Stadt in Pommern
16. Stadt in Schleswig-Holstein

Sind die Wörter richtig gebildet, ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben ein Zitat von Chamisso.

Bruchstückaufgabe.

Ta — Mä — Bo — If — Ga — Na — Mu
Er — Ib — Je — Ho — Ol.

Die vorstehenden Wortbruchstücke sollen durch Hinzufügung je eines Buchstabens am Schlusse zu Wörtern umgewandelt werden. Miteinander verbunden, ergeben diese Buchstaben eine Einrichtung zur Erleichterung der Reise.

Besuchskartenrätsel.

Branni Bonnel
Hamm

Wer steigt da aus der Versenkung?

Ergänzungsrätsel.

Nach Ergänzung der angedeuteten Zeichen ergeben die Anfangsbuchstaben der Gegenstände in den einzelnen Vierecken, hintereinandergelesen, eine sportliche Betätigung.

Eine unappetitliche Sache

Der Lehrer einer Volksschule wollte seinen Schülern die Notwendigkeit, überall die Augen offenzuhalten und scharf zu beobachten, vor Augen führen. Eines Tages stellte er auf sein Pult ein Gefäß mit einer unappetitlichen Flüssigkeit. Auf einmal steckte er seinen Zeigefinger hinein und schleckte ihn nachher mit Wohlbehagen ab. Gang deutlich sahen die entsetzten Schüler, wie er die Sache sogar wiederholte. In der Pause sprang einer der Schüler an das Pult und machte unter den Augen seiner Kameraden die Sache nach. Haben die Schüler richtig gesehen?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Auflösung:

1. De2—f3, Kd5×Ke4. 2. Se4—d2 matt. —
a) 1. ....., Kd5—e6, 2. Se4×Ge5 matt. —
b) 1. ....., Kd5—c6, 2. Se4—f6 matt.

Verwandlungsrätsel: 1. Ammer, 2. Bader, 3. Biene, 4. Faktor, 5. Harke, 6. Kran, 7. Krater, 8. Last, 9. Macke, 10. Trog, 11. Watt, 12. Wolf.

Silbenrätsel: 1. Wruke, 2. Irrtum, 3. Rajah, 4. Ifel, 5. Rudel, 6. Reede, 7. Esra, 8. Reise, 9. Amrum, 10. Borchet, 11. Lacon, 12. Emmi, 13. Sanskrit, 14. Aden, 15. Muehle, 16. Tirol, 17. Nassau. — Wir irren allesamt, nur jeder irrt anders.

Bilderrätsel:

Wer nicht Neid ertragen kann, darf auch den Ruhm nicht wollen.

Zweifilbenscharade: Brautschatz.

Besuchskartenrätsel: Büchercensor.

Die Monatsnamen.

Unsere Monatsnamen sind bekanntlich lateinischen Ursprungs. September heißt lateinisch septem = 7, Oktober heißt okto = 8, November heißt novem = 9, und Dezember heißt decem = 10. Bei den Römern hatte das Jahr ursprünglich nur zehn Monate und fing mit März an. Die erwähnten Monatsnamen bezeichnen also ihre Reihenfolge im Kalender. Die Namen blieben bestehen, als das Jahr in zwölf Monate eingeteilt wurde.

Rätsel:

Die Dosen.

Haus, Hof und Garten

Leinsamenrückstände sind wertvolle wirtschaftseigene Kraftfuttermittel

Die Leinsamenrückstände, die aus den Ölmühlen zurückkommen und als Leinkuchen und Leinmehl wieder in den landwirtschaftlichen Betrieb gelangen, sind, wenn sie an der richtigen Stelle verwandt werden, ein gesundes, vielseitig verwendbares Futter. Den Wert erkennt man am besten an ihrem Gehalt an verdaulichen Nährstoffen. Nach Kellner enthalten Leinkuchen und Leinmehl folgende verdauliche Nährstoffe:

Leinkuchen: 28,5 % Rohprotein, 7,6 % Fett, 25,3 % stickstofffreie Extraktstoffe, 4,4 % Rohfaser, 27,4 % Eiweiß, 71,8 % Stärkewerte.

Leinmehl: 32,2 % Rohprotein, 8,5 % Fett, 26,3 % stickstofffreie Extraktstoffe, 4,3 % Rohfaser, 31,3 % Eiweiß, 64,8 % Stärkewerte.

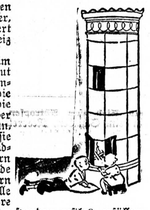
Diese Zahlen lassen ohne weiteres erkennen, daß wir in Leinkuchen und Leinmehl hochwertige, nährstoffreiche wirtschaftseigene Futtermittel zur Verfügung haben. Schon von alters her erfreuen sich dieselben großer Beliebtheit und stehen hinsichtlich ihrer Gedeihlichkeit und Bekömmlichkeit (infolge ihrer schleimgebenden Wirkung) unübertroffen da.

Aus diesem Grunde werden Leinkuchen und Leinmehl beim Jungvieh und bei Tieren mit geschwächten Verdauungsorganen verwendet. Auch für das Milchvieh sind sie ein ausgezeichnetes Futter. Sie haben eine günstige Sonderwirkung auf den Fettgehalt der Milch. Die größte Verwendung findet der Leinsamen, und zwar bei der Aufzucht des Kalbes. Soll derselbe von dem Kalbe voll ausgenutzt werden, so muß man ihn zerquetscht oder geschroten und gekocht der Milch zusetzen. Das Kochen allein genügt nicht, weil die harte Schale des Leins eine genügende Ausnutzung nicht gestattet.

Wird bei der Aufzucht des Kalbes die Vollmilch entzogen und durch die gleiche Menge Magermilch ersetzt, so entzieht man dem Kalbe gleichzeitig das in der Vollmilch enthaltene Fett. Dieser Ausfall an Fett muß aber ausgeglichen werden und kann durch Zusatz von geschrotenem oder gekochtem Leinsamen wettgemacht werden. Für jedes Liter entzogener Vollmilch setzt man der Magermilch 40—50 g Leinsamen zu, im ganzen aber nicht mehr, wie die Kälber willig aufnehmen. Es brauchen also keineswegs auf 10 Liter Magermilch etwa 500 g Leinsamen gegeben werden, zumal die Kälber die Aufnahmen so großer Mengen meist verweigern. Ebenso sind auch kleine Mengen Leinkuchen als Zusatz zur Magermilch sehr brauchbar, wenn sie auch nicht ganz die vorteilhafte Wirkung des Leinsamens aufweisen.

Im allgemeinen sind aber die Leinsamenrückstände für alle Nutztiere mit Ausnahme des Geflügels recht brauchbare Futtermittel. Selbst für Mast- und Arbeitsvieh sind sie wertvoll, doch verbietet der hohe Preis meist die Verwendung an dieser Stelle. Um sich voll und ganz die Vorteile dieser Rückstände nutzbar zu machen, ist es wichtig, daß der Lein immer frei von Unkraut gehalten wird, denn nur so wird es möglich sein, die Leinsamenrückstände als wertvollen Ersatz der ausländischen Kraftfuttermittel anzusprechen.

Die Pflege der Heizungsanlagen



Die Tage werden kürzer und kühler, und fröstelnd erinnert man sich an den Reiz der gemütlichen Abendstunden im Winter in einem gut durchwärmten Zimmer. Sollen die Kachelöfen oder die Zentralheizung aber ihre Schuldigkeit tun, dann verlangen sie nicht nur ein freundliches Rückerinnern an ihre wohltuende Tätigkeit, sondern auch eine liebevolle Pflege, damit sie ihre Aufgaben als Wärmespender restlos erfüllen können. Leider wird es vielfach versäumt, die Heizungsanlagen nach Beendigung der Heizperiode im Frühjahr nachsehen zu lassen. Erst im Herbst, wenn der Ofen nicht ziehen will, oder der Rauch aus seinen Fugen quillt, wird angezeigt und beraten lassen. Nette bunte Kissen, Kaffee- und Teewärmer, Teppiche, Decken und manch' andere Kleinigkeiten, die zur gemütlichen Häuslichkeit gehören, sind in dem Bilderbuch-Heft enthalten. Außerdem auch reizende Schals, Kappen, Kragen, Handschuhe, modisches Beiwerk, was man immer braucht. Selbst hergestellt sind alle diese Sachen so billig, — die guten Arbeitsanleitungen und Schnitte machen das Arbeiten zur Freude. Für 80 Pf. ist das Heft überall erhältlich.

auch die Sauberkeit im Heizungsraum. Das Brennmaterial, das praktisch neben dem Heizofen untergebracht wird, um unnütze Wege zu sparen, sollte durch Bretter abgesperrt sein, damit der Kohlenstaub nicht im Heizraum herumgetreten wird. Es ist wirtschaftlich, den Brennstoffvorrat bereits im zeitigen Sommer beteilen und anfahren zu lassen, wo die Preise niedrig sind, und die Kohlenhändler Zeit für die Lieferung haben.

Unerläßlich ist es aber, ob man Zentral- oder Ofenheizung hat, daß der Schornsteinfeger vor der neuen Heizperiode den Schornstein nachsieht. Wenn die Zimmeröfen trotz guter Feuerung und richtiger Bedienung kalt bleiben oder gar rauchen, dann sind die Gründe dafür entweder Verschmutzung des Ofens oder Schaden im Schornstein. Auch üble vom Ofen ausgehende Gerüche entstehen meist durch Verstopfung des Schornsteins und damit zusammenhängender unvollkommener Verbrennung der Brennstoffe. Durch die ungenügende Verbrennung setzen sich Teer, Ruß, Wasser und Schwefelverbindungen im Schornstein ab und verursachen diese gesundheitsschädlichen Gase.

Die Klagen über die trockene Luft in den zentralbeheizten Wohnungen glaubt man durch aufgestellte Wasserverdunster beseitigen zu können. Vielfach ist die Ursache für die Lufttrockenheit der Staub, der auf den Heizrohren oder bei Ofenheizung auf den alten, hohen Kachelöfen liegt. Darum gehe die Hausfrau diesem Feind des Wohlbehagens und der Gesundheit mit geeigneten Bürsten zu Leibe, die schmal genug sind, in die Zwischenräume der Rohre zu gelangen.

Die Kachelöfen verlangen eine besondere Pflege, wenn sie ihre Pflicht tun sollen. Bei den Kachelöfen alter Konstruktion mit den kurzen Zügen und den vielen Ecken lagern sich in diesen Asche und Ruß ab und verstopfen allmählich die Züge; der Ofen beginnt zu rieseln und zu rauchen. Hier kann nur eine gründliche Reinigung durch den Töpfer helfen. Auch die Roste der Herde und Oefen sind nachzusehen. Sind die Roststäbe durchgebrannt, so fällt die Glut durch die Lücken in das Aschenloch und geht für die Wärmeerzeugung verloren. Ebenso unwirtschaftlich gestaltet sich die Heizung, wenn der Rost im Herde zu tief liegt oder auch wenn das Feuerloch zu groß ist. Der Rost ist bald von sachkundiger Hand höher gelegt oder das Feuerloch durch schräg gestellte Schamottesteine verkleinert. Eine Verkleinerung der Rostfläche ist auch manchen brikettfressenden Badeöfen dienlich. Vier bis fünf Briketts müssen bei vorschriftsmäßigem Rost in etwa 30 Minuten ein Bad herstellen. Ein in das Rauchrohr eingehauter Schieber, der ¾ des Rohrquerschnitts frei lassen muß, erhöht die Wirtschaftlichkeit des Heizens erheblich. — Vielfach liegt der überflüssige Brennstoffverbrauch eines Ofens oder eines Herdes auch an den nicht gut schließenden Türen des Feuer- oder Aschenlochs. Darum soll man die Türen mit geeigneten Dichtungsmitteln dichten und die Fugen des Kachelofens ausstreichen, um den Eintritt jeglicher Nebenluft zu verhindern.

Wer seine Heizungseinrichtungen in dieser Weise unter die Lupe nimmt, der wird vielleicht manche Fehlerquelle entdecken und nach Beseitigung der Schäden sich sicherlich eines molligen Zimmers erfreuen können. Hannah Böhmer.

Die Pflege der Heizungsanlagen

Die Tage werden kürzer und kühler, und fröstelnd erinnert man sich an den Reiz der gemütlichen Abendstunden im Winter in einem gut durchwärmten Zimmer. Sollen die Kachelöfen oder die Zentralheizung aber ihre Schuldigkeit tun, dann verlangen sie nicht nur ein freundliches Rückerinnern an ihre wohltuende Tätigkeit, sondern auch eine liebevolle Pflege, damit sie ihre Aufgaben als Wärmespender restlos erfüllen können. Leider wird es vielfach versäumt, die Heizungsanlagen nach Beendigung der Heizperiode im Frühjahr nachsehen zu lassen. Erst im Herbst, wenn der Ofen nicht ziehen will, oder der Rauch aus seinen Fugen quillt, wird angezeigt und beraten lassen. Nette bunte Kissen, Kaffee- und Teewärmer, Teppiche, Decken und manch' andere Kleinigkeiten, die zur gemütlichen Häuslichkeit gehören, sind in dem Bilderbuch-Heft enthalten. Außerdem auch reizende Schals, Kappen, Kragen, Handschuhe, modisches Beiwerk, was man immer braucht. Selbst hergestellt sind alle diese Sachen so billig, — die guten Arbeitsanleitungen und Schnitte machen das Arbeiten zur Freude. Für 80 Pf. ist das Heft überall erhältlich.

Zeichnung: Zamboni M

Raufen aus Eisendrahtstäben verhindern leider noch nicht jede Vergeudung des Rauhfutters. Die Tiere, besonders Kaninchen, fahren mit den Vorderläufen zwischen die Stäbe und reißen das Futter heraus, ebenso springen sie gern in die Raufe selbst. Es ist deshalb sehr vorteilhaft, einen Holzdeckel, welcher sich in Scharnieren bewegt, anzubringen und die senkrechten Eisenstäbe durch wenigstens zwei Querdrähte miteinander zu verbinden, wie dies die Abbildung zeigt. Es wird auf diese Weise bedeutend an Futter gespart und längst nicht soviel ungenießbar gemacht bzw. in den Dung getreten. Kl.

Blumenpflege im November

Was ist denn nur mit deiner Zimmerlinde los? wirst du denken. Bis jetzt prangte sie voll im schönen Blätterkleide. Aber seitdem du sie vom Balkon ins Zimmer brachtest, ließ sie ein Blatt nach dem anderen fallen. Jetzt sieht sie schon aus wie „der Ritter von der traurigen Gestalt". Ja, das wird dreierlei Gründe haben. Erstens wird sie Durst leiden; denn wenn sie auch den Winter im kühlen Zimmer verbringt, so muß du sie doch von Zeit zu Zeit eine halbe Stunde lang in einen Eimer voll Wasser stellen, damit sie sich mal wieder richtig satt trinkt. Denn sie hat den Sommer hindurch ihren Blumentopf stark mit Wurzeln angefüllt, und ihre großen Blätter verdunsten viel Feuchtigkeit. Zweitens bekommt ihr die trockene Zimmerluft nicht; deswegen sorge durch mit Wasser gefüllte Gefäße dort stets für genügende Luftfeuchtigkeit. Vor allem aber liebt die Zimmerlinde das Licht! Es genügt ihr nicht, aus irgendeiner Zimmerecke zum Fenster zu blinzeln. Sie will auch im Winter dicht am Fenster stehen. Ebenso hell müssen alle die Pflanzen stehen, die Knospen und Blüten tragen, Kamelien, Azaleen, Alpenveilchen, Primeln, Weihnachtskakteen und andere. Laß diese Pflanzen stets mit derselben Seite nach dem Fenster stehen. Damit du dir diese merkst, stecke ein Hölzchen an dieser Seite an den Blumentopfrand. Besonders Kamelien und Weihnachtskakteen werfen sonst leicht ihre Knospen ab. Daß dagegen die Hyazinthen so lange dunkel stehen müssen, bis sie ihre Gläser mit Wurzeln ziemlich angefüllt haben, und daß du ihre Papierhütchen erst dann abnehmen darfst, wenn sie selbst diese lüften, wirst du ja wissen.

Aber alle Zimmerpflanzen, die sich im Winter etwas ausruhen wollen, sind auch zufrieden, wenn sie nicht so nah zum Fenster stehen. Dazu gehören fast alle Blattpflanzen, wie der Baumfreund (Philodendron), Palmen, Aralie, Gummibaum, Farnkräuter, Zierspargel, Aspidistra und ähnliche Gewächse. Aber wenn du in deinem Zimmer „Staub wischst", dann wische mit einem weichen Schwamm und lauwarmem Wasser auch die Ober- und Unterseiten der Blätter dieser Blattpflanzen ab.

So lange der Winter nicht mit starkem Frost und Schnee sein Regiment führt, so lange gibts auch im Garten noch viel zu tun. Umgraben,

Winterschnitt der Bäume und Gehölze, die erste Etappe des Winterkampfes gegen die zahlreichen Pflanzenschädlinge und manche andere wichtige Arbeit ist noch zu erledigen. Vergiß auch nicht, deinen Rosen von darauf liegenden Laub zu befreien. Decke deine Rosen nicht zu früh zu. Es ist besser, wenn sie vorher noch einen geringen Frost erleben, damit ihr Saft zurücktritt und ihre Blätter abfallen. Solange es nicht friert, kannst du auch die meisten Bäume und Gehölze noch pflanzen. Wenns aber dann richtig kalt wird, dann denke an deine gefiederten Freunde, die dir treue Helfer sind im Kampfe gegen unzählige Gartenschädlinge. Decke diesen nützlichen Vögeln ihren Tisch den Winter hindurch an schneefreien Futterstätten.

Praktischer Ratgeber

Der Hagebuttenwein wird trübe, wenn er sehr viel Hefe enthält, die teils noch lebenskräftig, teils aber auch abgestorben ist, ein Zeichen dafür, daß der Wein schon längere Zeit nachgärt und dies auch heute noch tut. Durch die Tätigkeit der Hefe ist die schweflige Säure des Weines weitgehend verbraucht, und als Folgeerscheinung tritt Braunwerden ein. Der Grund für die Hefevermehrung ist darin zu suchen, daß entweder die Gärung vorzeitig aufhörte, jedenfalls wegen zu starker Abkühlung, oder daß schließlich die Nachfüllung zu frühzeitig vorgenommen wurde, bevor genügend Alkohol gebildet war. Oft wird auch immer noch der Fehler gemacht, daß der Zucker auf einmal statt in zwei bis drei Portionen nach jedesmaligen Abwarten kräftiger Vergärung zugesetzt wird. Die Nachgärung des Weines wurde durch den Schwefelmangel noch begünstigt. Am besten ist es nun, wenn der Wein zunächst einmal gründlich nachgeschwefelt wird durch Auflösen einer ganzen Tablette Kaliumpyrosulfit auf je 100 Liter Wein oder durch Abstich möglichst ohne Luft in ein kräftig geschwefeltes Faß. Dann gibt man so viel reinen 97prozentigen Alkohol zu, daß der Alkoholgehalt auf etwa 13,5 bis 14 Volumprozent erhöht wird. Nach spätestens einem Monat wird dann noch einmal in ein schwach geschwefeltes Faß abgestochen. Einen höheren Alkoholgehalt und damit größere Haltbarkeit durch nochmalige Einleitung einer Gärung erzielen zu wollen, ist nicht ratsam, weil zu schwierig.

Denkt an die Blumenzwiebeln!

Wenn wir beizeiten Blumenzwiebeln legen, haben wir die Aussicht, uns in der blumenarmen Zeit an Blüten mancherlei Art erfreuen zu können. Es gibt hübsche Keramikschalen, in denen sich Tulpen sehr gut machen, auch Krokus, Schneeglöckchen, Scylla lassen sich, außer Hyazinthen, gut im Zimmer treiben. Soweit man die Hyazinthen nicht in Gläsern auf Wasser treibt, muß man die Zwiebeln in leichte, sandgemischte Erde legen, so tief, daß die Oberseite der Zwiebel ungefähr mit der Erdoberfläche gleich ist. Dann werden die Zwiebeln in den Keller gestellt oder an einen anderen dunklen und kühlen Ort, damit sie gut Wurzeln bilden können. Nach zwei bis drei Monaten kann man die frühesten Sorten an einen wärmeren und helleren Platz bringen, damit das Wachstum beginnen kann. Sobald die Blumenknospen sich zeigen, kann man das Treiben dadurch beschleunigen, daß man die Zwiebeln in ein recht warmes Zimmer stellt. Natürlich muß die Erde die ganze Zeit, auch im Keller, gleichmäßig feucht gehalten werden. Nur die frühesten Sorten können zu Weihnachten schon zur Blüte gebracht werden. Hat man blühende Blumenzwiebeln, so halten sie sich viel länger, wenn man sie an einen kühlen Ort stellt. Auf jeden Fall soll man sie nachts auf den kalten Korridor bringen. Am sonnigen Fenster vergehen sie allzu rasch.

Seifenreste nicht wegwerfen!

Reste von Seife soll man sammeln und sie zerkleinert in ein Glasgefäß tun, indem man einen Teelöffel Borax zufügt. Dann gießt man langsam kochendes Wasser auf, so daß eine gallertartige Masse entsteht. Man bewahrt das Gefäß auf und setzt immer drei bis vier Eßlöffel von der Seifenmasse dem warmen Wasser zu, mit dem man Fensterbretter, Türen usw. reinigt. Auch zum Säubern von Kämmen, Bürsten, Besen usw. gut zu gebrauchen!

Rostflecke auf Eisen und Stahl sind oft sehr schwierig zu entfernen. Ein gutes Mittel ist, etwas gelbes Wachs in einen dünnen Lappen zu legen und zu erwärmen. Ebenso erwärmt man das Metall, ehe man in mit zu dünner Schicht das Wachs auf die Rostflecke streicht. Ein zweites Lappen wird in feines Salz getaucht und hiermit der Fleck gerieben, bis das Wachs wieder entfernt ist und mit ihm der Rost, — wenn nicht das Metall allzusehr vom Rost angegriffen war. — Ist das Wasser hart, so ist Borax ein guter Helfer. Beim Haarwaschen macht ein Eßlöffel Borax im Warmwasser das Haar weich und glänzend und entfernt die Schuppen von der Kopfhaut. Beim Waschen von schwarzen Wollstoffen soll man dem Seifenwasser auch einige Löffel Borax zusetzen. Silber wird schimmernd blank und fleckenlos, wenn man dem Abwaschwasser Borax hinzufügt, auch beim Abwaschen von Glas und Kristall ist ein Boraxzusatz zum Wasser zu empfehlen.

Nimm Dir fest vor:
Keinen Abend ohne
Chlorodont

Der lachende Aeskulap

Anekdoten um große Aerzte

Bekanntschaft

Professor Rudolf Virchow wurde einmal auf der Straße von einem Herrn angesprochen, der unbedingt seine Bekanntschaft machen wollte: „Guten Tag, Herr Professor, ich wette, Sie kennen mich nicht mehr." — Virchow schaute kurz auf: „Sie haben die Wette gewonnen" meinte er und ging weiter.

Das Wunderpferd

Robert Koch, der berühmte Bakteriologe und Entdecker des Cholerabazillus, erlaubte sich mit einem Kandidaten einmal folgenden Scherz: „Was würden Sie tun, wenn man Sie zur Behandlung eines Pferdes mit gebrochenem Schlüsselbein holte?" — Der Kandidat zählte eine ganze Reihe von Heilmethoden auf. „Nein, mein Lieber", lächelte Koch, „ich würde das Pferd um jeden Preis kaufen und mit gutem Verdienst an ein Museum weiter verkaufen, denn es wäre das einzige Pferd, das ein Schlüsselbein hat."

Einbildung

Coué, dessen Patienten sich einreden mußten, es gehe ihnen von Tag zu Tag besser, fragte einmal einen Assistenzarzt nach dem Befinden einer Patientin. „Es geht ihr schlecht", war die Antwort. „Das dürfen Sie nicht sagen", meinte Coué, „die Patientin bildet sich ein, daß es ihr schlecht geht." Am anderen Morgen erhält Coué auf die gleiche Frage vom belehrten Assistenzarzt die Antwort: „Die Patientin bildet sich ein, gestorben zu sein."

Gut gegeben!

Ein junger Stutzer machte einmal den Versuch, Robert Koch in Gesellschaft herabzusetzen. Er wandte sich an den im Gespräch befindlichen Bakteriologen mit der Frage: „Sagen Sie mal, Sie sind doch Tierarzt?" und erhielt die Antwort: „Ja, warum, sind Sie krank?"

Die Uhr

Ernst Ludwig Heim, Leibarzt Friedrich Wilhelm IV., war einst Gast bei einer stets zu Nedereien und Sticheleien aufgelegten Dame und wurde ebenfalls vom Spott der Dame nicht verschont, bis ihm das zu dumm wurde. „Gnädige Frau", wandte sich Heim an diese, „ich bin wie eine Uhr. Wenn sie aufgezogen wird, geht sie", sprach's und verließ das Haus.

Gegenseitigkeit

Ernst Ludwig Heim wurde einmal nach Mitternacht zu einem reichen Börsianer gerufen, bei dem schon nach oberflächlicher Untersuchung keine andere Krankheit als ein überladener Magen festzustellen war. Heim verschrieb ihm ein Abführmittel. „Diesen Besuch mitten in der Nacht rechne ich Ihnen hoch an, Herr Geheimrat", meinte der Börsianer zum Abschied. „Ich auch", knurrte Heim, stülpte seinen Hut auf und ging.

Mißverständnis

Geheimrat Bumm war während seiner Tätigkeit an der Berliner Charité einmal zu einer Abendgesellschaft bei Hofe geladen. Im Laufe des Abends stellte sich dem berühmten Gynäkologen ein höherer Offizier vor, und es entspann sich folgende Vorstellungsgroteske: „Gestatten, von Dirksen, Hauptmann der Artillerie." — „Bumm." — „Von Dirksen Hauptmann der Artillerie." — „Bumm." — „Mein Herr, mein Name ist von Dirksen Hauptmann der Artillerie." — „Bumm, Bumm." — Der alte Geheimrat sah dem Hauptmann kopfschüttelnd nach, als sich dieser sporenklirrend und zornbebend entfernte.

Teure Liebe

„Tröste dich, Waldemar, du wirst dieses Mädchen schnell vergessen und bald wieder glücklich werden!"

„Das ist nicht möglich, lieber Freund — ich habe ihr zuviel auf Abzahlung gekauft!"

(„Answers.")

Arbeitsscheu

Richter (zum Angeklagten, der sich endlich zu einem Geständnis bequemt hat): „Warum haben Sie Ihre Schuld nicht gleich eingestanden? Sie hätten mir dadurch viel Arbeit erspart."

Angeklagter (treuherzig): „Geht, Herr Richter, Sie arbeiten auch nicht gern."

Teure Geschenk

„Sag mal, Hans, wieviel willst du ausgeben? Ich möchte dir ein Geschenk zu deinem Geburtstag kaufen."

Warum nicht so?!

Jochen soll Mottenkugeln holen.

Jochen kommt in den Laden: „Für'n Groschen Murmeln mit Geruch!"

So nicht, und so nicht!

„Sie besitzen nun so schöne Pferde; warum reiten Sie eigentlich nicht, Herr Scholler?"

„Wissen Sie, ich mache mir nicht viel aus Pferden — auf der einen Seite beißen sie, auf der anderen Seite schlagen sie aus, und in der Mitte sind sie so glatt, daß man leicht runterfällt!"

Ein kleiner Prokrustes

Albert: „Mama, der Otto läßt mir gar keinen Platz im Bett!"

Mama: „Meinen Platz? Will er denn mehr als die Hälfte haben?"

Albert: „Nein, das nicht!"

Mama: „Na also, was willst du denn noch?"

Albert: „Ja, Otto will seine Hälfte in der Mitte vom Bett und ich soll auf beiden Seiten liegen!"

Togal

Togal-Tabletten sind ein bewährtes, ärztlich erprobtes Mittel bei
Rheuma | Hexenschuß
Gicht | Nerven- und
Ischias | Kopfschmerzen
Grippe / Erkältungskrankheiten

Togal lindert nicht nur die Schmerzen, sondern beseitigt auch Krankheitsstoffe. Es löst die Harnsäure und ist vollkommen unschädlich! Über 7000 Anerkennungen von Ärzten, Professoren und Kliniken bestätigen die gute Wirkung des Togal. Machen Sie noch heute einen Versuch! Verlangen Sie aber ausdrücklich Togal — es gibt keinen Togal-Ersatz!

M 1.29 In allen Apotheken

Deutsche Marken-Nähmaschinen ab RM 124.—, Zick-Zack ab RM 198.— Ritter, Paderborn, Markt 8 Besichtigung erbeten

Formschöne Stand-, Wand- und Tischuhren i. hervorrag. Qualität zu bekannt billig. Preis. Farmer Tausch- u. Ersatzbandsohnen. Kat. grat. Konrad Mautho, Schwenningen a. N., Kreuzstr. 24

Kuckucksuhr 26 cm hoch mit ½ Std.-Schlagwerk, Metallgewichten, echtem Schwarzwald-Uhrwerk, schönster Wanduhr-Imitation 3.40 Nachnahme, Katalog fr. auch über Wand- u. Taschenuhr. Carl Joos Schwarzwald-Uhren Schonach 82 (Schwarzw.)

die neue linie
das Monatsblatt für Menschen von Geschmack.
Literatur, Reise, Kunst, Sport, Mode, Architektur. Jedes Heft mit prächtigen Bildern, Beiträgen erster Autoren. Überall für 1 Mark erhältlich
Verlag Otto Beyer, Leipzig C 1

Hasteitzer's Kräuterkuren gegen Kropf u. Basedow Tee zum Trinken und Umschläge Unschädl. u. glitzerfrei. Tausende von Erfolgsberichten. Verlangen Sie kostenlos Broschüre Nr. 2 Fried. Hasteitzer Gauting bei München

Graue Haare verschwinden d. einfachen Mittel. Auskunft durch Frau A. Müller, München 6 Alpenrosenstr. 2 25c

Roelle Bezugsquelle Neue Gänsefedern mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt ½ kg 2.–, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.– u. 8.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, Ia Volldaunen 7.– u. 8.–. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Pa. Injette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück. Willy Mantouffel, Gänsemästerei, Neutrebbin 93c (Oderbr.). Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Koh. Rabenerwerb Ich kaufe d. Ernte. Wer Keller, Schuppen, Stall, Kisten, Garten, usw. hat und Übergängen zieht, will, verlange Auskunft. M. Banecke, Hamburg Heilmannstraße 12

Eisbär-Felle in Geschenk, das Freude macht! sind nicht besser, aber teurer als meine Reichsmarkteile Marke „Eisbär". Preis ab RM 7.–. Bildkatalog u. ab. Teppich, Deck- u. Fußsack frei. W. Heise, Lämmühlen 28 Celle/Hann.

Häkelarbeit vergibt Paul Hemmersbach, Mann heim Waldhof

Teilhaber Mann von 25–30 Jahren Vermögen erwünscht. Spät. Einheirat nicht ausgeschlossen. (Südthüringen Nähe Paderborns) Offerten unt. Nr. 7/1154 an „Der 7. Tag", Paderborn

Mehrmalige Wiederholung von Anzeigen verbilligt die Werbung ganz wesentlich. Bitte, lassen Sie sich von unserer Anzeigen-Abteilung unverbindlich beraten

Gute Musik Klingend! Singend! Spielend! Volkstümliche HANDHARMONIKAS Katalog fr. von Musik-Spezialfirma HEROLD & CO. Klingenthal Sa. Nr. 15 Für andere Instrumente Sonderliste anfordern

Eine Freude! auf Abzahlung. Für 15.– Mark 1. Mod. Herren- oder Damen-Armband-Uhr. Weißgold-Double Zylind. = 6 Rubis. 2. Dieselbe verchromt oder echt 800 Silber. 3. Herren-Taschenuhr verchromt, Zylinder werk, = 10 Rubis. Jede Uhr mit Garantie, vom Fachmann sorgf. geprüft u. reguliert, in 5 Raten zahlbar, b. Liefer. sofort Uhrmacher Hoffmann Versand-Ges. m. b. H. Berlin-Schöneberg 41/40

Deine Mark- Arbeitskameraden! kauft Lose der Reichslotterie für Arbeitsbeschaffung 24152 GEWINNE UND 20 PRÄMIEN RM 1.600.000.

Rheuma-Schnaps Lotzbeck! 107 Sorten Hersteller: Lotzbeck & Cie. Ingolstadt

Sehr billig und doch Qualität! Moderne Taschen- u. Armbanduhren m. Gar.-Schein. Bei Nichtgefall. Umtausch oder Geld zurück. Nr. 3. Herrentaschenuhr m. 8% geprüft., 3stünd. Anker-werk, vernick. M. 1.90 Nr. 4. Versilberter Ovaltugel, vergoldeter Rand . . M. 2.30 Nr. 5. Besseres Werk, fl. Form . M. 3.40 Nr. 6. Sprungd.-Uhr, 3Deck, vergold. 4.90 Nr. 6b. Dto., mit besserem Werk . M. 7.40 Nr. 8. Armbanduhr m. Lederriemen 2.60 Nr. 85. Dto., kl. Form, besser. Werk 4.— Nr. 99. Dto., Golddoublé, 5 Jahre Gar. f. Genau Für Damen, m. Ripsband . M. 5.90 Dto., f. Herren, m. Lederband 6.90 Nr. 1461. Geschnitzte Kuckucksuhr, ½stündl. Kuckuck ruf., M. 2.50. Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen oder Herr., 18 kar. vergoldet, einschl. Ihrem Monogramm M. 1.10. Nr. 614. dto. Siegelring, Eckige Platte, M. 1.30. Nickelkette M. –.25. Doppelkette, vergoldet, M. –.70. Kapsel M. –.25. Wecker, gutes Messingwerk, M. 1.80. Nr. 642. Tischuhr, mod. Form, 8-Tage-Werk, Eiche poliert, M. 8.–. Versand gegen Nachn. 38×30 cm Katalog gratis Jahresumsatz über 30 000 Mknen. Fritz Heinecke, Braunschweig L 88

Für 29.– Reichsmark ein Fahrrad mit Garantie und Freilauf-Rücktrittbremse. Original Sticker mit Außenlötung, komplett RM. 36.–. Katalog über Fahrräder u. Lampen frei E. & P. Strickler, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Nehmen Sie Rücksicht — auf Ihre — Ohren! bei Erkältung, Zugluft, Wind, bei Krankheit, beim Baden! Nehmen Sie „AKUSTIKA" schalldurchlässige Ohrpfropfe aus Tierhaar für 30 u. 90 Pfg. in Apothek., Drog. käuflich.

Geschenke billig! Katalog umsonst SIGURD GESELLSCH. Kassel 15

Anzeigenpreise Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf. für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf. Reklame-mm-Zeile. 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn Hannover 3504.

Wollen Sie meine Waren nur anderen überlassen? Bestellen Sie wenigstens versuchsweise. Alles Weitere ergibt sich von selbst, wenn Sie meine Waren gesehen haben.

So haben mir diese Kunden ohne Aufforderung geschrieben. Viele ähnliche Anerkennungen erhalte ich laufend von meinen Kunden.

Ich fühle mich gezwungen, da ich schon längere Zeit sämtliche Waren von dort beziehe, meinen aufrichtigsten Dank und volle Zufriedenheit auszusprechen. Ich werde Ihre werte Firma auch weiter empfehlen und ich bleibe bei Ihnen Kunde so lange ich lebe. Wernrode (Thür.) 22. 7. 1936. Frau Frieda Katzmann

Der Firma Witt muß ich wiederum sagen, daß ich mit Ihrer soeben erhaltenen Sendung äußerst zufrieden bin. Ich habe mich wirklich nicht umsonst gefreut. Wie machen Sie das bloß, daß Sie so gut und so billig liefern können? Das ist und bleibe mir ein Rätsel. Ich bin jedenfalls hocherfreut und danke bestens. Aber auch alles ist zu meiner größten Zufriedenheit ausgefallen. Liegnitz (Schlesien), Scheibestraße 5, 10. 8. 1936. Frau Gertrud Müller

Nr. 16

Nr. 17

Nr.		Mtr. Pfg.
16	**Wickelschürzen** m. Abbildung mit halblangen Ärmeln, aus waschechtem, gutem, strapazierfähigem, schönem, bedrucktem Schürzenstoff mit dunkelblauem Grund und schöner farbiger Musterung in solider Ausführung hergestellt. Gut passende Form, richtig lang und breit, per Stück	3.77
17	**Trägerschürzen** lang Abbildung, schön bestickt, aus indanthrenfarbigem, mittelblauem, geeignetem, gutem Stoff hergestellt. Sehr hübsche, zierbare Schürze. Preis per Stück	1.30
13	**Handtücher** mit rohweißem Grund und waschechter Streifenbordüre, haltbare Gebrauchsware dieser Art. Die Kanten dieses Tuches sind nicht ganz regulär eingewebt. Breite 40 cm . . . . . per Meter	-.25
20	**Hemdenflanell** reißfeste und haltbare Sorte, aus haltbaren, rohweißen Garnen und ohne Füllappreiur hergestellt. Diese strapazierfähige Sorte ist mit echt indanthrenfarbigen, hübschen Streifenmustern versehen und deshalb waschecht und kochecht. Breite 75 cm . . . . . per Meter	-.36
11	**Kräftiges Baumwolltuch** ungebleicht, geeignet für sonstige strapazierfähige Wäschestücke. Breite 140 cm . . per Meter	-.85
14	**Schweres Stubltuch** auch Haustuch genannt, dauerhaft und reißfest, für strapazierfähige Bettücher usw. verwendbar. Breite 150 cm per Meter	1.25
19	**Weißes Makotuch** feinfädig, gut gestimmtem, gutem Makogespinst hergestellt, daher besonders gleichmäßiges, feines Material, welches dem reinweißen, vorzüglichen Tuch einen angenehmen, weichen Charakter gibt. Durch die richtige geschlossene Webart ist dieses Tuch für feine, bessere Bäschestücke besonders geeignet. Breite 80 cm per Meter	-.62
18	**Schafwollsocken** kamelhaarfarbig, aus guter Schafwolle hergestellt, ganz besonders warm, dick und schwer, nicht einlaufend und nicht filzend, daher für Schweißfüße besonders zu empfehlen . . . . . per Paar	1.66
12	**Schlafdecken** kamelhaarfarbig, feste, haltbare, warme Sorte, mit hübscher Bordüre, daher vielseitig verwendbare Gebrauchsdecke dieser Art. Größe 130×190 cm per Stück	2.70
15	**Blaue Arbeitsanzüge** aus sehr starkem, kräftigem Köperstoff, Jacke mit Reißverschluß, echt indanthrenblau gefärbt, daher garantiert vorzüglich in der Wäsche. Alle Taschennähte sind besonders verriegelt, wodurch ein Aufreißen derselben fast ausgeschlossen ist. Die Anzüge sind deshalb fast unverwüstlich. Die Jacke ist mit Kragen und hat 2 Seitentaschen und 1 Brusttasche. Die Hose hat 2 Seitentaschen und 1 Zollstocktasche. Preis des kompletten Anzuges	6.09

Diese Anzüge werden in 5 Größen geliefert, und zwar wie folgt:

Größe	46	48	50	52	54	
Jacken-Schrittlänge ca.	76	78	80	82	84	cm
Hosen / Bundweite ca.	92	96	104	108	112	cm

für Größen: etwas klein, mittel, mittelgroßer, groß, sehr groß

Versand erfolgt per Nachnahme. Bei Bestellungen über Mark 20.— portofreie Lieferung. Was trotz der Preisaufklärung nicht entsprechen sollte, wird anstandslos zurückgenommen und der volle ausgelegte Betrag zurückgezahlt.

JOSEF WITT G.m.b.H. WEIDEN 160 OBERPFALZ

5000 Arbeiter u. Angestellte

sind in meinen sämtl. Betrieben beschäftigt

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Ottergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag"; III. Vj. 36: 32 181. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

5. Jahrgang – Nr. 45 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 8. November 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Kameraden

Faß an Kamerad! Und nicht gezagt!
Pack zu! – Im deutschen Land,
Wo man von früh bis spät sich plagt,
Geht's auch um deine Hand!

Greif zu! Halt fest! Ball deine Faust!
An's Werk! – Es wird die warm!
Die Stunde ruft. Wohin du schaust,
Gibt's nur noch einen Arm.

Schmied' mit, Pflüg' mit, Sä', mit Kamerad!
Abseits steht nur ein Tropf.
Hau ruck! Dann steht das Ziel so grad,
So grad wie unser Kopf!

Eine Hand – ein Arm – ein Kopf! Pack zu!
Ein Herz nur, heiß entbrannt. –
Ein Wichen nur – ein Volk. –
O du,
Und nur ein Vaterland!

Carl Lutz

„Kameraden" / Radierung von Fritz Neumann (Bavaria-Verlag, Klischee: Eigene Anfertigung)

Der Glaube an Deutschland

In seiner großen Gedenkrede am vorigen 9. November berichtete der Führer, daß sie alle, als sie den Zug zur Feldherrnhalle antraten, bereits wußten: „Das ist das Ende ..." Der Versuch war gescheitert. Die Marschkolonne, die da marschierte, war ohne Hoffnung. Jeder einzelne Mann in diesem Zuge glich den letzten Kämpfern der Westfront 1918 — sie wußten, daß ihr Kampf aussichtslos war, daß ihnen der Sieg versagt bleiben mußte. Aber sie kämpften weiter, mit zusammengebissenen Zähnen, ohne Hoffnung im Herzen, ohne Aussicht auf Sieg.

Und so marschierten die Männer vom 9. November. Sie wußten, daß es für sie keine Hoffnung mehr gab.

Der Führer berichtete, daß ihm einer der Männer dieses Zuges, bevor sie den Marsch antraten, die Hand drückte und ihm sagte: „Das ist das Ende."

Nichts weiter als dieses „Das ist das Ende."

Und dann reihte sich dieser Mann ein in die Marschkolonne, Musik dröhnte auf, Fahnen flatterten — und so marschierten sie durch die Straßen — wissend, daß es das Ende war ...

*

Es ist so leicht, mitzumarschieren, wenn der Sieg winkt. Es ist so leicht, begeistert zu sein, wenn Siegeslorbeeren die eigenen Banner schmückt. Und es ist sogar leicht, zu sterben, wenn der brechende Blick noch einmal die Strahlen der aufgehenden Sonne auffängt.

Aber es ist schwer, zu kämpfen, wenn man weiß, daß es keine Aussicht auf Sieg mehr gibt. Bewußt in den Kampf hineinzugehen — ohne Aussicht und ohne Hoffnung: das ist die Haltung, vor der wir alljährlich am 9. November unsere Fahnen senken.

Aber wenn wir dann die Fahnen wieder erheben, so grüßen wir damit den unendlichen Glauben, von dem diese Kämpfer beseelt waren. Glaubt denn einer unter uns, daß man den Tod auf sich nehmen kann, wenn nicht der Glaube, der unbedingte Glaube dahinter steht?

Der Glaube allein hat die Männer vom 9. November ihren Marsch in die Nacht und in den Tod antreten lassen. Sie wußten, daß ihnen kein Sieg mehr winkte, daß ihre Augen nicht mehr den jungen Tag grüßen würden. Aber sie glaubten daran, daß einmal dieser junge Tag kommen würde, sie glaubten an das Deutschland, daß sie in ihren Herzen trugen, auch wenn es ihre Augen nicht mehr erblickten.

Sie hatten keine Hoffnung mehr auf den Sieg, aber sie hatten den Glauben an Deutschland.

*

Hell lodert das Licht aus der ehernen Schale auf den obersten Stufen der Feldherrnhalle. Ihr zuckender Schein fällt auf die Fahne, der sich die Gläubigkeit eines ganzen Volkes zuneigt.

Da schreitet einer die Stufen herab in das Land. In tausend Herzen will er die Feuer suchen, die Spiegelbild sind von der gewaltigen Stunde der Feldherrnhalle, in Millionen Augen will er die Flammen sehen, die bereit sind, aufzubrechen aus lebendigem Leibe, um den Glauben des Volkes zu entzünden.

Er schreitet den Weg durch das Siegestor hinaus in sein Volk. Land unter den Füßen, Saat in der Hand. Herbstzeit ist Fruchtzeit für den Frühling.

Schweigend ruhen da die Herzen aus in seinem Blick und sind vom Wunderbaren ganz erfüllt. Das Wunderbare aber ist dieser Glaube:

Was ist der Tod, wenn du das Leben von uns forderst — Deutschland!

H. Reinholz.

Die Martinsgans

Von Horst Biernath

Der Dichter Felix Schievelbein hatte seine Frau aus aufrichtiger Liebe geheiratet, war aber anderseits bei einem so unsicheren Beruf vorsichtig genug gewesen, die Tochter eines gutsituierten Müllers zu der Seinen zu machen. Müllerstöchter liegen erstens einmal, wie es schon die romantischen Dichter und Komponisten zeigen, auf durchaus literarischer Ebene. — zweitens erfreuen sich ihre Väter eines besonderen Rufes als Schweine- und Geflügelzüchter. Schievelbein liebte, was durchaus nicht im Gegensatz zu seinem spirituellen Beruf steht, einen gutgedeckten Tisch; und er bemühte sich um ein gutes Einvernehmen mit seinen Schwiegereltern, die es ihrerseits nicht vergaßen, seine künftig sogutlagen in der Luft schwebende Existenz durch Freßpakete aller Art auf einen erdhaften und soliden Untergrund zu stellen. — Und schließlich: warum soll ein Dichter nicht wohlbesetzte Tafeln lieben? Da man nun einmal essen muß, tut man's lieber gut und reichlich. —

Wenn nun gar die Blätter sich verfärbten, wenn die Herbstwinde bliesen und die Luft klar wie Glas vor den Wäldern stand, dann wurde Schievelbein oft träumerisch; seine Gedanken irrten in die ferne pommersche Heimat seiner Frau ab, und er flüsterte zuweilen: „Jetzt werden sie schon auf die Stoppeln getrieben . . ." und einige Zeit später: „Es ist schon eine rechte Quälerei, das Mästen — aber gut, — gut!"

Drei Tage vor Martini brachte der Postbote einen Brief der Schwiegermutter. Gottseidank, daheim war alles wohlauf. Die Mühle machte sich soweit, die Schweine gediehen, und die Nachfrage nach Geflügel war so rege, daß die gute Schwiegermutter es sehr bedauerte, nicht ein paar Hennen mehr angesetzt zu haben. — Eine unverzeihliche Nachlässigkeit!

Was Schievelbein versöhnte, war der kleine Nachsatz des Briefes, daß gleichzeitig mit ihm ein Paket nach München abgegangen sei. — Schievelbeins wohnten in einem kleinen Vorort im Westen der Isarstadt, und da Pakete von Pommern für gewöhnlich nur drei Tage bis zum Eintreffen brauchten, beschloß Schievelbein, auf jeden Fall schon heut einmal auf der Post nachzufragen. „Wenn sie heute nicht ankommt, dann ist sie morgen da, und wir haben sie bestimmt zum Sonntag."

„Wen?" fragte seine Frau erstaunt. — „Die Gans", antwortete Schievelbein. — „Weshalb Gans?" fragte die kleine Frau. Schievelbein sah sie einen Augenblick lang überrascht an: „Ach so, natürlich", sagte er, und seine Zungenspitze fuhr lüstern heraus, „es kann natürlich auch eine Ente sein oder zwei —."

„Im Brief steht aber weder was von einer Gans noch von einer Ente", wandte Frau Schievelbein hartnäckig ein.

„Erlaube, mein Kind," sagte er mißbilligend, „zum Spaß schickt keine Mutter keine Pakete; — und überhaupt ist übermorgen Martinstag! Da ist noch jedes Jahr etwas angekommen." — Und dagegen war nun wirklich nichts zu sagen.

Am Nachmittag ging Schievelbein mit einigen Briefen zur Post und erkundigte sich nach dem Paket. Holte man es selbst ab, so ersparte man die Austragsgebühr von fünfzehn Pfennigen, — und so überreichlich war Schievelbein nicht mit irdischen Gütern gesegnet, daß fünfzehn Pfennige bei ihm keine Rolle spielten. Fast erwartungsgemäß war das Paket noch nicht da. Auf dem Heimwege sprach Schievelbein jedoch beim Gärtner vor und erstand für die exorbitante Gebühr einen prachtvollen, elfenfesten Rotkohlkopf. Zuhause angekommen, machte er sich daran, den Kohl klein zu schneiden, damit er gleich aufs Feuer gegeben werden konnte. Denn erfahrungsgemäß schmeckt er zwei oder drei Mal angewärmt doppelt so lecker.

Schievelbein hatte wie ein Bub vor Weihnachten eine unruhige Nacht und war schon früh auf. Er schrieb ein elegisches Gedicht mit dem Titel „Herbstliche Ahnung" und machte sich dann wieder auf den Weg zur Post. Dort war die Paketkarte bereits eingetroffen, das Paket selber aber noch nicht. — „Dann kommt es also erst heute nachmittag, und die Gans bleibt für den Sonntag", dachte Schievelbein ein wenig betrübt, denn er wäre nicht abgeneigt gewesen, sich bereits einen kleinen Vorgeschmack aufs Martinsfest zu verschaffen. Um aber morgen sich mit um so größerem Genuß über die Gans herzumachen, aß er zu Mittag nur ein ganz leichtes Gemüsesüppchen und beschloß, auch abends eine gewisse Diät zu halten.

Voller Unruhe und Erwartung stand er bereits um vier Uhr am Gartenzaun und spähte nach dem Briefträger aus. Eine halbe Stunde später gesellte sich seine Frau zu ihm, und um fünf Uhr erschien der Postbote endlich in der Ferne. An seinem Dienstrade baumelten rechts und links zahlreiche Pakete. Oh, es war qualvoll, ihn so langsam nahen und immer wieder Station machen zu sehen, aber endlich kam er heran und wurde von Schievelbein schon auf einige Radlängen Entfernung mit der Titulation eines Oberpostrates begrüßt. Der „Oberpostrat" seinerseits gab den Gruß freigebigst zurück, indem er den Dichter Schievelbein zum Professor ernannte — und fuhr vorüber.

„Es ist nicht möglich", stammelte Schievelbein erregt und starrte dem Entschwindenden wie einem Phantom nach „. . ., er kehrt um! Er muß sich geirrt haben . . ."

„Und morgen wird kein Paket ausgetragen!" sagte die kleine Frau unruhig, „und überhaupt habe ich für morgen nichts besorgt."

„Morgen ist das Paket da!" schrie Schievelbein; „und ich werde es selber von der Post holen!"

„Aber es kann doch sein, daß es auch morgen noch nicht da ist", meinte sie schüchtern, „und außerdem hat sich Tante Florentia zum Essen eingeladen."

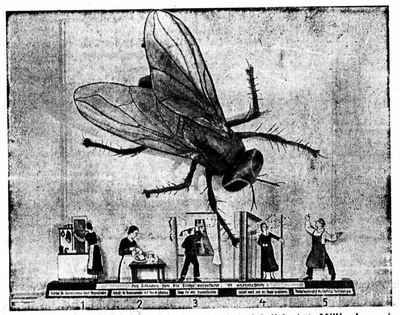
Sie erhielt von ihrem Gatten keine Antwort, denn er war bereits davongestürmt und öffnete wenige Minuten später vor dem Postfräulein die Schleusen seiner Verdrießlichkeit und bat um Einsicht, wenn er morgen seines Paketes wegen vorsprechen würde, obwohl die Agentur nur für den Telegrammverkehr geöffnet sei. Es befänden sich jedoch Lebensmittel in dem bewußten Paket, das ohnehin überfällig und der Gefahr des Verderbens ausgesetzt sei . . .

So kam der Sonntag heran — der Martinstag. Es kam auch Tante Florentia, — und es kam der Augenblick, in dem Schievelbein den Gang zur Post antrat. Was aber nicht kam, war das Paket! — — Es gelang Schievelbein noch ganz gut, vor dem Postfräulein Haltung zu bewahren. Was sich jedoch später bei ihm zuhause abspielte, führte, da Tante Florentia Schievelbein bisher nur als einen Meister bauchzarter Gedichte kennen gelernt hatte, leider dazu, daß sie von allzu kräftigem Manneswort bis in die letzten Fasern ihrer dem Schönen zugewandten Seele beleidigt, das Haus fluchtartig verließ und sich schwor, nie mehr einen Fuß über dessen Schwelle zu setzen. — Ja. Schievelbein tobte! Er fühlte sich verraten und betrogen, und dieses Gefühl, von der Tücke der Dinge und der Unzulänglichkeit menschlicher Einrichtungen abhängig zu sein, steigerte sich bei ihm mit jeder Stunde, die die Gans fern von ihm an irgend einem, — höchstwahrscheinlich sogar überheizten und völlig ungeeigneten Lagerraum der Postverwaltung zubringen mußte. Und dazu war nichts im Hause, woran Schievelbein sich schadlos halten konnte — nichts Angemessenes jedenfalls —, denn was bedeutet ein läpperiger Apfelkuchen und was ein Wurstbrot einem Mann, der um eine Gans geprellt wurde?! Der, was nicht vergessen werden darf, um dieser Gans willen zwei Tage lang gefastet und in seinem Magen Raum für drei Gänse geschaffen hatte!

Eine Art wohltätiger Erschöpfung ließ den großen Zorn schließlich verebben, — und am Abend schlich ein hungriger und überhaupt ziemlich vermöbelter Schievelbein kleinlaut zu Bett, nicht ohne vorher den knurrenden Magen mit den Aepfeln gesättigt zu haben, die ihrer Bestimmung nach zur Füllung der Gans hatten dienen sollen. Müd und matt schlief Schievelbein ein, und schlief so tief und erschöpft, daß ihn am nächsten Morgen erst das dritte Klopfsignal des Postboten weckte. Das Paket war da! — Endlich! — Und während Schievelbein die Austraggebühr von 15 Pfennigen zahlte, fiel ihm mit Schrecken ein, daß er ja die zur Gansfüllung benötigten Aepfel gestern abend verzehrt hatte. Mit der Bratere bis zur normalen Mittagszeit zu warten, war eine unmögliche Zumutung. Nein, nach soviel Enttäuschungen sollte die Bestie sofort in den Ofen geschoben werden!

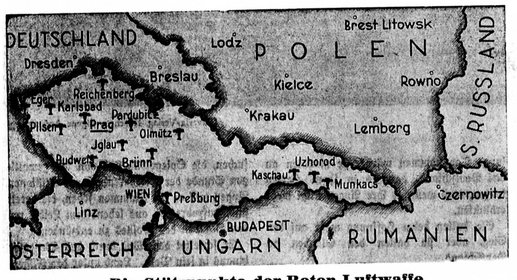
Schievelbein warf das Paket in die Küche und überließ die freudige Arbeit des Entschnürens seiner Frau. Er selber eilte notdürftig bekleidet und die ungekämmte Mähne unter den Hut gestopfend ein paar Häuser straßab zum Gemüsehändler, um dort ein Pfund Aepfel zu erstehen. Im Laufschritt zurückkehrend, traf er daheim gerade noch zur rechten Zeit ein, um den Papierumschlag von dem dreifach umschnürten Karton zu entfernen. Sehnsüchtig, stürmisch und doch voll zarter Erwartung hob er den Deckel an . . .

— — — Vier Wochen — von häufigen Rückfällen unterbrochener Rekonvaleszenz brauchte der Dichter Schievelbein, ehe er sich von dem Schlag erholte. Jetzt kann er schon an zwei Stöcken durch den Garten gehen. Aber er lebt. Gottseidank. — Der Inhalt des Paketes bestand nämlich aus einem alten Hut, einem Mantel seiner Frau und einigen anderen Dingen, die Schievelbeins beim letzten Besuch der Schwiegereltern in Pommern vergessen hatten.



Kampf dem Verderb!

Nicht nur die Unachtsamkeit ist es, die der deutschen Wirtschaft jährlich 1½ Milliarden entzieht, sondern auch Insekten richten unermeßlichen Schaden an, wenn sie bei unsachgemäßer Aufbewahrung der Lebensmittel an die Speisen herankönnen. Der größte Schädling ist die Fliege, darum: 1. schütze die Vorratsräume durch Fliegenfenster; 2. bedecke die Nahrungsmittel mit Glas oder Zellophan; 3. lange sie mit Fliegenlängern; 4. Zugluft wird von der Fliege gemieden; 5. die Morgengymnastik des Lehrlings ist die Fliegenjagd. Dieses Schaubild ist ebenfalls auf der Reichsausstellung „Kampf um 1½ Milliarden" in Köln zu sehen. (Reichsnährstand, K.)



Die Stützpunkte der Roten Luftwaffe

Vor noch nicht so langer Zeit konnte die tschechoslowakische Regierung unter Bezugnahme auf die Nürnberger Rede von Dr. Goebbels nicht schnell genug das Vorhandensein sowjetrussischer Flugzeugstützpunkte auf tschechoslowakischem Boden ableugnen. Nunmehr veröffentlicht das Sowjetblatt „Na Strasche" eine Landkarte, die allerdings in merkwürdigem Gegensatz zu dem Dementi steht. Sie trägt den Titel „Unsere Flugbasen in der Tschechoslowakei" und nennt die Orte **Munkacs, Uzhorod, Kaschau, Preßburg, Olmütz, Brünn, Iglau, Pardubitz, Reichenberg, Prag, Budweis, Pilsen, Karlsbad und Eger.** Dieses bedeutungsvolle Zeugnis in einem Sowjetblatt beweist deutlich, wie recht Deutschland mit seiner Behauptung von der Gefahr des sowjetrussisch-tschechoslowakischen Bündnisses hatte. (Graph. Werkst., K.)

Dies nebenbei

Jedes junge Paar in Schlesien, das es sich irgend leisten kann, will in der Kirche Wang getraut werden. Aber auch aus anderen Gegenden kommen die Leute hierher, um dieses seltene Wunder einer Kirche, das einst in Wang in Norwegen stand, zu bestaunen. Es ist nur ein kleines Kirchlein mit einem großen, tief herabgezogenem norwegischen Dach. Auf dem Dach sitzt als eine Art Dachreiter ein kleiner Glockenturm, der auf seinem Dach wieder ein ähnliches Türmchen trägt. Das kleine Gotteshaus besteht so, wenn man noch die Gibel hinzurechnet, aus einer ganzen Reihe von kleinen Dächern, die dem Hauptdach angegliedert sind. Nach norwegischer Bauweise ist das Ganze aus Holz, und es thront heute auf seiner Felskippe über dem Riesengebirgsdorf Brückenberg genau so stolz, wie vor mehr als 100 Jahren auf dem Fjordfelsen Norwegens.

Die Geschichte der kleinen Kirche ist voller Merkwürdigkeiten. Angeregt durch einen Forschungsreisenden, erwarb Friedrich Wilhelm IV. die Holzkirche von der Gemeinde Wang in Norwegen. Ursprünglich sollte sie auf der Pfaueninsel bei Potsdam zur Aufstellung gelangen. Jedenfalls blieben ihre Einzelteile lange Zeit unberührt liegen, bis eine schlesische Hofdame die Trümmer in ihre Obhut nahm und den König bat, sie der Gemeinde Brückenberg im Riesengebirge zu schenken. Auch die Brüder Grimm sollen sich seinerzeit sehr für die Erhaltung dieses Bauwerks eingesetzt haben. Die vielen hundert Einzelteile, die Balken, Breiter und die Planken wurden sorgfältig nach Schlesien überführt, dort von sachverständiger Hand ausgebessert und zusammengefügt. In kurzer Zeit war das Werk vollendet, und das Kirchlein repräsentierte sich bald in seiner ganzen eigenartigen Schönheit.

Seit jener Zeit knüpft sich ein lieber Glaube an das alte Bauwerk. Das Paar, das dort getraut wird, soll einer glücklichen Ehe entgegensehen. Die Kirche wurde weit über die Grenzen hinaus als Hochzeitskirche bekannt, und viele tausend junge Leute traten hier zum Altar. In tiefer Bergeinsamkeit liegt das Kirchlein da. — Außen ist es rotbraun gemalt, und im Inneren wirkt es wie eine Schifferkirche durch die Holzsäulen, die an Masten erinnern. Die Glocken läuten sehr oft hier oben. „Hochzeit in Wang" sagen dann die Leute. „Wieviel mögen es in dieser Woche noch werden . . .?"

*

Im Pfälzer Felsenland, im Südteil der Saarpfalz, bauen sich die wunderlichsten Felsstandbilder zwischen Tal und Hügel auf. Von Annweiler unterm Trifels mit dem „Wackelstein" bis nach Dahn reicht das Gebiet der bizarr geformten Felsnasen, Felszacken und Felstürme, von denen manche noch der Ausdeutung harren. So hat man vor nicht allzu langer Zeit erkannt, daß in der Nähe von Dahn die Natur in übermütiger Schönlingslaune eine regelrechte Eisenbahn aus Stein erbaut hat. Auf jähem Höhenzug reiht sich hier eine Anzahl zerrissener Felsen hintereinander auf, die deutlich die „Dahner Eisenbahn" erkennen lassen. Kurgäste aus Bergzabern nehmen den Ruhm für sich in Anspruch, diese absonderliche Eisenbahn aus Stein „entdeckt" zu haben. Man erkennt die Lokomotive mit Schornstein und daran anschließend hintereinander drei gleichhohe Wagen, die von der Lokomotive gezogen werden. Wohin der steinerne Eisenbahnzug fährt, wissen die Besucher des Pfälzer Felsenlandes auch: von einer Felsgruppe — von einer dieser „Dichtungen in Stein" — zur anderen . . .

*

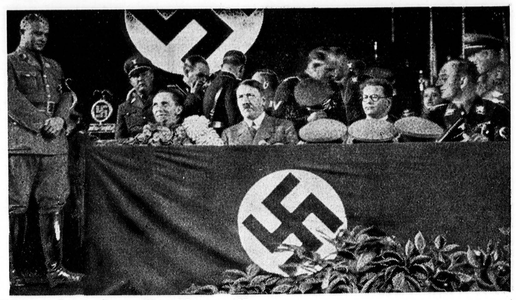
Die nordische Küche hat manche Eigentümlichkeiten. Am bekanntesten ist der „smörgasbord", der aus unendlich vielen „Schwedenplatten" besteht und dem Ausländer gewöhnlich schon beim Anblick das Wasser im Munde zusammenlaufen läßt. Zu der Kehrseite der Medaille wird man den „surströmming" rechnen, ein nordschwedisches Nationalgericht. Es ist ein in Gärung übergegangener Fisch, dessen Geruch genügt, um die unerschrockensten und stärksten Männer zum Rückzug und die Frauen zum Umfallen zu bringen.

In diesen Tagen nun wußten die skandinavischen Zeitungen von einem neuen Leckerbissen zu berichten, nämlich Kreuzotterbraten. Hiermit hat es folgende Bewandnis. Der dänische Zoologe Adjunkt Hans Hvaß wurde schon vor längerer Zeit in der Presse genannt, als er die kulinarischen Vorzüge der gebratenen Blindschleiche pries. In einem Vortrag, den er kürzlich im dänischen Rundfunk hielt, erwähnte er, daß er niemals Kreuzotterfleisch genossen habe. Wenn jedoch jemand seiner Hörer ihm eine Kreuzotter schicke, werde er gern den Versuch machen.

Zu Dutzenden kamen in den nächsten Tagen Kreuzottersendungen. Hvaß suchte sich ein ihm geeignet erscheinendes, lebend gefangenes Tier aus, das seiner Ansicht nach besonders lecker aussah. Nachdem der Versuch, die Kreuzotter zu mästen, mißglückt war, ließ Herr Hvaß die Otter töten und in Stücken braten, und zwar in ähnlicher Art, wie man Aal zubereitet. Auch Frau Hvaß und der Sohn nahmen an der Mahlzeit teil, zu der Burgunder getrunken wurde. Kreuzottern schmecken ganz ähnlich wie Frosch, erklärte Herr Hvaß, nur etwas fleischiger und zäher.

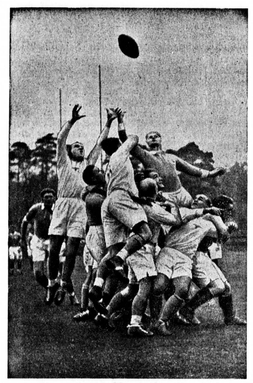
Auf jeden Fall glaubt er den Beweis geführt zu haben, daß Kreuzotterbraten ungefährlich ist. „Die meisten Menschen glauben, daß Kreuzottergenuß wie Gift wirkt", erklärt Hvaß in der Presse. „Ich habe jetzt bewiesen, daß dies nicht der Fall ist."

So berichten die Blätter. Daß Kreuzotterfleisch ein Nationalgericht werden wird, ist allerdings zu bestreiten. Wir gestehen, daß wir kein Verlangen danach haben.



Der Ehrentag des Berliner Gaues

Der Führer begrüßt die dreißig ältesten Berliner Parteigenossen. Nachdem der Führer seinem Gauleiter zum Geburtstag und zum Jubiläum des Gaues Berlin der NSDAP. gratuliert hatte, begrüßte er die dreißig ältesten Berliner Parteigenossen, die das goldene Ehrenzeichen erhalten haben. Links Hermann Göring. (Heinr. Hoffmann, K.) — **Die Großkundgebung.** Die Berliner Gaufeier erreichte ihren Höhepunkt mit der Großkundgebung im Sportpalast, auf der unerwartet der Führer erschien. Unser Bild gewährt einen Blick auf die Ehrentribüne. Von links: Staatsrat Görlitzer, Reichsminister Dr. Goebbels, der Führer, Reichsleiter Bouhler und Obergruppenführer General Daluege. (Presse-Bild-Zentrale, K.)



Ein wüstes Kampfgetümmel

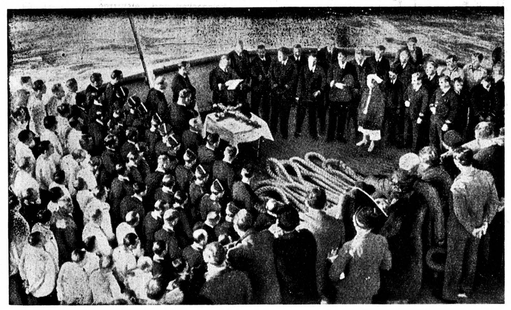
Dieses Bild bot sich bei dem Rugby-Länderkampf zwischen Frankreich und Deutschland in Hannover, bei dem mit 6:3 die Franzosen ihren elften Sieg erringen konnten. (Schirner, K.)

v. Ribbentrop beim englischen König

Der neue deutsche Botschafter in London, v. Ribbentrop, trifft am Buckinghampalast zum Empfang beim englischen König und zur Ueberreichung seines Beglaubigungsschreibens ein. (Weltbild, K.)

Reichskriegsgerichtshof eingesetzt

Am 29. Oktober wurde der Reichskriegsgerichtshof wieder eingesetzt. Unser Bild: Generalleutnant Heitz, der Präsident des Reichskriegsgerichts. (Pressephoto, K.)



Kameradschaft auf See

Beim Passieren der Stelle, an der das gesunkene Feuerschiff „Elbe I" verankert war, hielt die Besatzung mit den Passagieren des amerikanischen Dampfers „Washington" der United-States-Line eine Gedenkfeier zu Ehren der ums Leben gekommenen Seeleute ab. Nach einer kurzen Ansprache des Kapitäns wurde ein Blumenkreuz versenkt. (Weltbild, K.)

Ein Seemann wird bestattet

Ein echtes Seemannsbegräbnis wurde dem plötzlich verstorbenen Kommandanten der „Queen Mary", Sir Edgar Britten, zuteil. Ein Tender brachte den Sarg (rechts an den Seilen) mit den sterblichen Ueberresten auf die hohe See, wo er gemäß dem Wunsch des Verstorbenen den Fluten übergeben wurde. Im Hintergrund der englische Ozeanriese „Berengaria", das frühere Schiff Brittens. (Scherl, Bilderdienst, K.)

Der Duce vor seiner Rede

Der Duce nach seinem Eintreffen in Mailand, wo er seine große programmatische Rede hielt, in der er im Anschluß an die deutsch-italienische Verständigung feststellte: „Diese Vertikale Berlin—Rom ist nicht eine Schnittlinie, sondern eine Achse, um alle europäischen Staaten, die von dem Willen der Zusammenarbeit und des Friedens beseelt sind, zusammenarbeiten können." (Scherl Bilderdienst, K.)

Sie antwortet auf die Thronrede des englischen Königs

Zum ersten Male in der englischen Parlamentsgeschichte wird auf die Thronrede des englischen Königs eine Frau antworten und ihm die Treue des Parlaments aussprechen. Es ist Miß Florence Horsbrugh, eine Abgeordnete der Konservativen Partei.

Die „Eleonore Prohaska" unseres Jahrhunderts

In Mittenwald traf Viktoria Savs, das „Heldenmädchen von den Drei Zinnen", ein, die als Tochter eines österreichischen Schuhmachermeisters in Bad Reichenhall im Alter von 16 Jahren an der Seite ihres Vaters bei der Verteidigung der Drei Zinnen an der Tiroler Front mitkämpfte. Das Armee-Oberkommando hatte ihr dazu die Genehmigung erteilt. Sie wurde schwer verwundet und büßte ein Bein ein. Hier schreitet sie mit dem stellvertretenden Oberlandesführer des Kyffhäuserbundes für Bayern, Oberst Freiherr von Pechmann, die Ehrenformation des Kyffhäuserbundes nach ihrer Ankunft ab. (Heinrich Hoffmann, K.)

Werner Oellers

Erfüllung eines Lebens

Wenn man von dem Dörfchen Sandhoff nach dem Dörfchen Malbach ging, einen einsamen Landweg von zwei Stunden, konnte man in der Mitte des Weges ein schwarz-weiß fachwerkenes Häuschen am Waldrand liegen sehen, klein und geduckt vor dem Hintergrund des hohen, dunklen Buchenstaumes. Man sah dann wohl einen Menschen da herumhantieren, Holz hacken, einen Zaun gerade richten oder auch nur auf der alten verfallenen Bank sitzen, dem blauen Rauch seiner Pfeife nach und in den Himmel hineinschauen. Schwenkte man dann von der Landstraße ab auf einen Pfad, der sich, ein graues Band, zwischen leicht aufsteigenden Feldern der Kate zuschlängelte, so konnte man den Alten (er mochte mit seinem grauen, wildwuchernden Haupt- und Barthaar wohl auf die sechzig Jahre geschätzt werden) plötzlich den Kopf heben und aufmerksam sehen wie Jagdwild. Dem der Wind feindliche Witterung zuträgt, sah ihn darauf durch die Tür verschwinden und hörte ihn auch wohl, wenn man nahe genug und der Wind günstig war, einen Schlüssel krächzend im Schlosse umdrehen und einen Riegel hart vorwerfen. Und kein Raten, kein Klopfen, kein Spektakel auch konnte den alten Niklas, so hieß er, hervorlocken, und wenn die auf Sonderlinge und Käuze immer empfindlichen Lausbuben ihn nur selten einen randalierenden, mit tückischen Tücken und auch gelegentlichen Handgreiflichkeiten gespickten Besuch abstatteten, so lag solche Seltenheit nur an der weiten Entfernung der beiden Dörfer.

Immerhin gab es Leute, die das eine oder andere Mal in die Hütte hineingesehen hatten und von einem unbeschreiblichen, bei jedem Besuch ärgeren Durcheinander im Innern zu berichten wußten. Beamte vom Finanzamt vor allem und auch der Pächter, der den dem Niklas eigenen Hof bei Sandhoff gepachtet hatte und, wie man hörte, Monat für Monat gut und gern dreihundert Mark dem Alten in die Tasche trug.

Schon des Niklas Vater hatte den Hof nach dem frühen Tode seiner Frau verpachtet gehabt und war in die Kate übergesiedelt, nach einem Tode, der, wenn man so sagen darf, dem kleinen Niklas das Leben gegeben und den schon immer eigenbrötlerischen, querköpfigen Sinn des Vaters noch ärger verengt hatte. So war dem Niklas manches im Blute überkommen, und anderes hatte die Gemeinsamkeit des Lebens mit dem halbverstörten Vater, die weltund menschenferne Aufzucht ihm zugefügt, vor allem aber und letzten Endes auch die Abweisung, die er werbende Niklas einmal erfahren hatte. So mußte es, wenn man alles recht bedachte, fast noch wunderlich erscheinen, daß der so mannigfach Geschlagene sein kurioses Leben immerhin noch mit einigem Anstand bis in sein hohes Alter hinein gelebt hatte, und hätte er es so fortgesetzt, die Leute hätten nicht die Köpfe über ihn zu schütteln und die Mäuler an seiner Untugend zu reiben brauchen und Pasten es auch wohl nicht getan.

Zwar hatten auch früher hin und wieder die grünen Läden die Fenster der Kate verdeckt und hatten damit angezeigt, daß der Niklas auf Mist war und sein Geld in der Stadt unter die Leute brachte; zwar hatte er auch früher gelegentlich in Sandhoff und Malbach mit glasigen Augen betrunken in den Kneipen gesessen, war auch schon einmal zur Winterzeit im Straßengraben aufgelesen worden, aber alles war doch auf eine gleichmäßige, nahezu beruhigende Weise geschehen, in einem regelmäßigen Rhythmus, der dem Körper ebensowohl die Last der Auseinsetzung als auch hinterher ein wohlgemessenes Maß von Ruhe und Erholung zugewiesen hatte. Nun aber schienen die Grenzen der Ordnung, mit denen er seine Unordnung jahrelang umhegt hatte, gesprengt. Immer öfter sah man die grauzottigen, morschen Fensterläden geschlossen, immer ärger wurde das Bild der Verwahrlosung von Mensch und Haus, und seine Großmannssucht, wenn er betrunken war, wurde unerträglich. Er schwätzte von großen Reisen, die er nur in seiner Einbildung gemacht hatte, von herrlichen Frauen, die ihn erfolglos zum Manne begehrt hatten, feuerte die Faust auf den Wirtshaustisch und schrie, das ganze Dorf wolle er frei halten. Und wie immer und überall, so gab es auch hier manche, die sich um ihn scharten wie die Schmeißfliegen um den Dunghaufen und seine Armseligkeit zu ihrer Beute machten. Die Vernünftigen aber, denen immer noch etwas Mitleid mit dem armen Niklas geblieben war, schüttelten großäugig die Köpfe und sagten auch wohl einander, „der Niklas geht vor die Hunde", wobei sie unter Niklas vor allem auch seinen Hof verstanden.

Indessen, wie die Welt bei aller Ohnmacht des Menschenwitzes beleben bleibt, so offenbarten sich auch hier im kleinen die geheimnisvoll wirkenden Kräfte der Erhaltung und Bewahrung. War schon die Verwunderung groß, als die Fensterläden an der einsamen Kate auf einmal wochenlang wieder ihre Flügel gabreitet hielten, so wurde aus der Verwunderung gar fopfschüttelndes Erstaunen und Nichtbegreifen, als man den Alten eines Tages die morschen Läden aushängen, instand setzen und anstreichen sah, als der verfallene Gartenzaun plötzlich wieder aufgerichtet dastand das Gärtlein vom wuchernden Unkraut befreit und unter den Spaten genommen wurde. Kurz, als alles geschah, in das Unwesen der Verheerung sinnvolle Ordnung und Bemühung zu bringen. Das war um die Zeit, als die ersten lauen Frühlingslüfte das Land fächelten und das erste junge Grün zu quellen begann. Damals war es auch, als das erste Gerede durch Sandhoff und Malbach lief, aus dem Hause des Niklas sei die Stimme eines schreienden Kindes gekommen, und als die Entsetzten die Polizei bemühten, den seltsamen Dingen nachzugehen.

Und seltsam waren die Dinge gewiß. Denn wenn wir auch nicht sagen wollen, daß das dumpfe wirkende Schicksal einen Menschen schuldig werden ließ, einzig um des Niklas willen, so mußte es doch sehr merkwürdig erscheinen, daß die schuldig Gewordene ihren nächtlich verschwiegenen Weg ausgerechnet zu des Niklas Hause gegangen war, um das Bündel ihrer Schuld gerade auf seinem Treppenstein niederzulegen. Doppelt merkwürdig um des unerwarteten und nahezu ergreifenden Ergebnisses willen, indem die Armseligkeit und schreiende Hilfsbedürftigkeit des ihm heimlich hingereichten Würmchens dem verlorteten und verheerten Niklas das Herz im Leibe umdrehte, ihn bis ins Innerste erschreckte und vor das Ende seines nutzlos gelebten und nun untergehenden Lebens die schönste und gewaltigste Aufgabe groß vor ihn hinstellte: zu lieben und zu sorgen.

Der Niklas hat noch zwanzig gute, geordnete Jahre gelebt, und nach seinem Tode zog der an Kindes Statt angenommene Karl, der Findling, auf den ihm nun eigenen Hof.

Der König schweigt

Karl II., König von England, bemerkte bei einem Hofest, wie ein glänzend kostümierter Mann mit großer Geschicklichkeit aus der Tasche eines Lords eine wertvolle Tabakdose zog. Als sich der Dieb beobachtet sah, legte er den Finger auf den Mund und machte dem Monarchen ein Zeichen zu schweigen, Karl fand die Idee gut, ließ sich nichts anmerken, schwieg, und stach den Gauner nieder. „Ich habe nichts gesagt — sagte er, ich habe bloß gestochen!"

Meine Schwester und die Schwarze Einser-Bayern

Von Fritz Müller-Partenkirchen

Als ich zehn Jahre alt war, hatte ich ein Markenalbum und eine Schwester. Ich kann nicht sagen, daß mir eins so lieb war wie das andere. Das wäre eine Lüge. Denn das Markenalbum war mir lieber.

Bitte, bitte, nicht entrüstet? Den markenwütigen Jungen müßte man mir erstens noch zeigen, der seine doppelt so alte Schwester lieber gehabt hätte als sein Album. In der Markensammelperiode, wohlverstanden! Später wurde das ja alles anders.

Aber als ich Marken sammelte, als mir die berüsmte „Schwarze-Einser-Bayern" noch fehlte an meinem „Bayernsatz" — da war das wirklich so.

Nun aber gab's im Büro meines Vaters einen jungen Schreiber namens Greve — er schrieb sich sogar mit accent aigu am Schluß —, der hatte sie. Die „Schwarze-Einser-Bayern" nämlich. — Einmal, zwischen „Dunkel und Sixtminel", zeigte er mir sie im Hauseingang, abends, und sagte: „Weißt d', wenn du machen kannst, daß Schwester nächsten Sonntag früh um zehn Uhr in die Hofgartenarkaden kommt zum Spazierengehen, dann — dann kriegst d' die „Schwarze-Einser-Bayern".

Ich hielt es zuerst für einen Scherz. Die Schwarze-Einser-Bayern für einen lumpigen Spaziergang mit meiner Schwester unter den Hofgartenarkaden? Nein, für so dumm hatte ich den Greve doch nicht gehalten. Aber er versprach es mir mit einem Eid. Und ich wußte an mich halten, um ihm nicht zu sagen: „Das werd'n wir gleich hab'n", sondern diplomatisch zu bemerken: „Ich werde es bei meiner Schwester versuchen, Herr Greve."

Und dann rannte ich schnurstracks in das Zimmer meiner Schwester.

„Du, Marie", sagte ich, „magst d' nicht am nächsten Sonntag früh um zehn im Hofgarten spazierengeh'n?"

„Warum denn?" sagte sie widerspenstig.

„Weil ich dann eine Schwarze-Einser-Bayern krieg'", gab ich zur Antwort, siegessicher.

Aber sie sagte: „Jegerlnein, was geht mich bei Schwarze-Einser-Bayern an?"

Ich war empört und entmutigt. — „Aber der Herr Greve hat's mir doch versprochen", fing ich an zu heulen.

„Wer?" fragte plötzlich interessiert meine Schwester.

„Der Greve", sagte ich hoffnungsvoller mit dem Akzent auf der letzten Silbe und war erstaunt darüber, wie der Name dieses Menschen einen größeren Eindruck machen konnte als die Schwarze-Einser-Bayern.

Am Montag traf ich den Greve wieder im Hausgang.

„Her mit der Schwarzen-Einser-Bayern!", so sagte ich lakonisch. Denn ich hatte meine Schwester am Sonntag vormittag in den Hofgarten gehen sehen.

Und was gab mir der freche Mensch zur Antwort?

„I hab' mir's überlegt", sagte er, „ich kann die die Schwarze-Einser-Bayern doch erst geb'n, wenn du's machen kannst, daß dein Vater nicht's dagegen hat, wenn ich deine Schwester heirat'."

Aber ich hatte mir's gleich gedacht, daß er seinen Preis für die Schwarze-Einser-Bayern höherschrauben würde... Nun — schließlich eine Verheiratung meiner Schwester war die Schwarze-Einser-Bayern wert, nach meiner Schätzung damals.

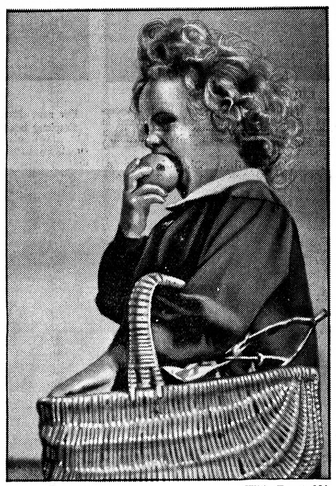
Und wenn's auf mich allein angekommen, wäre: Für eine Schwarze-Einser-Bayern hätte ich meine Schwester damals an irgend jemand glatt und platt verhandelt. Bitte, bitte, — man zeige mir den Jungen mit einem Markenalbum, einen Jungen, dem die Schwarze-Einser-Bayern fehlt, der's nicht auf's Haar ebenso gemacht hätte!

Also ging ich zuerst zu meiner Schwester.

„Marie", sagte ich feierlich, „laßt den Greve heiraten."

„Der kann mich gern hab'n", sagte sie kurz und bündig. „Der kann mich gern hab'n", wiederholte nämlich in Bayern genau so viel wie „Der kann mich nicht gern hab'n."

Der Greve schien also gar keinen Eindruck auf sie gemacht zu haben. — „Aber, Marie", sagte ich ein wenig vorwurfsvoll, „er gibt mir dann wirklich seine Schwarze-Einser-Bayern."



Guten Appetit! (Willy Engel, M.)

„O Gott, wenn der Hund nur nicht beißt!" (Mauritius, M.)

Rosinen mit Fragezeichen

Das war in einer kleinen thüringischen Residenz. Der Bäckermeister Franz Tumichel war herzoglicher Hofbäcker geworden. Er hatte nun einen Titel und, was einträglicher war, den Auftrag, jeden Morgen ein Dutzend Frühstücksbrötchen ins Schloß zu liefern. Seine Brötchen wurden damit die begehrtesten in der ganzen Stadt.

Eines Morgens aber erlebte Meister Tumichel den gewaltigsten Schreck seines Lebens. Er stand mit seinen Gesellen in der Backstube, als plötzlich ein Mann in der herzoglichen Lakaienuniform gelaufen kam.

„Was gibt es denn?" fragte der Meister.

Sie sollen auf der Stelle zu Seiner Hoheit, dem Herrn Herzog, kommen!"

Dem Meister fuhr der Schreck in die Glieder. „Habt ihr Sapperloter etwa gar den Teig für die Brötchen verdorben?" fragte er die Gesellen. Aber die wußten von nichts.

„Der Herzog wartet!" mahnte der Diener.

Da blieb dem Hofbäcker nichts weiter übrig, als mitzukommen, und es war ihm beinahe zumute, als würde er zum Galgen geführt. Denn irgend etwas war bei der Geschichte nicht in Ordnung, sonst hätte man ihn nicht um acht Uhr morgens ins Schloß geholt.

Der Herzog saß beim Frühstück, als der Bäcker eintrat. Er übersah Tumichels Verbeugung und machte ein finsteres Gesicht. „Treten Sie näher!" befahl er kurz. Tumichel kam an den Tisch. Der Herzog nahm ein angebissenes Brötchen vom Teller, wies mit dem Zeigefinger auf einen dunklen Punkt an der Kruste und sagte: „Sehen Sie sich das an! Was ist das?"

Der Meister nahm das Brötchen und betrachtete das merkwürdige schwarze Ding in der weißen Krume. In jähem Schreck erkannte er sogleich, was es war. Aber zugleich wußte er auch, daß ihm dieses Ding Titel und Einnahmen kosten konnte ...

In dieser Sekunde faßte Meister Tumichel einen heldenhaften Entschluß. Der Herzog sah ihn noch immer forschend an. „Nun? Was ist das da drin?" fragte er ungeduldig.

Tumichel polkte das schwärzliche Ding mit dem Fingernagel heraus.

„Ein Rosinchen, Hoheit!" sprach er mit ruhigem Lächeln, steckte den Gegenstand des Anstoßes in den Mund, kaute ihn mit genießerischem Behagen und leckte sich die Lippen, als er ihn heruntergeschluckt hatte. Da schwand das Mißtrauen vom Gesicht des Herzogs, er reichte dem Meister die Hand und bestellte für die Zukunft ein weiteres Dutzend Brötchen, und zwar solche mit Rosinen.

Meister Tumichel aber hatte an diesem Tage zum erstenmal eine Fliege verspeist . . .

O. Georg.

Von Heinrich Lang

Der Brief mit den 200 Dollars

11

Lytton Ward schien die Ruhe selbst. Eine Art grimmige Heiterkeit lag über ihm. Nach jedem Telefongespräch rieb er sich lächelnd die Hände.

„All right, Edward! All right! Die Spur ist verwischt! Noch zwei Tage, und wir werden weiterfahren nach dem Westen!"

Edward nickte. Ja, es schien wirklich alles ruhig geworden. Das große Kesseltreiben zwischen dem Michigan und dem Superior war ohne Erfolg geblieben. Die Meute der Zeitungsklöffer begann schon müde zu werden. Spärlicher schon tröpfelten die Nachrichten. Die Wellen plätscherten weniger heftig.

„Wir machen heute eine kleine Fahrt!" entschied Lytton. „Mal die nähere Umgebung ansehen. Ich brauche Luft, verstehst du, Edward!"

Edward verstand es. Dieses Hocken im Käfig war unerträglich. „Billings wird hierbleiben und aufpassen, daß unser Vogel nicht ausfliegt!"

Und so wurde es gehalten. In Billings Wägelchen fuhren Lytton Ward und sein Vertrauter einige Meilen am Ufer des Missouri aufwärts. Billings blieb zurück. Er hatte Arbeit in seinem Gärtchen, von wo man weit in die Nachbarschaft blicken konnte.

Aber Reginald Billings hatte bei all seiner Schlauheit und Erprobtheit einen Fehler: einen ganz kleinen Fehler. Er hörte nicht mehr zum besten. Man konnte sich zwar ganz gut mit ihm verständigen. Aber wenn er beispielsweise im Garten hackte, vernahm er nicht das Läuten des Telefons in seinem Hause.

Und gerade in dieser Stunde der Abwesenheit Lyttons und Edwards, gerade als Billings hemdsärmelig seiner Gartenarbeit oblag, lärmte das Telefon lange und anhaltend. Niemand war da, der den Hörer abgenommen hätte.

Nur Gerda Paulini. Die saß oben in dem Zimmerchen, das man ihr angewiesen. Es war ein ganz freundlicher Raum; eine der Töchter des Hausherrn hatte ihn zuletzt bewohnt, und es stellte Gerda an nichts. Sie hatte längst ihre Nerven wieder und ihre Entschlußkraft. Sie wachte mit angespannten Sinnen über alles, was geschah. Sie lauerte, sprungbereit gleichsam.

Als jetzt das Telefon anschlug, horchte sie auf. Sie wußte, daß Lytton mit seinem Freund weggefahren war. Sie sah den Mister Billings im Garten stehen. Sie merkte, daß er nichts von dem immer dringender werdenden Läuten hörte.

Und da schlich sie blitzschnell aus dem Zimmer und jagte die Treppe hinab, während ihr das Herz bis zum Halse schlug. Ohne zu zögern griff sie den Hörer auf und meldete sich:

„Hier Paulini bei Mister Billings, Nebraska City!" Im Apparat war zunächst Schweigen. Dann meldete sich eine etwas verdutzte Männerstimme. „Hallooh! Ist Mister Billings nicht selbst da?"

„Nein. Ich bedaure!" gab Gerda prompt zur Antwort.

„Und Mister Afshby?"

In Gerdas Kopf sprühte es. „Lytton ist eben mit Edward weggefahren!" rief sie dann in den Apparat, während sie ob ihrer eigenen Kühnheit erbleichte.

Durch den Draht kam ein kurzes Lachen an ihr Ohr. „Ah — Sie sind es, Miß . . ." „Gerda!" vollendete das Mädchen. Sie zuckte mit keiner Wimper dabei.

„Richtig! Miß Gerda! Sie sind also jetzt — einig?" fragte die Männerstimme.

„Warum nicht?" Gerda lachte sogar. „Was soll ich bestellen?"

Da wurde der Sprecher in der Leitung sofort wieder ernst. „Ja, Miß Gerda, hören Sie zu! Hier spricht San Franzisko, Teddy! Sagen Sie dem Mister Afshby, er müsse sofort weiterfahren! Sofort! Noch in dieser Stunde möglichst! Wo ist er denn hin?"

Nur für eine kurze Fahrt gestartet. Ich erwarte ihn jede Minute zurück!"

„Fine! Also, Sie bestellen das: Sofort weiter! Kellog in Denver ist verständigt, und alles ist vorbereitet. Höchste Eile ist nötig! In Denver wird Mister Afshby alles Nähere erfahren. Haben Sie gut verstanden, Miß Gerda?"

Dem fernen Sprecher schien sich die Stimme überschlagen zu wollen vor erregtem Schreien.

„Haben Sie verstanden, Miß Gerda?" rief er noch einmal.

Ja, Gerda hatte alles ganz genau verstanden. Sehr genau sogar. Genauer, als dem Herrn Teddy in San Franzisko vielleicht lieb gewesen wäre, wenn er in des Mädchens Seele hätte blicken können.

„Ich habe verstanden, Mister Teddy!" sagte sie. Worauf dieser ein „Well" und „Schluß" rief und einhängte.

Das Gespräch war zu Ende. Gerda aber stand noch lange wie versteinert. Alles an ihr fieberte und zuckte und zitterte. Eine heiße Welle flutete über sie hin.

Das — dieses Telefon, könnte es ihr jetzt nicht zur Rettung dienen. Wenn man jetzt rasch — Chikago anriefe? Das Haus Ferguson alarmierte?

Aber ob rasch genug eine Verbindung zu bekommen wäre. Besser wäre ein Anruf bei der Polizei von Nebraska. Das Telefonverzeichnis lag aufgeschlagen neben dem Apparat.

Rasch . . . ! Doch gerade in diesem Augenblick knirschte der Kies des Gartenwegs draußen. Reginald Billings kam auf das Haus zu, hemdsärmelig und ahnungslos wie er war.

Da blieb Gerda nichts übrig, als pfeilschnell die Treppe wieder hinaufzurennen. Nichts blieb ihr übrig, als zu warten — und zu schweigen!

Schweigen, dachte sie, und grub sich die Nägel ihrer Finger in die Handballen. Stark bleiben und mutig! Auf die Rettung warten, die vielleicht schon unterwegs war. Warten, und wenn man auch am liebsten an den Wänden hinaufgegangen wäre.

Warten, warten . . . und schweigen . . . !

— — — — — — — — — —

Big Jack kannte keine Tageszeiten. Er schlief, wann es ihm paßte. Er schlief, wenn Uebermüdung, Alkohol oder Kokain ihn niederwarfen. Dann verbrachte er bisweilen zwei Tage und zwei Nächte ununterbrochen im Bett, in wirrem Halbschlaf schwülstigen Träumen nachhängend. Und wenn er wieder herauskroch aus seinem Bau, schlug er sich neue Nächte um die Ohren, bis ihm der Alkohol wieder in den Adern kochte, und das Kokain ihm die Augen gläsern machte.

So trieb er es in immer neuem Wechsel, und er wußte selbst nicht zu sagen, ob er eigentlich gestissentlich sich zugrunde richtete, oder ob es nur Haltlosigkeit und Schwäche war, die ihn immer wieder seinen Leidenschaften auslieferte.

Es ging gegen Abend, als Big Jack nach durchschlafenem Tage die Augen langsam öffnete, wie ein Murmeltier, das einen langen Winter in todesähnlicher Starre gelegen.

Dieses Erwachen war immer das gleiche. Es war, als gälte es mit aller Gewalt einen eisernen Reifen zu sprengen; der schmerzend um den Schädel lag; ausgedörrt waren Schlund und Kehle; ein marternder Durst brannte darin, und alle Glieder waren wie Blei.

Mit einem Aechzen erhob sich Big Jack von seinen Kissen. Er mußte sich jedesmal erst zurechtfinden, wo er war. Zu oft wechselte er Wohnsitz und Unterschlupf. Gegenwärtig lebte er ziemlich vornehm. Er hatte ja die Mittel dazu. Er verfügte über ein Wohnzimmer mit anstoßendem Schlafkabinett in einer nicht ganz billigen Pension. Er mußte lange zurückdenken, um sich besinnen zu können, schon einmal so gut untergebracht gewesen zu sein.

Als er jetzt, blaß wie eine wandelnde Leiche, endlich auf den Beinen stand, deren Knie ihm bedrohlich einknickten, wankte er gewohnheitsgemäß in das Wohnzimmer hinüber, wo er etwas Trinkbares zu finden hoffte. In der Tat stand da auch Tee und Gebäck, längst erkaltet und trocken zwar, aber immerhin genießbar.

Ohne sich zu setzen, ohne den Tee aus der Kanne in eine Tasse zu gießen, schlürfte er gierig das Naß in sich hinein. Dann erst schaute er sich um. Mißte über den Tisch, nahm mechanisch ein Zeitungsblatt auf, das da lag, und da ihm gerade wieder die Schwäche in den Kniekehlen übermannte, warf er sich stöhnend in einen Sessel.

Draußen sank die Sonne. Das ganze Zimmer war in Rot getaucht. Es war, als stünde alles in Flammen. Beinahe unheimlich war das.

Big Jack las nicht in der Zeitung, die er in den Händen hielt. Er sah, sich selbst verhöhnend, zu, wie das Blatt raschelnd in seinen Fingern zitterte.

Und als er gerade wieder aufstehen wollte, sich ermutigend, klopfte jemand an der Tür. Es war ein Mädchen des Pensionspersonals, und es meldete, daß zwei Herren den Mister Jack Naher zu sprechen wünschten. Es seien Freunde von ihm. Teddy, sollte sie bestellen, dann wisse Mister Naher schon.

Big Jack stand auf seinen wankenden Beinen. Teddy, dachte er. Zwei Herren . . . ?

Er wußte nicht, warum ein plötzliches Unbehagen ihn durchrieselte. Alles in ihm wehrte sich dagegen, jetzt mit jemandem sprechen zu müssen. Er verzog widerwillig das Gesicht. Er fühlte sich schwach.

„Ich — muß mich erst umkleiden!" maulte er verdrossen. Ja, er hatte noch immer den Schlafrock, nicht einmal eine Hose an. Aber das meldende Mädchen war schon wieder verschwunden. Statt dessen schlug einer ziemlich derb auf die Klinke. Teddy stand auf der Schwelle. Teddy, der „Sekretär", und der hagere Galgenvogel Larry Lewis.

„Tag, — wie geht's?"

Es war Teddy, der diesen mürrischen Gruß hervorschmodderte. Dann waren die zwei späten Besucher schon im Zimmer. Larry Lewis machte behutsam die Türe hinter beiden zu. Sehr behutsam, wie es Jackie schien.

„Wie wird es mir gehen?" schalt er übelgelaunt. „Nicht einmal in die Hose kann man schlüpfen bei euch!"

Es sollte spaßhaft klingen. Aber weder Teddy noch der hagere Lewis verzogen eine Miene. Sie standen wie zwei Bäume reglos mitten im Zimmer und blickten Big Jack an. Ein Schweigen entstand. Ein Schweigen von seltsamer Verdichtetheit. Big Jack war es, als käme durch dieses Schweigen etwas auf ihn zugeschritten, — etwas Fürchterliches, etwas Riesenhaftes, Gespenstiges . . .

„Was — habt — ihr?" stieß er heraus, — und er wich unwillkürlich einen Schritt zurück und stellte sich mit dem Rücken gegen die Wand, als benötige er eine Deckung.

Wir wollen dir — eine Neuigkeit bringen, Jackie!" sagte jetzt der ernstblickende „Sekretär" Lytton Wards. „Der rote Harold ist tot! Drei von Lyttons Freunden in St. Louis haben ihn weggeknallt, den Verräter!"

Big Jack stand noch gegen die Wand gelehnt. Er bewegte sich nicht. Aber sein Gesicht schimmerte plötzlich grün.

„Ha . . . rold . . . ?" stammelte er. Dann brach seine Stimme.

„Wundert es dich etwa?" fragte Teddy. Er lächelte dabei. Es war ein eigenartiges, lauerndes Lächeln.

Dann war wieder dieses lähmende Schweigen im Zimmer. Und Big Jack fühlte seinen Herzschlag, wie den dumpfen Marschtritt eines auf ihn zukommenden Angreifers.

Unerträglich war das! Nicht zu ertragen war dieser Zustand.

„Nun — gut!" schrie er plötzlich auf. Seine Stimme röchelte heiser. „Das ist nun ansehen! Es ist nicht mehr zu ändern! Was steht ihr da wie Oelgötzen?"

Teddy lachte.

„Wir können uns auch setzen, Jackie!" sagte er. „Aber ich fürchte, wir werden doch sehr rasch wieder auf den Beinen sein!" Er blickte dabei zu Larry Lewis hin. Der stand noch immer breit vor der Tür. Seine Augen funkelten. „Wir wollen zur Sache kommen, denke ich!" grollte donnernd seine Stimme. „Ja!" sagte Teddy.

Aber es vergingen noch einige Sekunden, bis er wieder zu sprechen anfing. Und in diesen Sekunden wurde es Big Jack klar: Diese Männer da vor ihm — wußten alles. Wußten, daß er — nichts anderes war, als der rote Verräter von St. Louis. Wußten, daß er den „Hauptmann" für schnödes Geld verraten und preisgegeben.

Diese Männer da — waren gekommen als seine . . . Henker!!!

Noch war alles still im Zimmer. Noch regte sich keiner der drei, die sich da gegenüberstanden.

In Big Jack aber jagten die Gedanken. Sein schmerzender Schädel arbeitete fieberhaft. Mit scheer übermenschlicher Anstrengung zwang er sich, ruhig und beherrscht zu bleiben.

Und nun fing Teddy wieder zu sprechen an.

„Der rote Harold ist tot. Er war ein Verräter. So wie ihm wird es allen ergehen, die — ihre Freunde preisgeben. Du, Big Jack, — wirst der Nächste sein, weißt du das?"

Jacks Augen wurden schmale Schlitze. Er verzog die Lippen, ein Lächeln zu markieren. „Was . . . sollen . . . diese Späße, Teddy?" fragte er heiser.

Aber jetzt wurde Teddy grob, jetzt ließ er die letzte Maske fallen. „Hundesohn!" brüllte er los. „Willst du leugnen? Du brauchst es nicht mehr! Es steht dir auf der Stirne, du Schuft! Hast dich selbst verschnappt bei Katie! Wir zu dumm für uns! Mache dich fertig, hörst du?"

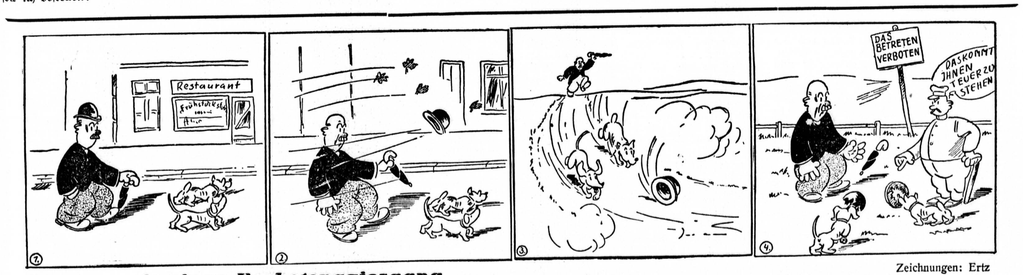
Und Larry Lewis trat dicht an das Schreienden Seite, bleich vor Erwartung, mit einem Gesicht, in dem die Muskeln wie Stricke gestrafft waren.

„Fertig — machen?" Big Jack schrie auf. Es war wie ein Lachen. „Soll ihr alle samt toll geworden? Zu was soll ich mich fertigmachen?"

„Wir geben dir — eine Stunde!" zischte Larry über Teddys Schulter.

Dann war wieder Schweigen im Zimmer. Bleierne Stille. Die Männer mußten sich mit den Augen. Alle fühlten, wie sich ihre Nerven gleichsam bis zum Zerreißen spannten.

„Ihr — werdet mich anhören!" sagte dann Big Jack. Es klang ziemlich ruhig.



Jupp macht einen Herbstspaziergang Zeichnungen: Ertz

„Es wird keinen Zweck haben!“ erwiderte Teddy ebenso. „Wir wissen Bescheid! Du steckst mit dem Gelben unter einer Decke. Du hast nicht gelogen, als du es im Rausch bei Katja erzählteit. Bemühe dich nicht!“

Big Jacks Gesicht schien aus Stein. „Ich — weiß von nichts!“ sagte er trotzig. „Und wenn — ihr hier . . .“ Er vollendete nicht. „Ihr würdet schwerlich bis zum Aussaang kommen!“ setzte er mit einem Lächeln hinzu.

Teddy wechselte mit Lewis einen Blick. „Eine Stunde geben wir dir!“ wiederholte er statt jeder Antwort. „Du wirst dich selber richten, Jackie! Bist kein schlechter Pistolenschütze gewesen im Leben!“

Wieder Stille. Man hörte Big Jacks keuchendes Atmen.

„Ich — will Lytton Ward selbst sprechen!“ schrie er dann plötzlich unvermittelt auf. „Ich schwöre euch . . .!“

„Machs kurz!“ zischte jetzt Larry, den die Nerven verließen. „Zum Schwatzen sind wir nicht gekommen!“

Er hatte die Waffe in der Hand, der totenblasse Larry Lewis, in dessen Gesicht die Narbe wie ein blutiges Mal glühte. Und jetzt überstürzte sich alles.

Mit einem gellenden Aufschrei machte Big Jack einen wilden Satz nach der Türe zu seinem Schlafkabinett hin. „Hil—fe!“ brüllte er, wie ein Tier in Todesnot. Larrys Faust hob sich, — peng, — pfiff der Schuß hinter dem Springenden her, — aber der hatte schon die Schwelle des Schlafzimmers erreicht und übersprungen, — mit einem scharfen Knall warf er die Türe hinter sich zu und riß den Riegel vor.

Doch die dünne Türe ist kein Hindernis für Männer, die entschlossen sind, ihr Ziel zu erreichen. Zwei schmetternde Fußtritte Teddys, — dann warfen sich die beiden Männer mit vereinten Kräften gegen das dünne Holz, und splitternd krachte es auf, die Tür gab nach, der Eingang war geöffnet.

Mit den Revolvern in den Fäusten drangen beide zugleich ein; sie wußten, daß in der Zwischenzeit auch Big Jack sich bewaffnet haben konnte; sie waren gefaßt darauf, der Mündung einer Pistole entgegenzublicken, — aber das schreckte sie nicht; wie zwei Blutbunde auf den gehetzten Hirsch sprangen sie ihr Opfer an, — — und standen lähmlings wie vom Blitz getroffen. Denn — das kleine Zimmer war leer!

Big Jack war nicht zu sehen! Er war nirgends. Nicht im Schrank und nicht unter dem Bett. Und das Zimmer hatte nur die eine Türe, — diejenige, die soeben unter den Füßen der Eindringenden zersplittert war.

Drei Sekunden verstrichen. Teddy und Larry Lewis sahen sich an. Dann fiel beider Blick wie auf ein Kommando auf das Fenster. Das stand offen, sperrangelweit. Die weißen Vorhänge blähten sich flatternd im Wind. Der letzte Schein der grellroten Abendsonne fiel breit in das Zimmer herein.

Mit zwei Sätzen waren Teddy und Larry Lewis am Fenster. Sie sahen hinaus. Und was sie sahen, war ein groteskes Bild. Denn da draußen, schon etwa zehn Meter entfernt, hing Big Jack an der Fassade des Hauses, mit den langen Armen wie eine Spinne sich festhaltend, die Füße auf einem schmalen Sims, auf dem er offensichtlich entlangzugehen versuchte.

Er war noch immer in seinem Schlafrock — und sein Gesicht war die grünlichweiße Maske eines zu Tode Geängstigten.

Vier Stockwerke tiefer war die Straße. Und dort begannen schon die Menschen sich zu stauen, deuteten zahlreiche Hände, schrien erschrockene Mäuler auf . . .

Jetzt trafen Big Jacks Augen seine Verfolger.

Und zugleich gellten seine Schreie, wie die eines Besessenen:

„Hil—fe! Hil—fe! — Nicht schießen, Teddy! Nicht schießen! Hilfe!“ Es war ein Bild, das ebenso kläglich wie lächerlich war.

„Laß ihn!“ raunte Teddy in Larry Lewis' Ohr. „Laß ihn! Er entgeht uns nicht. Machen wir, daß wir fortkommen!“

Ja, dafür war es in der Tat allerhöchste Zeit. Als die zwei Männer in Jockes Wohnzimmer zurückkamen, begannen Jockes und seiner Zimmermädchen der Nerven schon eines der Zimmermädchen der Nerven schon eines der Zimmermädchen der Nerven schon eines der

Worpswede und das Teufelsmoor

Von Max Worlitz

Wenn Dichter und Maler eine Landschaft entdecken, wenn sie durch Wort und Farbe den Menschen diese Schönheit vermitteln, dann sind es Landschaften mit ganz besonderen Eigenarten und Naturreizen.

Eine Landschaft, die den Künstler lockt, festhält und zu immer neuem Schaffen herausfordert, ist so gewaltig, denn sie gibt die tiefste Liebe des Herzens zur Natur, dieser unberührten, zarten Schönheit, die auf deutschem, heimatlichen Boden aufblüht.

Jene Menschen, die zu ihr gehen, um in der Stille und Einsamkeit die Schönheiten — wie aus einem vollen Kelch zu trinken, können sich einfühlen in die seltenen, seltsamen und stillen Reize dieser Natur, die aber nur fern der lärmenden Landstraße zu finden ist.

Alte Moorkate im Teufelsmoor
Photos (2) Max Worlitz

Eine solche bezaubernde Landschaft ist auch **rund um Worpswede**. Diese Landschaft erzieht mit leiser Hand an ihren Menschen. Sie ist gütig und doch streng, milde und doch herb und dann wieder von jener seltsamen und kindhaften Anmut.

In Nordwestdeutschland, nordöstlich von Bremen und Osterholz-Scharmbeck liegt in der Hamme-Niederung, die alte, herrliche Künstlerkolonie: Worpswede. Früher war Worpswede ein Fischer- und Heidedorf, heute aber sind aus den abgebauten Moorflächen saftige, grüne Wiesen und Weiden entstanden, auf denen Rinder und Pferde grasen und sich tummeln.

Viele Wege ziehen sich um Worpswede, doch ein jeder zeigt ein anderes Gesicht. Hell glitzern und schillern die Birkenstämme im Sonnenlicht — wie kleine Tupfen zeichnen sich die Kringel des Schattens vom Erdboden ab. Kein Mensch weit und breit — kein Laut als das Singen der Vögel unterbricht die unendliche Ruhe. Unermüdlich trillert die Feldlerche ihr fröhliches Lied von Sonnenschein und Himmelsglück; das ist ein Hin- und Hertollen, ein Lied, das wild und wilder wird, ein Sang von Sehnsucht und ein lecker Ruf der Freiheit.

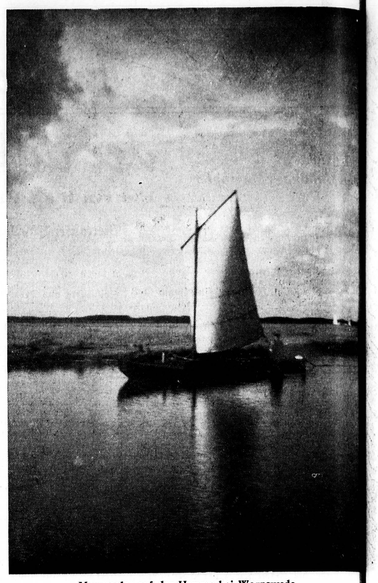
. . . und ganz hoch in den Lüften zieht der Bussard ruhig seine Kreise.

Zahlreiche Wasserläufe und Kanäle, in denen sich weißes, wunderlich geformtes Gewölk widerspiegelt, durchziehen das Land. Ein leichter Wind bläht die Wolken zu feinen Segeln auf, um die Fahrt über eine Märchenwelt zu beschleunigen. Wie reizvoll und schön sind solche friedlich plätschernden Wasserläufe; das klare Wasser auf dem moorigen Untergrund bildet einen wirksamen Kontrast zu dem satten Grün der Wiesen. Die Ränder sind eingesäumt von kleinen Blümlein — aus tausend hellblauen Aeuglein schauen sie uns an — es ist das Vergißmeinnicht — und um ihre Blüten tanzen die Libellen und führen in den buntschillerndsten und zartesten Farben einen Reigen auf.

Hier ist alles so groß und unendlich, urecht und feierlich — hier kann man geben — ganz einsam und still — nur schauen — nur trinken will das Auge die seltene Schönheit.

Graugrün schimmernde und zerfahrene Wege biegen und krümmen sich, einige vereinzelt stehende Föhren geben der Landschaft eine besondere Note — und dann breitet sich vor uns das unendliche, schöne, romantische und wasserreiche Teufelsmoor aus. Ein Tor öffnet sich zu einem märchenhaften Reich.

Wie über ein Teppichpolster gleiten unsere Schritte dahin und sinken tief im purpurigen Braun der Moorerde ein. In dieser Einsamkeit sind wir jedoch nicht allein. Unzählige Bienen summen und bringen den Honig heim. Kleine bunte Käfer kreuzen unseren Weg — das knackende und raschelnde Geräusch der dahinschlüpfenden Eidechse läßt uns für einen Augenblick erschrecken — da — — dicht am Weg, der schlanke Kopf eines Rehbocks.



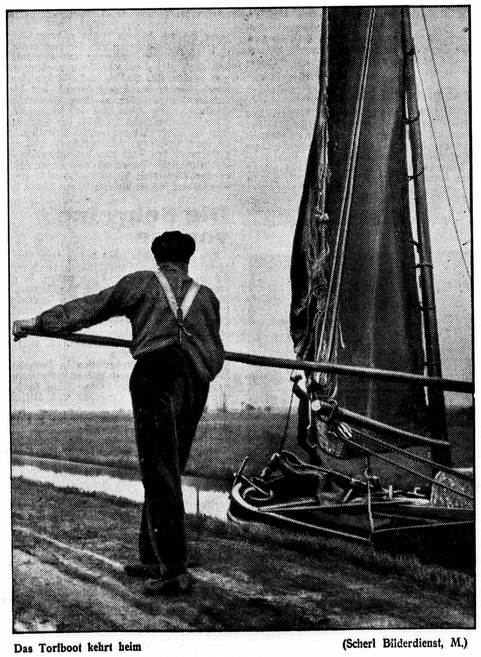
Moorsegler auf der Hamme bei Worpswede

Pyramidenmäßig ist der schwarze und braune Torf zum Trocknen aufgeschichtet, wir treffen hier noch vereinzelt die ureignen, strohgedeckten Moorkaten an, in der Mitte die offene Feuerstelle: hier knistert und glimmt der Torf — der Rauch breitet sich über die ganze Diele und trägt durch seinen eigenartigen, angenehmen Geruch zu einer weihevollen Stimmung bei.

Es scheint, als wollen die Strohdächer müde und in einem langsamen Rhythmus, der ganz wunderbar zu diesem Lande paßt, auf die Erde gleiten.

Einzigartig ist diese Landschaft, einzigartig dieser Menschenschlag — zuerst wortkarg, aber dann werden auch sie zugänglicher. Wir können sie beim Arbeiten im Moor beobachten, sie erzählen und dabei so manche Sage, die sich im weiten Teufelsmoor abgespielt haben soll; dann loben sie die Einsamkeit und doch Schönheit ihrer Heimaterde; und aus allem spricht: die Liebe zur Scholle, mit der sie so eng verwachsen sind.

Gleichmäßig werden die Moorkähne mit Torf beladen, die Segel gespannt, und in einer ruhigen Fahrt gleiten lautlos die typischen Boote durch das Wasser; hinten im Kahn sitzt man die kräftige, knochige Gestalt des Moorbauern — und langsam — — ganz langsam geht es dem Ziele zu — Vegesack — oder Bremen, wo die Erträgnisse der langen und schweren Arbeit in klingende Münze umgewandelt werden.



Das Torfboot kehrt heim (Scherl Bilderdienst, M.)

Immer ist es im Teufelsmoor schön, ob Frühjahr, wenn das erste jungfräuliche, zarte Grün der Birken sich zitternd und schüchtern im Winde wiegt und die Sträucher recken und neue Triebe neues Leben zur Entfaltung bringen. Auch der Sommer hat seine Reize, wenn durch reiche Bewässerung üppigste Vegetation hervorgerufen wird. Schilf stehen die langen, braunen Rohrkolben — Wildenten tummeln sich dazwischen. Los huscht ein Wiesel durch das hohe Gras. Die verschiedensten Wasservögel beleben die landschaftliche Bild und sind für das Teufelsmoor reizvoll und eigenartig; dann hören wir mitunter die Wachtel ihr: „Fürchte Gott — fürchte Gott — —“ rufen.

Aber im Herbst, wenn die ersten Fäden des Altweibersommers dahin wehen, dann erst zeigt sich das Teufelsmoor wie leuchtender, unbeschreiblicher Brokat in einem zart rötlichen und dunklen braunen Farbenspiel, welches einen leisen Hauch von rosafarbenem Hauch trägt. Die weißen Flocken des Wollgrases zaubern „Schnee und Sonnenglanz“ hervor.

Und etwas später, dann scheint die Sonne wie ein roter Ball, aus dem die Funken sprühen und flittern. Das Teufelsmoor erstrahlt in eine große Fackelparade der Natur — eine Symphonie von wundervollem Glanz. Es sieht so aus, als ob es brennt — und dabei ist es. In ihrem Gesicht liegt eine Glut und Leidenschaft. Helle Röte deckt die reinen Züge anmutsvoll und mit Stolz und mit seligem Glück trägt sie das Hochzeitskleid. Die kleinen zierlichen Glöckchen der Erika läuten — die Bienen singen und summen wie aus tausend Kehlen das Hochzeitslied.

Es ist eine späte, eine reife, abgeklärte Zeit, die nicht mitreißt und berauscht — sondern ergreift.

Aber ganz besonders schön ist jene wundervolle Stunde der beginnenden, milden Abenddämmerung, wenn der hohe Kuppelbau des Himmels immer tiefer zur Erde sinkt — wenn die kleinen Wölkchen sich mit einer Glut und Pracht verfärben und dann verstohlen die ersten Sterne hervorlugen. Ueberhaupt — Stille im Teufelsmoor — — diese ungestörte Stille, Lichkeit ist mit den Augen nicht zu überschauen. Mit allen Sinnen will sie erfaßt und umfangen werden.

Wer noch so unempfindlich gegen die Reize der Natur ist, wird doch von dem erdrückenden heiligen Schweigen der Dämmerung innerlich ergriffen.

Wunderbar, wie die Landschaft ihr Gesicht wechselt, wie sie andere Formen annimmt, und ganz von Grund auf ihren Charakter ändert.

Das ist das Teufelsmoor — das weite, schweigsame, anmutsvolle Teufelsmoor.

Der Adel des Helfenden

Vor dem Reiterbild St. Martins von Bassenheim

Unsere Zeit hat es wieder gelernt, zu den großen Werken deutscher Kunst besinnlich aufzuschauen, sie ahnt aufs neue die tiefere Verbundenheit von Kunst und Volk und vermag von daher die großen Gedanken zu lesen, die in den künstlerischen Schöpfungen unseres Volkes zeitlos ausgeprägt sind. Wir kennen den Bamberger Reiter und vermögen in ihm den Adel seelischer Größe und rassischer Reinheit zu sehen. Wir kennen den Reiter von Magdeburg, das Standbild Ottos des Großen, und schauen in ihm den Adel des herrscherlichen Menschen. In die Reihe dieser Reiterbilder gehört aber auch das des hl. Martin, welches erst im vorigen Jahre in der kleinen Pfarrkirche von Bassenheim in der Nähe von Koblenz aufgefunden ist. Es ist ohne allen Zweifel ein Werk des großen Naumburger Meisters, der uns die berühmten Stifterfiguren (Uta, Ekkehart, Reglindis, Hermann u. a.) auch als Gestaltungen zeitlos deutschen Wesens geschenkt hat. Das Martinsbild (ursprünglich ein Altaraufsatz) hat seinen Weg aus dem alten Mainzer Dom in die Kirche von Bassenheim gefunden.

Was in diesem Bilde uns begegnet, ist der **Adel des helfenden, schenkenden Menschen**. Gerade die helfende Tat ist ja allezeit deutsche Tugend gewesen, und hier im Rahmen der frommen Legende vom hl. Martin, der mit dem Bettler seinen Mantel teilt, hat sie ergreifenden Ausdruck gefunden. Man lasse einmal die ungeheure Bewegtheit dieses Bildes auf sich wirken, das vorwärts drängende Pferd und der rückwärts ziehende Bettler. Und in der Mitte St. Martin, der mit seinem Schwerte den Mantel zerschneidet. Er hat sich ganz um- und hingewendet zu dem Bittenden. Seine Haltung ist **willige Bereitschaft zu helfen**. Sein Schwert führt er mit harter, ritterlicher Geste, und in seinem edlen Antlitz paart sich zu unvergleichlicher Harmonie tiefes Mitleiden und das Bewußtsein der **Pflicht**, zu teilen, was er besitzt. Mit hoher künstlerischer Gestaltungskraft ist hier die unbedingte Entschlossenheit zur helfenden Tat dargestellt, die St. Martin mit charakterlicher Haltung und Würde vollzieht.

So spricht ein großes Kunstwerk aus vergangenen Jahrhunderten laut und vernehmlich in unsere Gegenwart.

Deutsches Brauchtum um den Martinstag

Fest der 100000 Lichter

Wenn der Sommer zur Neige gegangen ist, und die herbstlichen Nebel die weiten Fluren des Niederrheins mit ihren wallenden grauen Schleiern verhüllen, dann naht für die Buben und Mädel in Düsseldorf das schönste Fest des Jahres. St. Martin, das Fest der Kinder, das Fest der 100 000 Lichter. Dann ziehen durch alle Stadtteile die Martinssänger: „Zint Mätes“ auf seinen schneeweißen Roß vorauf, und hinter ihm die Schar der Kinder, jedes die Martinsfackel in der Hand, auch die jüngsten, die die Mutter noch auf dem Arm trägt. Und aus vielen Tausend hellen, frohen Kinderstimmen erschallen die schönen alten Martinslieder.

Es ist ein eigener Zauber um dieses Fest der Kinder, um den Glanz der Lichter, um den Sang der hellen Stimmen, ein Zauber, der auch die Großen gefangennimmt. Eine hastende Großstadt wird heimeliges Kinderland, wenn der Dämmer des Abends herabsinkt, wenn es hier und dort und überall gleißt und flimmert und leuchtet und glüht von den ersten Fackeln, und die Buben und Mädel singen.

Man muß schon hinaufsteigen auf die Zinnen des Düsseldorfer Dachhauses, will man die Martinszüge alle schauen, die an diesem Abend, dem Vorabend des Martinstages, durch Düsseldorf ziehen. Tief unten liegt die Stadt im versinkenden Tag; Lichterketten umschlingen sie. Doch zwischen dem kalten Licht der Bogenlampen glühen viele tausend kleine Lichterfünfchen, tanzen einen seltsamen Reigen. Immer mehr werden es, und alle streben bestimmten Punkten zu, vereinen sich zu hellem Schein, wachsen zusammen zu einer langen Schlange, zu einer vielfach geschlungenen Perlenschnur. Drüben, in der Ferne, gleißt und schimmert der helle Schein, und auch hier, ganz nahe, beinahe unter uns, glüht und leuchtet es. Wohin du auch schaust in die Runde, überall siehst du die flimmernden Lichterbänder der Martinszüge.

Da trägt der Wind die Klänge der Musik herauf; gedämpft vernimmt das Ohr die altvertraute, feierlichgetragene Weise: „Nun ist Martinsabend da . . .“ Menschenmengen säumen den Weg des Zuges. Eine hohe Bischofsmütze, darunter ein gütiges Gesicht mit langem, weißem Bart und der Krummstab ragen über die Menge, über das flimmernde Band der Lichter empor: St. Martin, von dem die Legende, von dem Düsseldorfs schönstes altes Martinslied singt, daß er in Schnee und Eis den Mantel mit dem Armen teilt. —

Und hinter „Zint Mätes“, wie der Volksmund St. Martin nennt, das Gewoge der Fackeln und Transparente mit dem Flackerlicht des Kerzchens. Schlichte Lampions, große und kleine, bunt in allen Farben, daneben kunstvolle Gebilde, in wochenlanger Vorbereitung von kunstfertigen Jungenhänden gebastelt — Häuser, Burgen, Zeppeline, Flugzeuge, ausgehöhlte Kürbisse und Rüben, aus denen gespenstige Gesichter glotzen, große Transparente, kunstvoll bemalt. Wohin man schaut, singende, lichtertragende Kinder.

Bis das lange Band der Lichter sich auflöst in tausend kleine Lichterpünktchen: „Ist das Spielchen aus, zieh'n wir alle froh nach Haus“ klingt es in allen Straßen.

Aber noch ist es nicht aus; jetzt wird „gegripscht“. Was wäre das Martinsfest ohne das „Gripschen“. Von Geschäft zu Geschäft ziehen die Buben und Mädel in kleinen Gruppen, jedes ein kleines Säckchen in der Hand, und dann schallt es vor den Türen:

„Krieg mer nix vom Mätesmann.
Schlage mer op de Kookepann“

und weiter mit erhöhter Stimme:

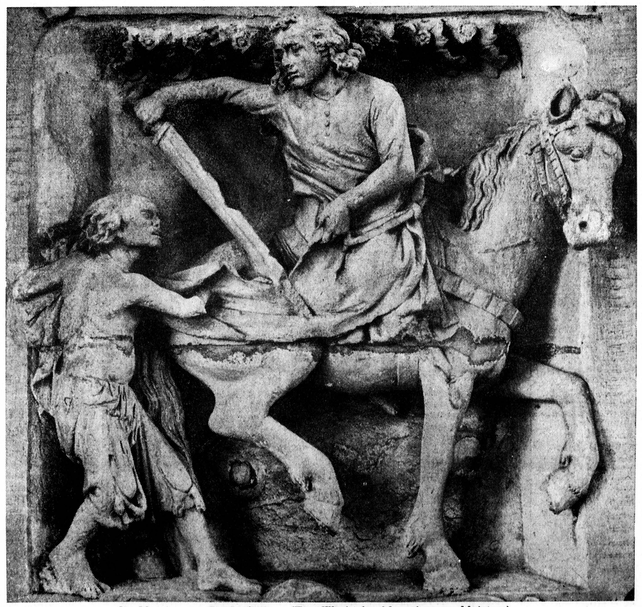
„Hier wohnt ein reicher Mann,
der uns vieles geben kann;
fröhlich soll er leben,
selig soll er sterben,
das Himmelreich erwerben . . .“

In hohem Bogen fliegen Aepfel und Nüsse und andere Leckereien auf die Straße, und eifrig gripschen die kleinen Hände. Denn schmeckt nicht ein gegripschter Apfel noch mal so gut wie ein ganzes Pfund, das Mutter kaufte? Die Düsseldorfer haben ein offenes Herz, sie wissen um die Sehnsüchte der Jugend. Und nur selten erklingt das Lied vom „Itzhals“:

„Dat Hus, dat steht op eene Pin,
De Itzhals, de setzt medde drenn,
Itzhals, Itzhals, brech d'r Hals,
Datste morge sterwe salls . . .“

Die Lichter sind verglommen; die Säckchen der gripschenden Jugend sind gefüllt, und zu Hause wartet die Mutter mit den „Heffeköckskes“, ohne die es kein „Zint Mätes“ in Düsseldorf gibt.

Otto Maier



St. Martin von Bassenheim. (Ein Werk des Naumburger Meisters)

Photo: Angelsachsen-Verlag, Bremen (entnommen der 8. Folge „Deutsche Kunst“)

Filmkamera klettert an Wänden und über Schluchten

In Kürze wird man in ganz Deutschland den von der Bergwacht gedrehten Film „Berge, Menschen, Kameradschaft, Sport" sehen, ein Filmwerk von der selbstlosen und schwierigen Arbeit der Samariter der Berge.

Immer bereit!

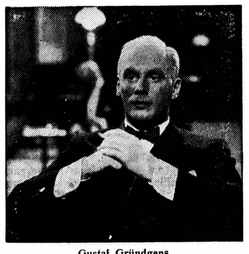
Sehr ruhig ist es in den letzten Wochen in den Bergen geworden. Für kurze Zeit gibt es — wie im Frühjahr, beim Wechsel von Winter und Frühling — eine kleine Pause. Die Bergsteiger sind fast restlos ins Tal hinabgestiegen, die Hütten sind zum größten Teil geschlossen. Es wird noch einige Zeit vergehen, bis die ersten mit den Bretteln in die Berge steigen. Der Bergsport wird wieder vom Skisport abgelöst werden.

Diese wenigen Wochen Zwischenzeit lassen auch die Mannen der Bergwacht, jener einzigartigen Hilfsorganisation des deutschen Alpinismus, etwas zur Ruhe kommen, aber nur, um sie dann wieder in strengeren Dienst zu nehmen. Fast noch mehr als im Sommer heißt es im Winter: immer bereit sein, um einspringen zu können, wenn die Notzeichen aus den Bergen ertönen.

Schlecht belohnt

Nur diejenigen, die mit dem großen Aufgabenkreis vertraut sind, die der Bergwacht gestellt sind, diesen uneigennützigen Samaritern der Berge, und diejenigen, die schon einmal die Hilfe dieser Männer mit dem schlichten Zeichen BW in Anspruch nehmen mußten oder erfahren haben, wissen den Segen dieser Einrichtung zu schätzen. Nur diejenigen, die mit den Verhältnissen der Berge auf Du und Du stehen, wissen, was man diesen Männern zu danken hat, die auch den Schutz der einzigartigen Natur der Berge übernommen haben.

Um nun das, was sie leisten, nicht nur für sich, sondern für die große Allgemeinheit, der breiteren Oeffentlichkeit bekanntzumachen, haben die Mannen der Bergwacht, Abteilung München-Hochland, in Kameradschaftsarbeit einen eigenen Bergwachtfilm gedreht, einen Schmalfilm, der den Titel „Berge — Menschen — Kameradschaft — Sport" trägt und in eindringlicher Weise Zeugnis von dem großen Hilfswerk der Berge gibt.



Gustaf Gründgens als Lord Illingworth in dem Hans-Steinhoff-Film der Tobis-Europa „Eine Frau ohne Bedeutung" nach dem gleichnamigen Bühnenwerk von Oscar Wilde.

Bergsteigen und Skisport mit ihren Gefahrenquellen werden berücksichtigt, Ausbildungs- und Arbeitsweise der Bergwacht werden aufgerollt. Man nimmt teil an verschiedenen großen Rettungs-Unternehmungen der Bergwacht. Man sieht Menschen verunglücken. Man sieht, wie sie gerettet werden. Es ist ein einzigartiges Hohelied der deutschen Bergkameradschaft, die in letzter Zeit wiederholt große Triumphe gefeiert und auch im Auslande ihre Anerkennung gefunden hat, zuletzt bei dem großen Rettungswerk an der Eiger-Nordwand, der zum Schicksalsberg mehrerer unserer jungen deutschen Nachwuchs-Bergsteiger wurde.

Filmen – mit gliehenem Material

Auch die Filmarbeit der Bergwacht ging nicht so reibungslos vonstatten. Die Bergwacht stellt den letzten Pfennig für ihre Hilfsaktionen, für die sie ja keinerlei Entschädigung verlangt, zur Verfügung. Da blieben selbst für Werbeaktionen keine paar Mark übrig. Und nun sollte auch noch ein Film „gedreht" werden.

Da zeigte sich nun von neuem die Kameradschaftlichkeit und die Macht der Gemeinschaft. Bergwachtmann Braun setzte sich hin und schrieb das Drehbuch für den Film, dessen Regie wieder ein Bergwachtmann übernahm, einer, der mit Feuereifer ans Werk ging und seinen anderen mitwirkenden Kameraden immer ein guter Leiter war, Ernst Niedermeitner, ein Münchener.

Die Liebe zu den Bergen, das Bewußtsein, Propaganda für eine große Idee machen zu müssen, und das Gefühl, um sich gute Kameraden zu haben, ließen das begonnene Werk glücklich zu Ende führen, selbst mit — geborgtem Filmmaterial. Man lief sich die Aufnahmevoraussetzungen aus und — bettelte den Film zusammen. Sparsam mußte man mit allem umgehen. Aber es ging auch so.

Mit primitivsten Hilfsmitteln bei Wind und Wetter

Selbst wenn all das fehlte, was in den Filmateliers und bei den Aufnahmen der großen Filmgesellschaften zum eisernen Bestand gehört, ließ man sich nicht abhringen von dem beschlossenen Werk. Einen Filmwagen gab es nicht, dafür aber primitive Karren und in den Höhen der Berge, im Schnee, einfache Schlitten, die man nach Belieben und Bedarf hin und her zog. Hatte man kein Podium oder Aehnliches, dann stellte man eben ein paar Tische oder einige Kisten übereinander, und fertig war die Geschichte.

Schon diese kleine Auslese gibt einen Einblick in die Schwierigkeiten der Arbeiten, die nicht geringer für die darstellenden Mitwirkenden am Film waren. Stundenlang hing man da an gefährlichen Wänden, über die man einen Transport hinabführte, bei Wind und bei schlechtem Wetter. Stundenlang war man den kalten Winden der Höhen ausgesetzt. Immer wieder kletterte man empor an die Stellen, die ausgesucht waren. Dutzendemale mußte man über schwierige Grate über tiefen Schluchten gehen. Da gehörte nicht nur Geduld her, sondern auch ein gutes Quantum Mut und Selbstsicherheit. Aber der gute Zweck ließ alle Schwierigkeiten überwinden. Das Werk wurde vollendet, in harter Arbeit, deren Vollendung dann aber doch große Befriedigung auslöste.

Prädikat: volksbildend und Lehrfilm!

Das Werk ist wohlgelungen. Die Heimatgemeinden der „Bergwacht-Filmstars" haben den Film schon gesehen. Nun wird er den Weg ins ganze Reich antreten. „Volksbildend und Lehrfilm" sind die Prädikate, die dieser Arbeit erteilt wurden und letzten Endes auch die Bestätigung dafür sind, daß das Werk filmkünstlerisch standhalten kann, obwohl es von jungen Menschen hergestellt wurde, die in gewissem Sinne „Filmlaien" sind, die aber weder Opfer gescheut noch Gefahren gemieden haben, um wirklich zu zeigen, welche Bedeutung ihrer Arbeit, ihrem Samariterdienst in den Bergen zukommt.

Wie ein Trickfilm entsteht

Filmstars aus Tusche

Ganz oben im Dachgeschoß eines großen Berliner Filmgebäudes sind die Trickfilm-Ateliers untergebracht: große Säle mit langen Zeichentischen und Lichtpulten, Aufnahmeateliers, Abhörraum. In heißendem, blauhlik grellem Licht stehen Männer in weißen Mänteln an den Aufnahmetischen, nebenan werden Blätter koloriert, Schriften gezeichnet, Hintergründe entstehen aus Aquarellfarben und Papier.

Es ist ein weiter Weg, bevor ein Manuskript mit all seinen Szenen, Einstellungen und Ueberraschungsmomenten „steht". Mit der Verfilmung des Manuskripts, das sofort nach seiner endgültigen Abfassung zum Komponisten ging, — der Film soll ja synchron werden, das heißt, Bewegung und Musik müssen Hand in Hand gehen — kann erst angefangen werden, wenn die Musik geschrieben ist.

Der Komponist richtet sich dabei ganz nach der zeichnerischen Idee. Zu jeder Szene muß er die passende Musik und wieder die Uebergänge zur nächsten finden, damit sich Ton und Bild stets decken und ergänzen. Erst wenn die Komposition vollkommen fertig und auf den Tonstreifen aufgenommen ist, fängt die zeichnerische Arbeit an.

Gleich zu Anfang das Schwierigste: die Arbeit am Abhörtisch. Auf einer Trommel an der linken Seite des Tisches ist der Tonstreifen, auf einer zweiten Trommel daneben ein leerer Schwarzfilm aufgerollt — der „Ersatz" für den erst im Kopf des Zeichners fertig daliegenden Trickfilm. Wird eingeschaltet, so spulen sich die Filmbänder im genau abgestimmten Gleichmaß ab und laufen dabei über eine Leuchtzeile, die der Zeichner, das Drehbuch auf den Knien, beobachtet. „Angenommen, wir sind bei der Szene, bei der gerade ein Bär durch die Falltür verschwindet", erklärt der Zeichner, „so ist die Länge des für diese Szene zur Verfügung stehenden Filmstreifens durch den vom Tonstreifen abgehörten Ton genau festgelegt. Während ich die Musik mit dem Drehbuch vergleiche, zähle ich genau die Takte, hoppe den Tonstreifen ab und zähle dann die einzelnen Bilder des gleichzeitig ablaufenden Schwarzfilms aus. Erhalte ich zum Beispiel für eine Teilszene sechs Bilder und für die ganze Szene 17, so notiere ich das Ergebnis und kann, wenn auf diese Weise der gesamte Film festgelegt ist, endlich mit dem Zeichnen anfangen."

3000 Zeichnungen – 1 Film

Daß nicht nur die Länge des Filmstreifens, sondern auch der Takt der Bewegungen, die Eile und Wut, Kaninchen oder Wüstlinaus im Film ausführen, mit der Musik übereinstimmen, ist die nächste Sorge. Eine Sorge von beträchtlicher Ausdehnung: Ein Trickfilm hat durchschnittlich 150 Meter, das bedeutet nicht weniger als 3000 Phasen, die gezeichnet werden müssen. „Nehmen wir noch einmal den Bär vor der Falltür, wofür also 17 Bilder ausgerechnet sind, so zeichne ich selber Bild 1 und 17 und gebe beide Bilder an den Phasenzeichner weiter —" erklärt der Zeichner.

Anatomische Kenntnisse künstlerischer Art und eine absolut sichere Hand gehören zu diesem Beruf, der sich nicht allein darauf beschränkt, unendlich vorsichtig und noch sicher mit Tusche und Feder auf glattlaren Zelluloidblättern zu zeichnen. Denn wenn der Phasenzeichner Anfangs- und Schlußbild einer Teilszene erzählt, muß er alle dazwischenliegenden Bewegungsphasen selber entwerfen. Zunächst nimmt er die mittlere Phase — in diesem Fall Phase 9 —, dann Phase 5, Phase 3, und ist mit Phase 2 dann schon beim Anfangsbild angelangt. Genau so verfährt er von 9 bis 17, bis alle Phasen der Teilszene gezeichnet sind und endgültig festliegen. Die Uebertragung jeder Phase auf die Zelluloidplatte, die einfach auf die Zeichnung gelegt wird, so daß der Zeichner nur noch die Linien nachzufahren braucht, ist mechanische Arbeit, die aber auch — verstanden sein muß. Phasenzeichner sind nicht umsonst gesuchte Leute.

„Die farbige oder schwarz-weiße Tönung der einzelnen Blätter besorgen die Koloristinnen" wird erklärt. Und zwar werden jeweils die Rückseiten bemalt, um keine Zeit mit dem Herummalen um die Hauptlinien, die nicht überdeckt werden dürfen, zu verlieren — Zeit haben wir keine . . .

Eine mühevolle „Autofahrt"

Endlich ist es so weit, daß die Zelluloidblätter geordnet, die Hintergründe mit Aquarell oder verdünnter Anzeichentinte gemalt sind und alles zusammen auf den Aufnahmetisch wandern kann.

Um es vorwegzunehmen: Wer nicht an vier, fünf Dinge zugleich denken kann, wird nie am Aufnahmetisch arbeiten können. Da fährt zum Beispiel jemand im Auto durch die Landschaft — unter der Kamera sieht das gar nicht so harmlos aus. Als erstes muß der Hintergrund dauernd weitergeschoben, als zweites auf das aus Papier geschnittene Auto geachtet werden, dessen Räder nochmals für sich ausgeschnitten und drehbar befestigt sind und die bei jeder Neueinstellung — als dritter Punkt, der zu beachten ist — eine Kleinigkeit weitergedreht werden müssen. Der Mann, der im Auto sitzt, ist auf eine Zelluloidplatte gezeichnet, die über dem Auto liegt und zwar so, daß die Figur hindurchsieht, mit der Musik übereinstimmen, ist die nächste Sorge. Eine Sorge von beträchtlicher Ausdehnung: Ein Trickfilm hat durchschnittlich 150 Meter, das bedeutet nicht weniger als 3000 Phasen, die gezeichnet werden müssen. „Nehmen wir noch einmal den Bär vor der Falltür, wofür also 17 Bilder ausgerechnet sind, so zeichne ich selber Bild 1 und 17 und gebe beide Bilder an den Phasenzeichner weiter —" erklärt der Zeichner.

Anatomische Kenntnisse künstlerischer Art und eine absolut sichere Hand gehören zu diesem Beruf, der sich nicht allein darauf beschränkt, unendlich vorsichtig und noch sicher mit Tusche und Feder auf glattlaren Zelluloidblättern zu zeichnen. Denn wenn der Phasenzeichner Anfangs- und Schlußbild einer Teilszene erzählt, muß er alle dazwischenliegenden Bewegungsphasen selber entwerfen. Zunächst nimmt er die mittlere Phase — in diesem Fall Phase 9 —, dann Phase 5, Phase 3, und ist mit Phase 2 dann schon beim Anfangsbild angelangt. Genau so verfährt er von 9 bis 17, bis alle Phasen der Teilszene gezeichnet sind und endgültig festliegen. Die Uebertragung jeder Phase auf die Zelluloidplatte, die einfach auf die Zeichnung gelegt wird, so daß der Zeichner nur noch die Linien nachzufahren braucht, ist mechanische Arbeit, die aber auch — verstanden sein muß. Phasenzeichner sind nicht umsonst gesuchte Leute.

„Die farbige oder schwarz-weiße Tönung der einzelnen Blätter besorgen die Koloristinnen" wird erklärt. Und zwar werden jeweils die Rückseiten bemalt, um keine Zeit mit dem Herummalen um die Hauptlinien, die nicht überdeckt werden dürfen, zu verlieren — Zeit haben wir keine . . .

Eine mühevolle „Autofahrt"

Endlich ist es so weit, daß die Zelluloidblätter geordnet, die Hintergründe mit Aquarell oder verdünnter Anzeichentinte gemalt sind und alles zusammen auf den Aufnahmetisch wandern kann.

Um es vorwegzunehmen: Wer nicht an vier, fünf Dinge zugleich denken kann, wird nie am Aufnahmetisch arbeiten können. Da fährt zum Beispiel jemand im Auto durch die Landschaft — unter der Kamera sieht das gar nicht so harmlos aus. Als erstes muß der Hintergrund dauernd weitergeschoben, als zweites auf das aus Papier geschnittene Auto geachtet werden, dessen Räder nochmals für sich ausgeschnitten und drehbar befestigt sind und die bei jeder Neueinstellung — als dritter Punkt, der zu beachten ist — eine Kleinigkeit weitergedreht werden müssen. Der Mann, der im Auto sitzt, ist auf eine Zelluloidplatte gezeichnet, die über dem Auto liegt und zwar so, daß die Figur haargenau abschneidet mit einem Punkt, also: bei jeder Miene, die der Mann verzieht, bei jeder Lenkbewegung muß die Zelluloidplatte ausgewechselt werden. Raucht der Mann wo möglich noch eine Zigarre, so ist damit der fünfte Geist des Operateurs gegeben. Auch diese Platte ist bei jeder Aufnahme neu aufzulegen, denn Rauchwölkchen bleiben beim Autofahren ja nicht starr in der Luft stehen, sondern flattern davon, bewegen sich also . . .

Schwarzgalligend und unendlich in ihrer beharrlichen Sicherheit laufen die Filmbänder über den Abhörtisch, auf den Millimeter genau entstehen immer neue schwarzgezeichnete Zeichenwesen und Spielzeugfiguren auf glasblauen Zeichenblättern. Ein paar blitzschnelle Bewegungen, ein Hebelgriff — wieder ist eine Aufnahme, ein neues Bild auf den Filmstreifen gebannt. — —

Wenige Wochen später tanzen dieselben Figuren über die Leinwand. Spielerisch und etwa genau so leicht, wie man sich ihre Entstehung vorher — wenigstens „so ungefähr" — vorgestellt hatte . . .

Ein Fridericus-Film

Die Zieten-Husaren reiten als Oesterreicher durch das feindliche Lager

Hans Joachim von Zieten, der durch seine bewunderswürdigen Heldentaten namentlich in der blutigen und entscheidenden Schlacht von Torgau wesentlich zur Machtstellung Preußens beitrug, hat einmal ein tollkühnes Reiterstück vollführt, das ziemlich unbekannt blieb.

Es war im zweiten schlesischen Krieg im Frühjahr 1745. Die Preußen waren aus Böhmen nach Schlesien zurückgedrängt worden. Die Hauptarmee lagerte im südlichen Teil der umstrittenen Provinz, in der Gegend von Frankenstein; ein anderes Korps von 10 000 Mann unter dem Markgrafen Karl von Brandenburg eine ziemliche Strecke weiter um Jägerndorf. Der tapfere österreichische General Traun war zwischen beiden Korps rasch vorgerückt und hatte sie vollständig getrennt. Da erhielt Mitte Mai Zieten von seinem König den Befehl:

„Er setze alles d'ran, — was es auch kosten wolle! — mit seinem Regiment bis Jägerndorf durchzukommen und dem Markgrafen Karl den Befehl zu überbringen, daß er sogleich aufbrechen, sich mit den Feinden in nichts Ernsthaftes einlassen und mit forcierten Märschen zum Könige nach Frankenstein stoßen sollte. Zieten soll diesen Befehl im ganzen Regiment bekannt machen, damit, wenn auch nur ein einziger Husar durchkäme, der Markgraf auf jeden Fall vom Willen des Königs unterrichtet würde."

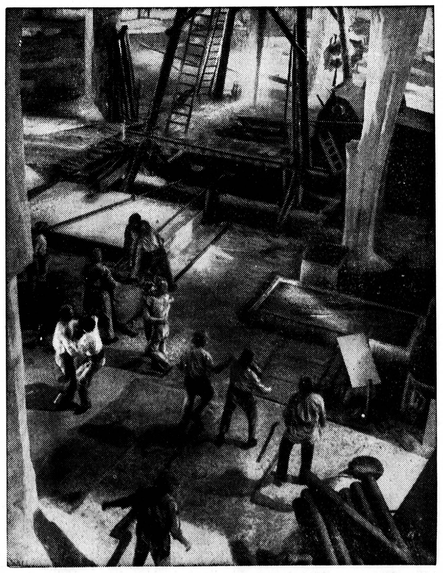
Selbst dem tollkühnen Zieten graute es bei diesem Befehl. Zwei Tagereisen weit durch 40 000 Feinde mit einem Regimente! Der Mut allein konnte dieses Kunststück nicht zuwege bringen: Zieten griff zur List.

Sein Regiment hatte in den vorhergehenden Kriegsjahren rote Dolmans und gewöhnliche Filzmützen getragen. Kurz vorher hatten sie blaue Pelze und neue Schoßmützen bekommen. Hierdurch wurde die Uniform ähnlich derjenigen der österreichischen Husaren, und auf diese Aehnlichkeit baute Zieten seinen Plan.

In aller Stille machte er sich mit seinen Tapferen auf. Bei Ottmachau ging's über die Neiße. Schwadronenweise in ganzen und halben Zügen ritten sie gemächlich einher. Kein Husar durfte das Gewehr aufnehmen; kein Schuß durfte abgefeuert werden! Hier und dort mußten einige geborene Ungarn, die beim Regiment standen, vorausreiten und die Feldwachen und einnehmen Posten in ihrer Sprache freundlichst begrüßen.

Nach anstrengendem Ritte kamen die Husaren auf eine Anhöhe, von der aus sie das ganze österreichische Lager überschauen konnten. Die Gefahr war groß. Doch wer konnte mitten im Lager an Preußen denken! Jetzt schwenkte das Dragoner-Regiment, dem Zieten solange gefolgt war, links zum Lager ein.

Beim nächsten Posten wurden die Preußen erkannt. Sogleich wurde Lärm geschlagen! Wie der Blitz ging's durch das österreichische Lager: „Zieten! Zieten! Preußen!" Jetzt aber ritt Zieten mit seinen Getreuen auf Tod und Teufel! Sie hatten zwar einige Verluste, aber glücklich kam das Regiment nach Jägerndorf. Dieser tolle Ritt, seine kluge Vorbereitung und seine todesmutige Durchführung sind nur ein Symbol jener Zeit, in die eine der größten Persönlichkeiten der Geschichte gestellt war. Viele ähnliche Szenen, gerade mit Zieten als Reiter in der Not ersehen wir in dem großen Fridericus-Film, der in unzer Zeit dem deutschen Volke als Hohes Lied der Pflichterfüllung und des Heldenmutes gezeigt wird. In geschichtlicher Treue ist auch die Figur des unsterblichen Reiteraenerals in den Film mit höchster Sorgfalt hineingewebt, und das Bild des großen Königs erstebt aufs neue in einem Werk, das künstlerisch und filmisch wieder der Vorbild noch Vorläufer hat.



Die Oelquelle ist fündig geworden (Ufa-Tonfilm „Stadt Anatol") **(Phot. Ufa)**

Tschingdera! Die Musik kommt

Militärmusik von einst und heute

Wie ist das mit dem Schellenbaum - Das Saxophon spielt wieder mit

Es gibt wohl kaum jemanden, der sich dem Klangzauber einer marschierenden Militärkapelle entziehen kann. Der mitreißende Takt, das Schmettern der Blechinstrumente läßt alt und jung aufhorchen, die Fenster öffnen sich, und der Alltag ist minutenlang vergessen bei dem Anblick, den die vorbeimarschierende Truppe bietet. Und doch, wie wenig weiß mancher von uns von diesen blitzenden Schauspiel, das sich da abrollt, mit seiner Jahrhunderte alten Tradition, einst so, wie heute und in alle Zukunft.

Alle Völker, die eine Militärmacht haben, besitzen auch eine Militärmusik, die teils auf eine längere, teils auf eine kürzere Vergangenheit zurückblickt. Aber kaum eine hat diese Entwicklung genommen, wie gerade die deutsche. Schon vor Jahrhunderten begegnen uns die bunten Gestalten der Trommler und Pfeifer, der sogenannten Spielleute, und der berittenen Trompeter und Heerpauker, die einen waren die ständigen Begleiter der Infanterie, bei der sie den Musikdienst ausübten. Die anderen zogen an der Spitze der berittenen Truppen und versahen im Feld den Signaldienst. Im Heerzuge Kaiser Maximilians tragen sie prunkvolle Kostüme und repräsentieren die Wohlhabenheit und Macht des Landesherrn.

Zur Zeit Friedrichs des Großen war der Pauker der eigentliche Träger der Militärmusik. Ein vollständiges Trompeterkorps, wie heute, war damals noch unbekannt. Bei den preußischen Dragonern gab es den berittenen Tambour, der eine ziemlich große Trommel trug, die jedoch heute aus der deutschen Reitermusik verschwunden ist. Geblieben ist jedoch der Heerpauker, der in seinem Fach immer ein geschätzter Künstler war. Seine Gestalt mußte imponierend sein, Mohammedsfahne hieß der Schellenbaum einst. Die Glockenkrone und der Halbmond blieben, und zu ihnen gesellte sich der deutsche Adler und die Regimentsstandarte. Die im Winde wehenden prächtigen Roßschweife sind ebenfalls geblieben.

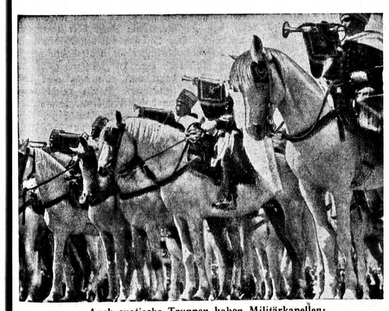
Heute unterscheidet man in der Militärmusik im wesentlichen zwei Hauptgruppen: die Infanteriemusik, zusammengestellt aus Holzblas-, Blech-, Schlaginstrumenten und der Lyra, jenem Glockenspiel, das der Militärmusik jenen eigenartigen Reiz verleiht, und der Kavalleriemusik, bei der die Holzblasinstrumente fehlen und die Pauken hinzutreten. Die Infanteriemusik kann mit ihren hohen Blasinstrumenten eine ganze Reihe von Kompositionen nach bestimmter Bearbeitung zum Vortrag bringen. Die Kavalleriemusik spielt mit ihren schmetternden Trompeten am wirksamsten Marschmelodien. Ihr Trompeterkorps besteht nicht nur aus Trompetern. Zur Rundung der Klangfarbe gehören noch Tarytons und Baßtuben. 24 Mann stark ist die Kapelle unter Leitung eines Musikmeisters, der jedoch nicht wie sein Kamerad zu Fuß einen Taktstock schwingt, sondern ein Horn in der Hand hält, mit dem er die Einsatzzeichen gibt.

Die Musikzüge unserer Flieger haben viel Neues in die deutsche Militärmusik gebracht. Ihre Blechblasinstrumente sind weiß, im Gegensatz zu denen aller anderen Formationen. Sie haben auch das Saxophon wieder in die deutsche Militärmusik eingeführt. Das Saxophon wird häufig für ein ganz modernes Instrument der Jazzmusik gehalten. Das ist jedoch ein Irrtum. Schon im Jahre 1840 wurde es von Adolf Sax und in den Militärkapellen wegen seiner besonderen klanglichen Eignung verwandt. Auch deutsche Militärkapellen benutzten es im vorigen Jahrhundert. Jetzt ist es bei unseren Blaugrauen zu neuem Leben erweckt worden. Ganz in klanglichem Gegensatz zu ihm steht die Zugposaune, ein Instrument, das uralt ist. Es ist für die Militärmusik neben der Trompete ebenfalls typisch geworden, und seine schmetternden Klänge sind von dem spielenden Musikzug nicht mehr wegzudenken.

Wo die Militärmusik ertönt, sei es im Konzert oder im schneidigen Marsch, wird sie immer freudig begrüßt, und mit ihrer alten Tradition ist sie mit ein Symbol unserer neuen deutschen Wehrmacht.

Wenn die Fanfare ertönt

Die Kapelle der Panzertruppen in ihren charakteristischen Uniformen



Auch exotische Truppen haben Militärkapellen: Marokkanische Spahis als Fanfarenbläser zu Pferde

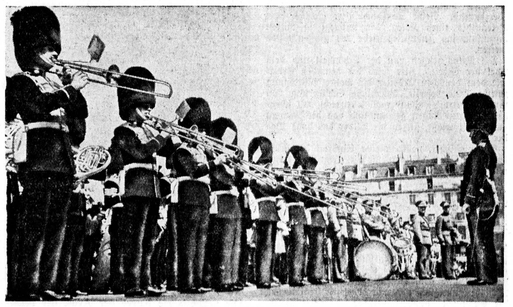
Die kommenden deutschen Militärmusiker
In Bückeburg (Lipperland) befindet sich die deutsche Militärmusikerschule, die aus allen deutschen Gauen beschickt wird. Sie ist die Ausbildungsstätte des Militärmusikernachwuchses und wird als Internat geleitet.
(Pressephoto 4, Atlantic 1, K.)

Letzter Wunsch des Walzerkönigs

In Wien hat dieser Tage Herr Pagitz, der letzte Kammerdiener des Walzerkönigs Johann Strauß, seinen 75. Geburtstag feiern können. Er ist vielleicht auch der letzte aus der nächsten Umgebung des Komponisten, der heute noch etwas persönliches über den Fledermaus-Schöpfer zu berichten vermag.

Ende der achtziger Jahre trat Pagitz in den Dienst des Wiener Meisters. Er erzählt heute noch gern, wie ähnlich er dem Gefeierten seiner Zeit gesehen habe, vor allem trug er den Schnurbart in derselben Art und verteidigte dieses Stück des Männerstolzes leidhaft gegen alle Anfeindungen. „Selbst Strauß' Gattin Adele hielt es nicht für „schicklich", daß der Diener denselben Schnurrbart trage, wie sein Herr. Aber der Meister sprach ein Machtwort, und Pagitz durfte seinen Schnurrbart behalten. „Immer fröhlich und gut gelaunt ist er gewesen", erzählt jetzt der Fünfundsiebzigjährige. „Nie hat er geschimpft oder ein hartes Wort gebraucht, obgleich in dem großen Hause viel los war und neben mir noch viele andere Angestellte beschäftigt waren." Die persönlichen Dienste jedoch mußte Pagitz ganz allein wahrnehmen, „es läßt sich nicht leugnen", sagt er, „daß der Meister viel Wert auf das Aeußere seiner Persönlichkeit legte; ja, man konnte ihr sogar für eitel halten." Haar und Bart wurden sorgfältig gefärbt und der Friseur war ein ständiger Gast im Hause. Die größte Rolle spielte bei der Garderobenandwahl die Krawatte. Auf sie kam alles an und jede der farbigen Seidenschleifen wurde nur wenige Male getragen. Wie viele andere Geistesarbeiter bevorzugte es auch der Walzerkönig, in der Nacht zu arbeiten. Die meisten seiner Kompositionen sind nach 1 Uhr entstanden und erst am Morgen pflegte er den Kompositionsentwurf seiner Frau vorzuspielen. Weil Strauß immer gut aussehen wollte, mußte er bei seinen zahlreichen Reisen auch immer eine ganze Anzahl Koffer mit sich führen.

An einem kühlen Aprilabend dirigierte Johann Strauß wiedereinmal, wie so oft, die „Fledermaus" in der Oper. Es sollte das letzte Mal sein. Eine schwere Lungenentzündung stellte sich ein und in den ersten Junitagen des Jahres 1899 lag der Walzerkönig schon vom Tod gezeichnet in seinem Bett. Trotzdem machte er noch Pläne für seine Sommerreise und überlegte, was für diesen Zweck anzuschaffen sei. „Nur noch eine schöne Krawatte brauche ich", das waren seine letzten Worte. Das Finale seines Lebens erfolgt in einem leisen Aufstöhnen.



Ein englisches Garderegiment spielt auf

„Goldenes Licht“

Natriumdampflampen für Autostraßenbeleuchtung

Mit wachsender Dichte des deutschen Kraftwagenverkehrs nimmt leider auch die Blendgefahr, die auf unseren Landstraßen immer unangenehmere und gefährlichere Formen an. Jeder Kraftfahrer, der öfters nächtliche Ueberlandfahrten macht, weiß ein Lied davon zu singen, und sein subjektiver Eindruck wird durch die Ziffern der amtlichen Unfallstatistik in trauriger Weise bestätigt.

Ein blendungssicherer Umbau der bereits vorhandenen Landstraßen, etwa nach dem Muster der Reichsautobahnen, kommt der allzu hohen Kosten wegen für absehbare Zeit nicht in Frage. Wir werden uns vorläufig damit begnügen müssen, besonders stark befahrene Strecken, wie beispielsweise die Ausfallstraßen der großen Städte, mit ausreichender Eigenbeleuchtung zu versehen, damit der Kraftfahrer gar nicht erst in Versuchung kommt, von der vollen Scheinwerferlichtstärke Gebrauch zu machen.

Natürlich kostet aber eine solche Ausfallstraßen-Beleuchtung Geld — viel Geld sogar, denn Elektrizität ist bekanntlich nicht billig, und die benötigten Lichtmengen sind schon bei Streckenlängen von wenigen Kilometern ganz enorm. Wollte man sie mittels normaler Glühlampen erzeugen, die nur etwa 6 Pzt. der zugeführten Elektro-Energie in sichtbares Licht umsetzen, so würden sich, wie eine einfache Ueberschlagsrechnung zeigt, Stromkosten von schlechthin untragbarer Höhe ergeben. Glücklicherweise stehen uns jedoch seit neuestem in den sog. Natriumdampflampen Lichtquellen zur Verfügung, deren Nutzeffekt den der Glühbirne um nahezu das Fünffache übertrifft und die auch sonst in mancher Hinsicht zur Ausfallstraßen-Beleuchtung geradezu prädestiniert erscheinen.

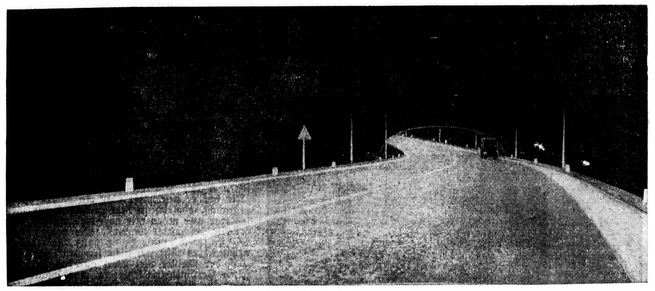
Im Gegensatz zu den Glühbirnen, die reine „Temperaturstrahler“ sind, gehören die Natriumdampflampen zu den „Lumineszenzstrahlern“, deren bekanntester Vertreter die vielfach für Reklamezwecke und dergl. verwendeten Neongasröhren sind. Das Prinzip der Lumineszenzstrahler besteht darin, daß die Atome eines in einem Glaskolben eingeschlossenen Gases oder Dampfes müssen die neuen Lampen bei der Inbetriebnahme zunächst eine Zeitlang „angeheizt“ werden, was ebenfalls auf elektrischem Wege mit Hilfe einer in dem gleichen Glaskolben enthaltenen Neongasfüllung erfolgt. Nach dem Einschalten brennen die Lampen anfangs rötlich-trübe, um nach Verlauf von ein paar Minuten allmählich in leuchtendes Goldgelb überzugehen.

Natriumlicht ist im Unterschied vom Sonnen- und Glühlampenlicht das eine Mischung aus allen Farben des Spektrums darstellt, absolut einfarbiges (monochromatisches) Licht. Man verliert infolgedessen bei Natriumbeleuchtung jegliches Farbenerkennungsvermögen, ausgenommen für Gelb; Rot, Blau und Grün erscheinen lediglich als verschieden helle Grauabstufungen. Die Anwendbarkeit der neuen Lampen wird dadurch naturgemäß stark eingeschränkt. In solchen Fällen jedoch, in denen es auf genaue Farbenunterscheidung nicht ankommt — und das trifft auch bei Ausfallstraßen-Beleuchtung zu —, in diesen Fällen also bedeutet die Monochromasie nicht nur keinen Nachteil, sondern sogar einen Vorteil, da das menschliche Auge an und für sich bei einfarbigem Licht am allerschärfsten sieht. Der Unterschied in der Sehschärfe bei Natrium- und Glühlampenbeleuchtung beträgt, wie durch Versuche festgestellt worden ist, 10—20 Pzt. zugunsten der ersteren. Auf die komplizierten physiologischen Ursachen dieser Erscheinung kann hier aus Raumgründen nicht näher eingegangen werden.

Die goldgelbe Farbe des Natriumlichtes hat für den Kraftverkehr weiterhin den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß Dunst- und Nebelschwaden, die über der Straße liegen, längst nicht so störend in Erscheinung treten, wie es bei rein weißer Beleuchtung der Fall sein würde. Eine restlos befriedigende Erklärung für das besonders gute Nebeldurchdringungsvermögen der gelben Lichtstrahlen ist bisher nicht gefunden, die Tatsache als solche ist jedoch unbestritten und bei den meisten Kraftfahrern aus eigener Erfahrung wohlbekannt.

Es gibt in Deutschland bereits eine ganze Anzahl von kürzeren und längeren Straßenstücken mit Natriumdampflampen-Beleuchtung. (In Berlin, Hannover, Köln u. a. m.) Die Kraftfahrer, die diese Strecken regelmäßig befahren, sprechen sich durchweg außerordentlich lobend über das „Goldene Licht“ aus. Durch Verwendung sinnreich konstruierter Spiegelreflektoren ist es gelungen, auch bei einem Lampenabstand von 40—50 Meter noch eine absolut gleichmäßige und schattenzonenfreie Beleuchtung der Fahrbahn zu erzielen. Die Kosten für Lampen, Reflektoren, Masten, Kabel, Transformatoren usw. betragen nur 5—10 Pzt. der Straßenbaukosten, bewegen sich also in durchaus diskutablen Grenzen. Und auch die Ausgaben für den Stromverbrauch sind aus den weiter oben angeführten Gründen überraschend gering. Man darf dem „Goldenen Licht“ deshalb speziell für Autostraßen-Beleuchtung eine große Zukunft prophezeien.

Dr. Hans Woltereck.



„Goldenes Licht“

Die Autostraße Köln-Bonn im Licht von Natriumdampflampen. Man beachte die außerordentliche Gleichmäßigkeit der Beleuchtung, die keinerlei störende Schlagschatten aufkommen läßt. Aufn.: Archiv Dr. Woltereck, Klischee: Eigene Anfertigung.

Das Auto im Buch

Heinrich Hauser: „Am laufenden Band.“
Ganzleinenband, 180 Seiten, 4.50 RM. Verlag Hauserpresse, Frankfurt a. M.

Es ist ein ungewöhnliches und deswegen besonders lesenswertes Buch, geschrieben von einem, der es wissen wollte, wie Automobile gebaut werden, und der selbst mitarbeitet am laufenden Band. Aufzeichnung und Illustration sind ein Stück Zeitgeschichte.

Hauser plaudert als Arbeiter unbefangen und überzeugend. Seine Tagebuchblätter gleichen dem Bekenntnis eines Laien, der wißbegierig mitten hineinkam ins Industriegetriebe des großen Opelwerkes.

Die Fotos zeugen von der Schönheit und dem Adel der Arbeit. Hier wird der deutschen Arbeit wie dem deutschen Arbeiter die wahre Würdigung zuteil. Eine beseelte, dichterische Schilderung von wuchtiger Kraft. Wund-qvoll lebensscheu, mit schönheitsbegabten Augen gesehen und von der Kamera meisterhaft erfaßt, singen die Bilder das hohe Lied der Arbeit.

Ein plastischer, vollkommener Eindruck der größten europäischen Automobilfabrik. Ergriffen stehen wir Nahe bei der Geburt des Motors und schauen erstaunt, gerührt und voll Bewunderung auf die Hände deutscher Menschen, die uns das deutsche Auto schaffen. Mit einer Selbstverständlichkeit ohnegleichen erleben wir die Auferstehung motorischen Lebens aus der Stoffheit der Materie.

Dieses Buch, das mitreißt in seinem Schwung, das fesselt und überzeugt durch die Lebendigkeit seiner Darstellung, das entzückt durch seine typographische und bildnerische Gestaltung, ist ein Zeitdokument und stellt eine tiefinnerliche und unaufdringliche Zuneigung her zum deutschen Kraftwagen, der Sehnsucht hunderttausender deutscher Volksgenossen.

Die Wintertoilette des Kraftwagens

Etwas über Heizung des Wagens und des Motors, über klare Scheiben und Schneeketten

Wer tagtäglich im Kraftwagen sitzt, verspürt in der kalten Jahreszeit das Verlangen nach einem wohlig angewärmten Wageninneren. Der Selbstfahrer kann sich nicht Decken um die Beine wickeln, weil er ja auch mit den Füßen die Hebel bedienen muß. Aber selbst wenn ein Berufsfahrer gehalten werden kann, wird es dem Besitzer, der auf den Wagen angewiesen ist, bald leid, alle Augenblicke bei Stadtfahrten sich ein- und dann wieder auszuwickeln.

Da hilft dann eine solide Heizeinrichtung, die zum Winterbedarf des Autos gehört. Es gibt eine ganze Anzahl von Heizeinrichtungen, die aber durch verschiedene Wärmequellen in Betrieb gesetzt werden. Die einfachsten bestehen aus kleinen Oefchen, die mit einem Dauerbrandstoffe geheizt werden. Je nach der Größe können die Oefchen für den halben oder ganzen Tag ausreichend aufgeschüttet werden. Sie heizen fast genauso wie ein richtiger kleiner Röhrenheizkörper verwandt. Er läßt sich meist völlig unsichtbar im Wageninnern unterbringen und braucht sogar im Sommer nicht entfernt zu werden, falls es nicht etwa der räumlich besonders beschränkte Wagen erfordert. Zwei Rohre von und zum Kühler verbinden diesen mit dem Heizkörper, das warme Wasser pulsiert, und wenn der Einbau vorn im Wagen vorgenommen wurde, so kann ein kleiner, von der Batterie gespeister Ventilator für gute Verteilung der Heizluft sorgen.

Die Auspuffheizung benutzt die heißen Auspuffgase zur Heizung des Heizkörpers. Es muß darauf hingewiesen werden, daß eine solche Heizanlage ständig auf unbedingte Dichtigkeit aller Rohrverschlüsse kontrolliert werden muß, damit nicht die giftigen Auspuffgase ins Wageninnere dringen können. Beide Heizungsarten lassen sich regeln, so daß für jede Außentemperatur vorgesorgt werden kann. Allerdings sind sie in der Anschaffung und Montage teurer als die Oefchen, erfordern aber auf der anderen Seite keine Betriebskosten. Für große Omnibusse kennt man Frischluftheizung, die aber für Personenwagen kaum in Betracht kommt. Ihre Wirkungsweise beruht darauf, daß Frischluft hinter dem Kühler in Rohrleitungen aufgefangen und durch einen gewöhnlich an die Auspuffleitung angeschlossenen Heizkörper erwärmt wird. Diese Luft wird durch Ventilatoren verteilt und hat den Vorzug, das Wageninnere nicht nur zu erwärmen, sondern den Fahrgästen ständig frische Luft zuzuführen, weil sie durch Filter geleitet wird.

Klare Scheiben sind besonders bei kalter Witterung, bei Regen- und Schneewetter schwer zu erreichen. Wird der Wagen geheizt, so beschlagen sie, bei Schneefall und Kälte vereisen sie. Die Schwierigkeiten, die sich beim Fahren mit undurchsichtigen Scheiben ergeben, brauchen hier nicht geschildert zu werden. Wer es irgend ermöglichen kann, sollte sich elektrisch geheizte Scheiben anschaffen, die besonders das Vereisen und das Ansetzen der Schneeflocken verhindern. Gegen Regenwasser helfen gute Scheibenwischer, die jetzt mit einer Filzschicht an Stelle des üblichen Gummistreifens geliefert werden. Wird ein Unfall dadurch verursacht, daß der Fahrer nicht genügend gute Sicht hatte, so kann dieser Umstand durchaus zu Ungunsten des Fahrers und des Wagenbesitzers ausgelegt werden.

Wer den Wagen in ungeheizten Garagen unterstellen muß, hat in der kalten Jahreszeit am Morgen stets unter Anlaßerschwierigkeiten zu leiden. Der völlig ausgekühlte Motor springt eben schwer an. Man sorge daher dafür, daß der Motor die Nacht über warm gehalten wird. Das läßt sich mit den kleinen Heizöfchen erreichen, die unter die Motorhaube gestellt werden, nachdem der Benzinhahn geschlossen wurde. Wenn dann noch eine alte, aber dicke Decke über die geschlossene Haube gelegt wird, dann hält der Motor soviel Wärme, daß er des Morgens gut anspringt. Einen brauchbaren Heizkörper gibt auch eine Kohlenfadenglühlampe ab, die unter die Motorhaube gehängt wird. Sie verbraucht nicht viel Strom — vielleicht ist in der Garage sogar der billige Nachtstrom verfügbar — und verhindert, daß die Maschine vollkommen auskühlt.

Gehören Ueberlandfahrten zum Fahrbereich des Wagens, so sollten im Winter immer Schneeketten mitgeführt werden. Im Gebirge sind sie einfach unerläßlich, wenn man auf steiler Bergstraße nicht einfach in Schnee und Eis festsitzen will. Ueber die Auswahl der richtig passenden Ketten lasse man sich vom Fachverkäufer beraten. Schneeketten, die recht billig sind oder die nicht auf die Reifen passen, haben ihren Zweck verfehlt.

Das Vorfahrts„recht“. In einer neueren Entscheidung warnt das Reichsgericht davor, unbedingt auf das Vorfahrtsrecht zu pochen, obschon es in den Bestimmungen der Reichsstraßenverkehrsordnung festgelegt ist. Anlaß zu der Warnung gibt der § 25 der Ordnung, wonach jeder Kraftfahrer die Pflicht hat, sich so zu verhalten, daß er keinen anderen schädigt. Selbst wer Anspruch auf das Vorfahrtsrecht hat, darf nicht unbekümmert drauflosfahren und glauben, bei einem etwaigen Unfall hätte nur der andere Schuld. Es muß immer mit Unkenntnis, Irrtümlichkeit und sonstigem unrichtigen Verhalten der anderen Kraftfahrer gerechnet werden. Das Reichsgericht hat früher schon einmal darauf hingewiesen, daß Kraftfahrer, die Vorfahrtsrecht haben, trotzdem fahrlässig handeln, wenn sie unbekümmert mit hoher Geschwindigkeit Straßenkreuzungen passieren. Was „hohe Geschwindigkeit“ ist, ergibt sich aus den jeweiligen Umständen.

Erhöhte Verkehrssicherheit auch auf den Landstraßen

Die ständig zunehmende Reisegeschwindigkeit fordert auch eine Vermehrung der Sicherheitsmaßnahmen. Während die an den Wegrändern befestigten Warntafeln häufig übersehen werden, sind diese hoch über dem Fahrdamm angebrachten Schilder in Farbe und Form so auffällig wie möglich gehalten. Durch dieses über einer belebten Nebenstraße angebrachte Warnschild schützt man die auf der Strecke Leipzig—Berlin verkehrenden Fahrzeuge vor plötzlichen Ueberraschungen und erhöht so die Verkehrssicherheit.

(Pressephoto, K.)

Luftbild der neuen Avus-Kurve

Die neugestaltete Kurve der Avus, der bekannten Berliner Autostraße, vom Funkturm aus gesehen. Die Kurve ist bald fertiggestellt. (Pressephoto, K.)

Welt der Frau

Wir spielen Blockflöte

Viele Menschen wollen in ihrer freien Zeit nicht nur Musik hören, sondern auch selbst musizieren. Bei der Härte des Daseinskampfes sind die Feierstunden nicht allzu reichlich gemessen, und der schmale Geldbeutel läßt oftmals Ausgaben für Hausmusik nicht in dem Maße zu, wie es der vorhandenen Lust und Liebe zur häuslichen Kunst entspricht.

Mit der Anschaffung eines teueren Instrumentes wäre es jedoch allein noch nicht getan, wenn die Pflege der Musik im Heim recht gepflegt werden soll. Das Instrument will auch gestimmt werden, und hierzu bedarf es in jedem Falle weiterer Geldausgaben für gründlichen Unterricht. Aber selbst der beste Unterricht muß seinen Zweck verfehlen, wenn keine Zeit zum Ueben vorhanden ist.

In früheren Zeiten waren Klavier und Geige die gegebenen und am weitesten verbreiteten Hausmusikinstrumente. Seit etwa zehn Jahren hat die Blockflöte, ein seit dem 11. Jahrhundert auf deutschem Boden bekanntes Blasinstrument, in Schulen, Jugendgruppen und im heim Eingang gefunden. Vornehmlich mag der billige Herstellungspreis und die leichte Erlernbarkeit dem Instrument zu seiner heutigen großen Verbreitung verholfen haben, und dies keineswegs immer zum Segen des Hausmusikgedankens. Die leichte Erlernbarkeit verleitet oft dazu, sich mit den wenigen Liedchen, die man schon nach einigen Stunden blasen kann zu begnügen, und so bleiben die meisten schon bei den Anfangsgründen stecken, und zu einer Vertiefung und Verinnerlichung kommt es erst gar nicht. Nur so ist es zu erklären, daß ernste Stimmen schon laut wurden, die vor einer „Blockflötenmode“ warnen.

(Deike M)

Bei aller Einfachheit ist die Blockflöte ein durchaus ernst zu nehmendes vollwertiges Instrument, das ebenso zum Spielen einfachster Volkslieder einladet, wie auch für die schwierigere Kammermusik eines Joh. Seb. Bach und eines Händel geeignet ist. Melodie ist das oberste Gesetz der Blockflöte. Wer mit virtuosen Glanzstücken aufwarten will, greife nicht zu diesem Instrument, das schon auf Grund seiner ganzen Bauart zu einer Klangeigenschaften den Weg zur schlichten melodischen Linie klar vorzeichnet. Gerade in der Tatsache, daß die Blockflöte so start und eindeutig zur Melodie, dem Herz aller Musik, drängt, liegt ihr musikerziehericher Wert begründet. Die Spieltechnik des Instrumentes läßt kaum ein Abirren in virtuose Gebiete zu; hierdurch wird der Lernende stets auf das elementar Urspringliche verwiesen, wodurch sein Ohr für musikalischen Aufbau sich rasch und sicher schult.

Will ein Musikfreund sich ernsthaft dem Blockflötenspiel widmen, so erschließen sich ihm bald Einblicke und Erkenntnisse in der Welt der Musik, die für ihn eine unerschöpfliche Quelle der Freude bedeuten können. Wenn man bedenkt, daß es mehrjährigen fleißigen Studiums bedarf, ehe man auch nur einigermaßen gut Klavier oder Geige zu spielen vermag, dann steht die bedeutend kürzere Zeit, die ein ernsthaftes Blockflötenstudium verlangt, hierzu in gar keinem Verhältnis. Kindern kann man schon im Alter von 6 bis 8 Jahren eine kleine Flöte in die Hand geben. Wichtig ist, daß von Anfang an die Musikerziehung einem tüchtigen und erfahrenen Musiklehrer anvertraut wird. Schon nach wenigen Monaten kann der junge Blockflötenspieler oder die Spielerin sich mit anderen Musikanten zusammenfinden. Viele Möglichkeiten liegen darin, daß die Blockflöte in Verbindung mit anderen Instrumenten, wie Geige, Laute und Klavier benutzt werden kann, wodurch die gemeinschaftsbildende Kraft der Musik sinnvollen Ausdruck findet.

Es sei noch erwähnt, daß die Atempflege, deren Ausbildung der Lehrer große Sorgfalt angedeihen lassen muß, auch weit über die Ziele des Blockflötenunterrichts hinaus für die körperliche Entwicklung des Lernenden bedeutend ist. Völlige Beherrschung der Atemkraft ist nicht nur dem Flötenspiel zuträglich, sie wirkt erfrischend und belebend auf Körper und Geist.

Wir spielen Blockflöte und lassen unsere Kinder Blockflöte spielen, weil wir mit unserer Musik, der Hausmusik, nicht den Weg nach außen, sondern den Weg zu unserem Inneren suchen, und weil wir im Musizieren mit mehreren, auch anderen Instrumenten den Weg zum Gemeinschaftserlebnis finden.

Hans Scherer.

Jetzt herrscht der Herbstkohl

Von seiner gesundheitlichen Bedeutung und seinen Verwertungsmöglichkeiten

Der Sommer ist zu Ende und damit auch die Hauptgemüsezeit. Jetzt herrscht der Herbstkohl, der zur Zeit in großen Mengen auf dem Markt ist und bei angemessenen Preisen ein preiswertes Nahrungsmittel darstellt. Auch zur häuslichen Vorratswirtschaft eignet er sich bei seiner mannigfaltigen Verwertbarkeit. Er macht die Hausfrau unabhängig von der Versorgung mit frischen Gemüsen, eignet sich zur Aufbewahrung und zur Sauerkrautherstellung. Jede vorausschauende Hausfrau wird sich daher mit den jetzt am Markt befindlichen Kohlmengen um so lieber eindecken, als der später zur Verfügung stehende Winterkohl wahrscheinlich in nicht so reichen Mengen vorhanden sein wird.

Der Kohl als Vitaminquelle

Die tüchtige Hausfrau versteht es, den Kohl in immer neuen Zubereitungsarten vorzusetzen. Im Herbst und Winter ist der Kohl eine der wichtigsten, wertvollsten und billigsten Vitaminquellen. In seiner Schrift „Der Vitamingehalt der deutschen Nahrungsmittel“ erklärt Professor Scheunert (Leipzig), daß junge Menschen ohne die Vitamine A, B und C nicht wachsen können und daß ohne sie die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegenüber Krankheiten aller Art eine Verminderung erfährt. Im Weißkohl (Weißkraut, Kappes) findet man Vitamin-B- und sehr hohen Vitamin-C-Gehalt. Ein anderer Ernährungsphysiologe, Professor Bartmann-Heidenheim, berichtet in der Münchner Medizinischen Wochenschrift: „Weißkohl hat den höchsten Gehalt an Vitaminen aller Art.“ Natürlich dürfen diese wertvollen Stoffe nicht durch falsches Kochen zerstört werden. Die Vitamine sind licht- und sauerstoffempfindlich und teilweise auch wasserlöslich. Der Kohl darf daher nur gedämpft oder im eigenen Saft in festgeschlossenem Topf gedünstet werden. Auf diese Weise bleiben die Vitalstoffe dem Kohl voll erhalten.

Nur immer Weißkohl mit Hammelfleisch?

Weist der Kohl beim Kochen ein strenges Aroma auf, so läßt sich dies bedeutend mildern, wenn man das sich am Deckelrinnen absetzende Kondenswasser, welches die stark ätherischen Oele enthält, abwischt. Hilft das noch nicht, so empfiehlt sich ein Abwellen des Gemüses. Besser aber ist es, den Kohl mit Hammelfleisch zusammenzukochen, da das Hammelfleisch den Kohldunst in einem aromatischen Duft verwandelt, der eine wohlschmeckende Mahlzeit verspricht. Leider ist aber der Weißkohl das Gemüse, das die meisten Frauen nur mit Hammelfleisch zu kochen verstehen, ob es nun zusammengekocht mit Hammelfleisch geschieht, ob sie Schmorkohl mit Hammelkeule vorsetzen oder Hammelkoteletts mit Krautsalat. Fast immer wird der Weißkohl in Verbindung mit Hammelfleisch zubereitet.

Die Hausfrau, die Weißkohl nur immer mit Hammelfleisch vorsetzt, darf damit natürlich ihrem Manne nur alle paar Wochen einmal kommen. Es gibt aber auch noch genug andere Zubereitungsarten, die der Hausfrau einmal in Erinnerung gebracht werden müssen und die so abwechslungsreich sind, daß man den Kohl sogar mehrmals in der Woche kochen kann, ohne daß er von der Familie abgelehnt wird. Zum Beispiel Kohlsuppe mit Kartoffelstücken, Kohlsalat zu Kartoffelklößen, Kohlgemüse mit Bächamelkartoffeln, Kohlrouladen, Kohlauflauf, Kohlpüree, Kohlsuppe, Kohlsalat, Schmorkohl, Krautwickel u. a. Weitere Verwendungsarten zeigen unsere nachstehenden Rezepte.

Und dann das Sauerkraut nicht vergessen!

Uebereinstimmend berichten die modernen Aerzte und Ernährungswissenschaftler auch von dem Vitaminreichtum des Sauerkrautes, seinem für die Blutbildung so wichtigen Gehalt an Mineralsalzen und Eisen, dem für die Knochenfestigung nicht minder bedeutungsvollen Kalkgehalt und den vielen guten Eigenschaften der in zuträglicher Form und in gutem Verhältnis vorhandenen Milchsäure. Die neuere Ernährungslehre empfiehlt immer mehr den Genuß von rohem Sauerkraut.

Sauerkraut soll man immer frisch einkaufen und vor dem Kochen nicht tagelang stehenlassen. Es soll niemals gewaschen oder ausgedrückt werden, weil dadurch ein Teil der Milchsäure und der Vitamine verlorengeht. Sauerkraut ist kraft seiner Gärung ein reines, natürliches, keiner Säurung bedürftiges Nahrungsmittel. Es soll heiß aufgesetzt werden, damit es seine schöne helle Farbe behält. Es wird in einem nicht zu kleinen Topf gekocht, nachdem es vorher mit einer Gabel aufgelockert worden ist.

Was können wir nun alles aus Kohl machen

Wie wir schon gesehen haben, mehr als nur Weißkohl mit Hammelfleisch. Es ist durchaus zu beobachten, wie der gleiche Kohl in der Küche der verschiedenen deutschen Gaue vielfach abgewandelt nach dem Geschmack ihrer Bewohner auf den Tisch kommt. Bodenständige Weißkohlgerichte aus allen Gauen unseres Vaterlandes sind folgende:

Rheinische Wirsing- oder Weißkohlrollen. Recht feine, gut erhaltene Blätter werden durch Dampf gelaffft. Je zwei sich halb deckende Kohlblätter werden übereinandergelegt und mit einer dünnen Schicht Füllung bedeckt. Nun werden die Blätter aufgerollt, verschnürt und in dünnflüssiger weißer Tunke langsam gargekocht. Als Gewürz gibt man Muskat hinzu.

Schwäbischer Krautstrudel. Man macht von einem Ei, 1 Tasse lauem Wasser, 1 Eßlöffel Fett, etwas Salz, dem nötigen Mehl einen Nudelteig, der tüchtig gewirkt wird und unter warmer Schüssel eine Weile ruhen muß. Dann wird er ganz dünn ausgewandelt, am besten auf bemehltem Tuch mit flachen Händen ausgezogen. Zur Fülle eignet sich sowohl Weiß- als auch Weißkraut, das mit Gewürz kurz eingedünstet wird. Man mischt es mit beliebigen Fleischresten und gibt diese Masse auf den Teig. Der Strudel wird zusammengerollt, indem man das Tuch anhebt. Dann legt man ihn aufs gefettete Kuchenblech und backt ihn im Ofen. Er kann auch in etwa 6 bis 8 cm breite Stücke geschnitten und in der Pfanne gebacken werden.

Krautklöße. Man teilt einen kleinen Kohl und macht ihn in Salzwasser halbgar, drückt ihn fest aus und wiegt die Masse fein. Mit Fett, Zwiebeln und einigen Löffeln geriebener Semmel wird die Masse abgebacken. Ist sie erkaltet, gibt man 1 bis 2 Eigelb, 1 kleine Tasse saure Milch, 100 gr Mehl, das steifgeschlagene Eiweiß dazu und soviel geriebene Semmel, daß sich Klöße formen lassen, die in Salzwasser garziehen müssen. Schmeckt zu allen Braten.

Krautsalat. Das Weißkraut wird sehr fein gehobelt, im Sieb rasch überbrüht und in eine Schüssel gegeben, mit dünnem Essig, Salz, Pfeffer, Kümmel mariniert, mit einem Brett bedeckt und beschwert. So muß es einige Stunden ziehen. Sehr gut steht auch ein Kranz von roten Rüben dazu aus. Mit Bratkartoffeln ein gutes Abendbrot.

Weißkohl als Eintopf. Etwas Hammelfleisch schneidet man mit Zwiebel und einer Zehe Knoblauch im reichlich großen Topf an, gibt Salz, Pfeffer und Kümmel dazu, auch etwas Tomatenmus und Wasser. Das Ganze läßt man etwa eine Stunde kochen. Weißkohl wird vom Strunk befreit, gewierkelt, gewaschen und dazugegeben, muß im kleinen Topf eine halbe Stunde mitkochen, dann gibt man die nötigen Kartoffeln dazu und läßt alles zusammen gar werden.

Sauerkrautherstellung. Weißkohl recht fein hobeln, mit Salz leicht durchmischen, auf 5 kg geschnittenen Kohl 50 g Salz, eine Schicht in einen Steintopf gegeben und feststampfen, bis sich Lake bildet, darauf wieder eine Handbreit Kohl auffüllen und stampfen und so fort, bis der Kohl verbraucht ist. Dann mit einem Tuch bedecken und mit einem Brett und Stein beschweren. 2 bis 3 Tage in warmem Raum gären lassen, dann in kalten Keller stellen, jede Woche Tuch und Brett abwaschen. Nach drei Wochen ist das Kraut genußfertig. Falls nicht genügend Lake auf dem Kohl ist, etwas Wasser nachgießen. Beim Herausnehmen das Kraut stets glatt machen, keine Löcher!

Kohl mit Tomaten als Auflauf. 1½ kg Weißkohl, 2 Brötchen, 2 Eßlöffel Buttermilch, Salz, Muskat, 2 Eier, einige Tomaten, 50 bis 100 g Speck, 2 Eßlöffel Mehl und 1 Eßlöffel Butter. Den Kohl zerteilen und grob backen, eine Auflaufform mit Speckscheiben auslegen, den Kohl und die Tomaten mit Eiern, Brötchen, Buttermilch, Salz, Muskat, Mehl mischen und mit etwas Wasser bedeckt eine halbe Stunde backen lassen. Dann Butterflöckchen und geriebene Semmel obenauf streuen und im Ofen bräunen lassen. Dazu Salzkartoffeln.

Fischtopf. Ein in der üblichen Weise weichgekochter Fisch wird sorgfältig von den Gräten befreit. Fertiggekochtes Sauerkraut wird in einem Kochtopf lagenweise mit dem Fisch geschichtet, auf den Fisch etwas Fett getan und das Ganze nochmals gut durchgedünstet. Statt des Fettes kann man über jede Fischlage eine weiße Tunke gießen, die man aus je einem Eßlöffel Fett und Mehl unter entsprechendem Zusatz von Milch herstellt. Den Rest der Tunke gießt man über das Gericht, um es, mit geriebener Semmeln bestreut, in heißem Ofen schnell goldgelb zu überbacken.

Bayerisch Kraut. 2 kg Weißkohl, 1 bis 2 Aepfel, 60 g Fett, 1 Zwiebel, Essig, Salz, Zucker. Der Kohl wird fein gehobelt. Die Zwiebeln werden in Fett mit Zucker gelblich gedünstet, dann Kohl mit Gewürz zugegeben, mit etwas heißem Wasser aufgefüllt und gar geschmort. Nach Belieben kann man kurz vor dem Garsein etwas Mehl überstäuben oder eine rohe Kartoffel anreiben.

Ein Kindlein winkt

Am Bahndamm steht ein kleines Kind
und winkt und winkt mit seiner Hand.
Wie still die Reisenden jetzt sind!
Sie schauen sinnend in das Land,
wo dieses Kind wie eine Blüte
im Glanz der Mittagssonne glühte.

Bis zu dem nächsten Aufenthalt
fällt kaum noch hier und da ein Wort.
Dicht hinter einem grünen Wald
erblickt man einen neuen Ort.
„Wie lange wird die Fahrt noch dauern?“
fragt einer von den jungen Bauern,
die neben mir im Zuge sind.
Vielleicht hat er daheim ein Kind . . .

Ernst Bergfeld

G 2304. Für gesellige Nachmittagsstunden ein Samtkleid in knalich-weicher Linienführung. Raffungen an Ausschnitt und Taille und ein leicht glockiger Rock werden durch den sanften Glanz des Materials unterstrichen. Linda-Schnitt Gr. I. Etwa 4.75 m Samt, 95 cm breit.

G 2043. Beliebt ist die Zusammenstellung von buntem Tunikas zu einfarbigen Röcken. Hier wird eine Kasak aus gemusterter oder broschierter Seide mit sehr glockigem Schoß zum schlichten Rock getragen. Linda-Schnitt Gr. II. III. Etwa 2 m dunkle 1.25 m gemust. Se. u.

G 2303. Liebenswürdige Widersprüche sind in der Mode keine Seltenheit. Deshalb kann sie es sich auch gestatten, zum strengen Revers und geraden Knopfschluß einen Glockenrock und bauschige Aermel und als Material Samt zu wählen. Linda-Schnitt Gr. I, III. Für Größe III etwa 6.30 m Samt erforderlich.

G 2083. Spielerisch anmutig wie die Ausschnittsrüsche aus duftigem Gewebe wirkt das Nachmittagskleid aus einfarbiger oder getupfter Seide. Die bauschige Weite der Oberärmel gleicht sich dem schwingenden Fall der sehr glockigen Tunika an. Linda-Schnitt in Größe I und II erhältlich. Etwa 4.25 m Seide erforderlich.

Märchenstunde bei den Kleinen

Nun, da die Abende wieder ins Dunkel wachsen, ist die Zeit der Märchenstunde gekommen. Weißt du, liebe Mutter, daß du einen unerschöpfbaren Born echter Freude und Lebensweisheit in dir trägst, wenn du die schönen deutschen Volksmärchen selbst wie einen beglückenden Besitz dir zu eigen gemacht hast und nun deine Kleinen zu ihm hinführen darfst — allabendlich — ohne daß du oder eines von ihnen müde würde zu lauschen und zu schauen?

Zuerst aber das eine: du selbst mußt sie ganz tief in deine Seele aufgenommen haben, die wundersame Schönheit und Lebensfülle dieser Märchen, daß du sie erzählen kannst, wirklich erzählen, ohne nach dem Buch als Gedächtnisstütze greifen zu müssen. Aus übervoller Seele müssen sie quillen, diese so unendlich einfachen Geschichten mit ihren schier unauslotbaren Tiefen uralter Volks- und Mutterweisheit. Und du mußt dein eigenes Staunen und deine eigene Schauer dazulegen, sollen sie wirklich in den Herzen deiner Kinder das auslösen, was sie in ihrem Grunde tragen an frommer Einfalt und tiefem Wissen.

Dann wähle die Stunde, da die Dinge im Zimmer nicht mehr im harten Licht der Wirklichkeit stehen. Die Zeit schafft gerade jetzt die weichen Übergänge vom Licht zum Dunkel, die das Märchen liebt. Da verschwinden die Umrisse der bekannten Gegenstände im Grau der Dämmerung, und die Phantasie gewinnt jetzt Raum, die Gestalten und Geschehnisse zu schauen, die das Märchen in so bewegter Fülle vor ihr entrollt.

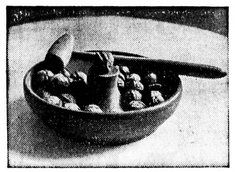
In solch einer Dämmerstunde zwischen Tag und Abend sammele die Kleinen um dich und freue dich, wenn sie noch ein kleines schlichteres Nachbarkind mit sich bringen. Denn das Märchen gehört allen, besonders aber den Kindern, die allzu viel und allzu früh in der Wirklichkeit leben müssen. Und dann erzähle, wie die Großmutter erzählen, die das Leben mit all seinen Gründen und Tiefen geschaut und getragen haben und nun am Ende wieder zu Kindern geworden sind. Denn so ist das Märchen selbst. Alle tiefe Stundeutung verbirgt sich in der Sprache eines Kindes. Und das ist es, warum es Eingang findet in alle Herzen und alle Seelentore vor ihm aufspringen.

„Es war einmal . . ." und das Wunderland ist aufgetan. Kinderaugen schauen und Kinderherzen staunen, und alles Herrliche nimmt kein Ende, so weit man auch schauen und staunen mag. Alles ist möglich, und alles kommt so, wie es kommen mußte; und immer nimmt alles ein gutes, glückhaftes Ende. Ahnen wir, was für einen starken Glauben an ein höheres Walten und an eine ausgleichende Gerechtigkeit wir in die Seelen unserer Kinder legen, wenn wir die Märchen richtig verstehen und recht zu erzählen wissen? Und was für stille gütige Helfer sind sie uns in unserer Erziehungsarbeit: da haben sie bittig gestritten, mein Bub und das Mädel, und immer noch hat keines das Wort des Friedens finden können. Nun kommt der Abend und ich erzähle schlicht und innig das rührende Märchen vom Brüderlein und Schwesterlein — wie die treue Geschwisterliebe alles überwindet und auf sich nimmt, und diese Treue den bösen Fluch hinwegnimmt und erlöst. Ich kann die Gesichter der beiden Trotzköpfe nicht sehen, weil die Dämmerung schon zu tief ist; aber ich sehe, wie eine kleine, schene Hand nach der andern tastet. Und am Schluß ist es, als wäre nie die traute Harmonie gestört gewesen. Ebenso habe ich es erlebt, daß nach dem glücklichen Wiederfinden Rotkäppchens mit der Großmutter zwei weiche Aermchen sich um meinen Hals legen und ein kleines zitterndes Stimmlein mir im Dunkel zuraunt, es würde nun nie mehr heimlich Eis essen und ungehorsam sein, damit es ihm nicht auch ergehe wie dem armen Rotkäppchen. Ehe wir unser Abendlicht entzünden, erzähle ich gern den Kleinen das sinnig-schöne Märchen von den Sternlalern, um die jungen Herzen durch dieses lichte Bild aufzurufen zum Mithelfen und Mitsorgen für fremde Not.

Eines ist sicher: je tiefer wir selbst hineinfinden in den Reichtum seelischer Werte, der in den deutschen Märchen lebt, um so nachhaltiger und eindrucksvoller werden wir sie unseren Kindern vermitteln können und ihnen einen unverlierbaren Besitz mitgeben für ihr ganzes späteres Leben.

Nüsse knacken

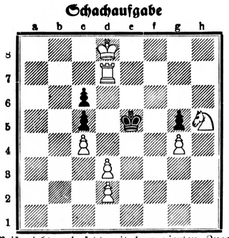
Ganz allein springen sie vom Baum, die hübschen Weihnachtsnüsse, die dicke grüne Schale platzt auf, und die Kinder holen sich den braunen Kern heraus. Aber erst vorsichtig das Häutchen entfernen, sonst schmeckt's bitter! Und das geht so Tag für Tag, der alte Nußbaum will nicht leer werden, obwohl schon Tag ein frisches Eichhörnchen Besuch macht und Nüsse stiebitzt. Mutter langt sich ein paar saubere pralle vom Baum und wirft sie, samt und sonders mit der grünen Schale ins Pflaumenmus, damit es



davon schön dunkel wird. Dann kommt das Dilemma mit der Aufbewahrung: legt man sie einfach übereinander in einen Korb, so fangen sie schon nach zwei Tagen zu schimmeln an. Also breitet man einen Bogen Papier in der Bodenkammer aus und legt darauf der ganzen Nußlagen. Und auf die Anrichte stellt man sich einen Riesenkorb aus Bast mit riesig vielen feinen Nüssen. Hier werden täglich frische Nüsse geknackt! Und immer ist der Nußknacker zu finden, wie sonderbar.

Krach bums, macht's, und Nußschalen spritzen nur so umher. Da ist nämlich der Richard, der Spielstifte, zu Besuch, und der hat unsere schöne neue Nußschale aus Rüsternholz entdeckt: schlägt man mit dem Hämmerchen behutsam auf die harte Schale, springt sie auf und will ans Licht. Aber Richard mußte das natürlich mit aller Gewalt tun, und nun kann er knien und auf dem Teppich sammeln. „Sieh mal da, unter dem Sofa, da liegt noch was!" Die alte Dame kann nur den Kopf schütteln über soviel Spielstiftenotum und seufzen: „Hätten wir sowas nie gekauft!" Aber da kommt sie schlecht an. Es gibt einen Ringkampf zwischen alt und jung und ein stürmisches: „Wenn du noch einmal unsere schöne Nußschale schiltst! Wenn da natürlich so ein Richard daherkommt und denkt: Haut den Lucas! und nieder auf die Nuß, so geht's natürlich nicht. Aber warte nur erst die Wintermonate ab. Wenn wir alle sitzen, vorlesen, Fotos einkleben. Da wird der kleine Hammer schon den richtigen Takt dazu schlagen!"

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge matt.

Denksportaufgabe

An der Ausweichstelle einer eingleisigen Nebenbahn begegnen sich zwei Lastzüge mit je acht Ladewagen. Die Ausweichstelle nimmt aber nur vier Wagen auf. Wie müssen die Wagen rangiert werden, damit beide Züge ihren Weg fortsetzen können.

Das gekochte Ei

Beck und Schreck sitzen in einer Hütte in 2700 Meter Höhe. Beck hatte Appetit auf ein Ei, und er ruft dem Träger zu: „Kochen Sie mir, bitte, ein Ei, weich vier Minuten." Schreck ruft: „Nein, zehn Minuten." Beck protestiert, er wolle kein knochenhartes Ei essen. Schreck behauptet, nach zehn Minuten Kochen sei es gerade recht.

Silbenrätsel.

a — am — de — dob — el — en — fu — ge — he — heim — im — kel — la — lau — le — me — men — mill — ner — ni — pel — re — sig — sow — teg — uh.

Aus vorstehenden 26 Silben bilde man 13 zweisilbige Wörter mit folgender Bedeutung:

1. Vogel .....
2. Verwandte .....
3. Italienischer Maler .....
4. Musikalische Form .....
5. Ort in Rußland .....
6. Deutscher Maler .....
7. Stadt i. Freistaat Sachsen .....
8. Solbad i. d. Prov. Sachsen .....
9. Halbinsel bei Danzig .....
10. Hängende Schale .....
11. Schwedischer Dichter .....
12. Insekt .....
13. Stadt im Rheinland .....

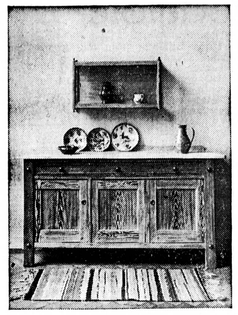
Wurden die Wörter richtig gebildet, ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen und aneinandergereiht, ein Sprichwort.

Eine Mauer und zwei Maurer.

Zwei Männer, A. und B., haben zusammen in 20 Tagen eine Mauer aufgeführt. Wie lange hätte jeder allein daran arbeiten müssen wenn B. noch 9 Tage länger gebraucht hätte als A.?

Was steht auf ihrem Bütett?

Vom Wandel des Geschmackes ist besonders stark das Büfett erfaßt, das sich in den letzten Jahrzehnten manchen Sturz ins Bodrige, dann wieder zaghafte Erhöhung, phantastische Längenausdehnung, im Ganzen eben immer wieder neue Formen hat gefallen lassen müssen.



(Dewe, M.)

Ist nicht ein mäßig-hohes Büfett, in Reichs- und Augenhöhe, am zweckmäßigsten?

Warum stellt man Gegenstände auf ein Büfett? Zur Verschönerung, das ist der Grundgedanke. Man freut sich, wenn man durch das Zimmer geht, des funkelnden Glases, freut sich über die schöne Vase, über die Schale mit Obst. Wie leicht aber mischt sich in unsere Freude am Schönen jener andere prahlerische Wunsch: da zeigen, was man besitzt. Sogleich wird unser Heim zum Warenhaus entwertet, mit dem Büfett als Schaufenster, darauf schöne Wirtschaftsgegenstände zur Schau gestellt werden, je mehr desto besser, damit das Publikum wählen kann. Sie finden hier große Kuchenteller, das Stück zu neun Mark fünfzig — bessere Sachen! — und riesengroße Kompottschüsseln, die so schwer sind, daß sie für den Gebrauch nicht in Betracht kommen. Auch eine Sonderabteilung „Geschenkartikel" ist auf dem Büfett untergebracht. Fleischenkorben in gehämmerten Messing-Ausstell-Vorrichtungen. Obstmesser-Garagen. „Menagen", hohe Radieschenhalter, in denen jedes einzelne Radieschen von einem Messingring gehalten wird. Es gibt Menschen, die seit Raketen zu jedem Geburtstag solche übersteigerten Luxus-Gebrauchs-Nichtigkeiten verschenken.

Wir wollen im Heim nicht paradieren und nicht repräsentieren. Unsere Wohnung mit all ihren Möbeln dient dem Gebrauch. Mehr zu besitzen als andere kann und immer nur bescheidener, dankbarer und schlichter machen. Deshalb lieben wir um so bewußter und reiner unseren Besitz, unseren auserlesenen und vorsichtig erworbenen Hausrat, von dem wir sparsam einmal einen hübschen Krug, ein anderes Mal ein Schüsselchen zwei bunte Teller, ein Messingkännchen auftreiben. Nicht prahlen wollen wir, sondern einfach freundliche Augenweide schaffen für unseren feierlichen Alltag.

Hausfrau und Vierjahresplan

Das Deutsche Frauenwerk ruft alle deutschen Frauen auf, sich durch vernünftige Führung ihrer Haushalte in den Dienst des Vierjahresplanes zu stellen, wie der Führer es von ihnen erwartet, und es auch in den Reden des Stellvertreters des Führers und des Ministerpräsidenten Göring gefordert wurde.

Das Deutsche Frauenwerk wird durch Funk, Presse, Film und in Veranstaltungen, Kursen und Beratungsstunden das notwendige Aufklärungsmaterial verbreiten. Es wird in der Initiative der einzelnen Frau liegen, sich hier zu unterrichten und die Nutzanwendung für ihren eigenen Haushalt zu ziehen. Jede deutsche Hausfrau soll jetzt Disziplin und hauswirtschaftliche Geschicklichkeit zeigen und damit unter Beweis stellen, daß sie nicht nur für ihre eigene kleine Familie, sondern auch für die größere Familie unseres Volkes zu denken und zu handeln versteht.

gez.: Dr. Else Voswerck,
Reichsabteilungsleiterin
der Abt. Volkswirtschaft-Hauswirtschaft

Rechtsecke der Frau

Wenn der Untermieter nicht zahlt

Vielviele Frauen, die früher in guten Verhältnissen lebten, sind heute gezwungen, durch Zimmervermieten zum Lebensunterhalt beizusteuern. Manche Frau kommt um das verdiente Geld, weil sie nicht weiß, wie sie sich dem zahlungsscheuen Mieter gegenüber zu verhalten hat. Hier einige Winke:

Auch wenn kein schriftlicher Vertrag vorliegt, hat Mieter und Vermieter die Pflicht, ordnungsgemäß zu kündigen. Will der Mieter von heute auf morgen das Zimmer verlassen, so mag er es tun, wenn er die Miete für den laufen Monat zahlt. Vielfach nützt ein unehrlicher Mieter die Unkenntnis der Vermieterin aus, verläßt sein Zimmer, ist vielleicht seit langem mit der Miete im Rückstand. „Der gute Freund" kommt den nächsten Tag die Sachen abholen, er „weiß von nichts", die arme Frau hat das Nachsehen. Sie kommt nie zu ihrem Geld. Wenig Frauen wissen, daß sie das Vermieterpfandrecht geltend machen können. Nach § 559 des Bürgerlichen Gesetzbuches hat der Vermieter ein Pfandrecht an den eingebrachten Sachen des Mieters. Unter eingebrachten Sachen verstehen wir die Dinge, die der Mieter mit in die gemieteten Räume gebracht hat.

Fremde Sachen — die also nicht Eigentum des Mieters sind — und unpfändbare Sachen unterliegen natürlich nicht dem Vermieterpfandrecht. Hat der Mieter angezahlte Dinge (Radio, Bilder usw.) in der Wohnung zurückgelassen, so gelten diese als Eigentum der Eisenfirma, sind also „fremde Sachen". § 811 der Pfändung bestimmt, daß die notwendigen Kleidungsstücke unpfändbar sind, ebenso Familienpapiere, sollte eine fortbare Hülle sie auch wertvoll machen.

Der Gesetzgeber hat hier weise alle Interessen abgewogen, er will nicht, daß Eigentümer fremder Sachen in Mietsrückständen hineingezogen werden, auch geht es nicht, daß dem Mieter, auch wenn er in Schuld ist, das Letzte genommen wird.

Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9
2	1	1	4	4			
3	6	7	2	9	4	1	
4	7	3	4	7			
5	6	8	2	7			
6	7	8	6	1	2		
7	2	9	5	2	6	8	
8	2	1	1	6	8	9	
9	7	6	8	9			

1 Luftschiffhaken. 2 Baumgang. 3 Andere Bezeichnung für Vormundschaft. 4 Mauervorbau. 5 Militär. Truppe. 6 Weiblicher Personenname. 7 Oeffentliches Gebäude. 8 Römischer Geschichtsschreiber. 9 Vereinigung kaufmännischer Unternehmungen.

Buchstaben-Scherz-Rebus

Kapselrätsel

Kringel — Dolman — Adonis — Seide — Kleie — Soldat — Schorf — Schau — Flandern — Tischler — Stange — Storch — Seher — Mantia.

In jedem der vorstehenden 14 Wörter ist ein anderes Wort verkapselt enthalten. Die Anfangsbuchstaben dieser neuen Wörter nennen, werden sie miteinander verbunden, einen Wintersportartikel. Wie lauten die neuen Wörter und wie der Wintersportartikel?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schach: 1. . . . Dd2—c3, Sb1—f2, — 2. Dc3—e5†, Ke4×f3, — 3. Tg2—g3 matt. — a) 1. . . . . , Sb1—g3, — 2. Dc3—b4†, Ke4×f3, — 3. Tg2—f2 matt. — b) 1. . . . . Ke4—b5, — 2. Tg2—d2†, Kb5—c6 oder e4, — 3. D oder T matt. — c) 1. . . . , Ke4—f4, — 2. Sf3—d2, b6—b5 oder S. — 3. Dc3—b4 oder g3 matt. — d) 1. . . . . , b6—b5. — 2. Sf3—g5†, Ke4—b5 oder f4, — 3. T oder D matt.

Rätsel: Teich — Teer.

Bilderrätsel: Wenn man schwankt, kann man leicht fallen.

Silbenrätsel: 1. Interlaken, 2. Minute, 3. Schläger, 4. Cello, 5. Herrenalb, 6. Moltke, 7. Eisenburg, 8. Rezept, 9. Zrinyi, 10. Enklave, 11. Waitoki, 12. Aere, 13. Ramsau, 14. Debatte, 15. Demmin, 16. Zyschne. — Im Schmerze wird die neue Zeit geboren.

Bruchstückaufgabe:
Tau, Mär, Bol, Isa, Gau, Nab, Mus, Ek, Ida, Zer, Lot, Die. — Urlaubskarte.

Besuchskartenrätsel: Minna von Barnhelm.

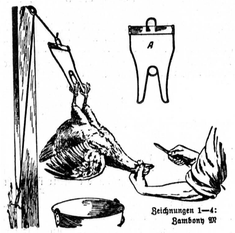
Ergänzungsrätsel: Licht — Arm — Uhr — Fisch — Ei — Nuß. Laufen.

Eine unappetitliche Sache

Die Schüler haben nicht richtig aufgepaßt, sie sind einer Sinnestäuschung zum Opfer gefallen. Lehrer und Schüler haben nämlich den Zeigefinger nicht abgeschleckt, sondern den Mittelfinger.

Haus, Hof und Garten

Schlachten, Rupfen und Zurechtmachen des Geflügels



Zeichnungen 1—4: Bamberg M

Abbildung 1. Einwandfreies Schlachten durch Schnabelschnitt

A Schlachthaken für Geflügel. Der Haken hängt vielleicht noch praktischer frei von der Decke heraus

Voraussetzung des Schlachtens ist, daß der künftige Braten auch schmackhaft ist. Man unterlasse daher die letzten Tage den Geschmack unzüchtig beeinflussende Fütterung mit Fischmehl, Lebertran oder dergleichen, gebe Schrot, Kleie, Kartoffeln und möglichst reichlich Milch. Reabsichtigt man am frühen Morgen zu schlachten, so ist keine Abendmahlzeit mehr zu reichen, damit am anderen Tage Kropf und Darm leer sind. Das ist für die Haltbarkeit und den Geschmack unausgenommener Tiere erforderlich, außerdem ist der Verkauf vollgefressener Tiere Gewichtsschwindel und für den Abnehmer ekelhaft.

Man ergreift nun das Tier mit der linken Hand an beiden Beinen, nimmt noch die zurückgezogenen Flügelspitzen dazu, so daß man das Tier langgestreckt hält, und versetzt ihm mit einem Knüppel einen betäubenden energischen

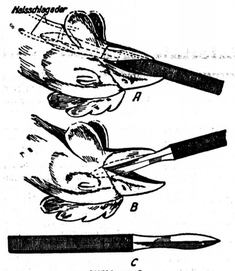


Abbildung 2
Schmerzloser, sofort wirkender und hygienischer Schlachtschnitt
A Halsmuskelschnitt, B Gehirnschnitt, C zweischneidiges Schlachtmesser

Schlag auf den Hinterkopf. Nun gilt Fixigkeit, und zwar, wie noch zu lesen sein wird, im eigensten Interesse. Die Methoden des Schlachtens und Rupfens sind verschieden. So ist eine die, daß das Tier nun nach der Betäubung in den sogenannten Schlachthaken gehängt wird, der an einem Strick an der Wand oder von der Decke baumelt (Abb. 1). Als Ersatz kann man auch einen Strick mit einem Stückchen Holz am Ende nehmen, den man um die Beine schlingt und das Holz durchsteckt. Hängt das Tier, so wird es geschlachtet, entweder indem man von außen mit einem spitzen, beiderseitig geschliffenen Messer (Abb. 2 C) unterhalb der Kehllappen an einer Seite hinein-, an der anderen hinausschiebt und dabei die Schlagader durchschneidet oder indem man den Kopf zurückbiegt und den Kehlschnitt macht. In beiden Fällen ist die Schlachtung deutlich erkennbar was vielen Abneigung gewünscht ist. Gegen das Ausfehen und das vielleicht Unappetitliche des äußeren Schnittes schützt Papier, das um den Kopf gewickelt wird. Vielfach wird aber auch innerlich geschlachtet, indem man mit dem Messer oder der Schlachtschere in den Schnabel geht und innerlich die Adern durchschneidet (Abb. 2 A). Sofort anschließend empfiehlt sich durch die Gaumenspalte der Gehirnstich (siehe Abb. 2 B). Dieser beschleunigt den Tod, führt zum Erschlaffen aller Muskeln, und so ist es leicht möglich, wenn man eben schneller ist, als man es hier hieß, die Federn einfach fortzurupfen. Ein Griff, und der Schwanz ist fort, dann folgen die großen Flügelfedern, die Seiten, die Brust, der Rücken, die Beine, dann der Hals. Die linke Hand zieht die Haut straff, die rechte rauft gegen den Strich. Schließlich wird nachgerupft, doch wird man das dazu praktische Gerät, den Geflügelrupfer (pinzettenähnlich), mehr für Wassergeflügel als für Hühner brauchen. Als Letztes folgt ein leichtes Sengen. Die Arbeit erfolgt im Stehen.

Der bewegliche Aufhängehaken ermöglicht die Freiheit beider Hände und das beliebige Wenden des Tieres. Sogar zwei Leute können an Tier arbeiten. In Ungarn, in Steiermark und auch in Deutschlands Maltanstalten, meist belehrt durch ungarische Meister, arbeitet man im Sitzen, allerdings in geteilter Arbeit, d. h. einer schlachtet, andere rupfen. Bei der Stehmethode steht vorteilhaft ein Federkorb und ein Eimer unten, die man abwechselnd zum Schlachten, dann zum Rupfen hinrückt. Für

Abbildung 4. Verkaufsfertiges Huhn

das Messer hat man, ähnlich wie der Mäher für den Wetzstein, eine Hülse am Gürtel.

Soll entdärmt werden oder nicht? Meist wird gesagt, daß die Entdärmung vorteilhaft sei, weil hier die Zersetzung zuerst beginne. Andere sagen, daß die schädlichen Bakterien erst eindringen können, wenn der Darm heraus ist. Im allgemeinen scheint es richtig, die Därme im Körper zu lassen, wenn sie garantiert ganz leer sind, wenn also das Geflügel vor dem Schlachten 24 Stunden gehungert hatte. Eingefülltes Geflügel hat immer die Därme im Körper. Will man aber entdärmen, oder muß man es bei nicht entleerten, schon oft um der Kundschaft willen, so braucht deshalb das Tier nicht sogleich und traten nach den Aufkaufen von den Wänmen. Die Leimringe gegen den Frostspanner sind öfter nachzusehen. Es kommt häufiger vor, daß sich an solchen Ringen abgefallene Blätter anlegen, die dann eine Brücke bilden, über die die Schmarotzer hinwegelangen können. Wer Nadelhölzer im Garten hat, muß sie vor Beginn des Winters noch einmal sichtig behäufeln. Wurzelgemüse, die draußen bleiben, müssen eine Schutzdecke aus Mistig, Stroh oder trockenem Stallbung erhalten. Soweit das Gemüse noch nicht eingebracht ist, muß dies im November geschehen. Empfehlenswert wird es sein, einen größeren Kompostbaufen in kleinere Haufen zu zerlegen. Die Bestandteile des Komposts frieren dann besser aus, in kleineren Haufen werden eingedrungene tierische Schmarotzer durch Frost getötet als in größeren Haufen. Das Rigolen, die tiefe Lockerung des Bodens, ist im Herbst besser als im Frühjahr.

Wichtig ist, daß der Garten im November ordentlich aufgeräumt wird. Auf den Beeten und Wegen, an Zäunen, Mauern und in Winkeln dürfen keinerlei Pflanzenrückstände liegen bleiben. Auch ist darauf zu achten, daß an den Obstbäumen keine eingetrockneten Früchte hängen bleiben, in denen so gut wie immer Schmarotzer leben, die sich im nächsten Frühjahr bemerkbar machen.

Mindestens von gleicher Wichtigkeit ist das Waschaften und die richtige Aufbewahrung aller Gartengerätschaften, die jetzt nicht mehr gebraucht werden. Um das Rosten zu verhüten, müssen alle Eisenteile mit Fett eingerieben werden, z. B. mit einer Speckschwarte. Holzteile an den Gerätschaften erhalten Risse und Sprünge, wenn sie im Winter den Witterungseinflüssen ausgesetzt sind. Erst recht ist bei den Gerätschaften vor dem Wegbringen eine gründliche Reinigung notwendig. Ebenso sollen Tomaten- und Bohnenstangen nicht im Freien stehen und liegen bleiben. Gummischläuche, die naß weggebängt werden, springen im nächsten Jahre an Stellen leicht, wo sich im Innern auch nur geringe Teile Wasser angesammelt halten. Beim Aufhängen der Schläuche ist darauf zu sehen, daß sie nicht geknickt werden. Auch dies gehört Beachtung. Dabei mag darauf hingewiesen werden, daß sich bei allen Gerätschaften das Aufhängen mehr empfiehlt als das Stehenlassen, weil sich beim Aufhängen keine Witterungseinflüsse von unten gelind machen können. Als selbstverständlich sollte es erscheinen, daß man Tische, Stühle und Bänke nicht draußen stehen läßt.

Wer seinen Garten an der Wohnung oder in der Nähe hat, sollte jetzt nicht vergessen, für die Vögel, die vom Frühjahr bis zum Herbst so viele schädliche Insekten vertilgen, eine Freistatt zum Füttern vorzubereiten.

Auf manchen Gemüsebeeten mag jetzt noch Wurzelgemüse und Kopfkohl stehen. Nunmehr ist aber bis auf Schwarzwurzeln, die auch bei Frostwetter im Freien verbleiben können, alles einzuwintern. Selbst dem Grünkohl Rosenkohl schadet es nichts, wenn er an geschützter Stelle eingeschlagen wird. Dadurch ist es dann gleichsam möglich, auch diese Beete umzugraben, damit sie grob bearbeitet über Winter liegen bleiben können. — Im Obstgarten sehen wir nach den Leimringen und den darauf gefangenen Insekten. Sind darunter die Weibchen des Frostspanners zu finden, so wird es hier und da zweckmäßig sein, nochmals frischklebrigen Leim überzustreichen, denn noch jetzt kriechen die Weibchen an den Stämmen empor, um ihre Eier hinter Knospen oder Borke abzulegen. Sodann wird, sofern noch nicht geschehen, der Boden unter den Obstbäumen umgegraben, wobei wir besrücksichtigen müssen, daß viele Wurzeln der Bäume sehr flach wachsen. Weiterhin können wir mit dem Auslichten der Beerensträucher beginnen. Bei Johannis- und Stachelbeeren wird das nicht mehr wichtige Holz herausgeschnitten; von Himbeeren sind die abgetragenen Ruten zu entfernen, das gleiche geschieht bei den Brombeeren. — Dann dürfen wir im Ziergarten die Rosen nicht vergessen. Die ärmliche Reinigung ist notwendig. Ebenfalls sollen Tomaten- und Bohnenstangen nicht im Freien stehen und liegen bleiben. Gummischläuche, die naß weggehängt werden, springen im nächsten Jahre an Stellen leicht, wo sich im Innern auch nur geringe Teile Wasser angesammelt halten. Beim Aufhängen der Schläuche ist darauf zu sehen, daß sie nicht geknickt werden. Auch dies ergibt Beachtung. Dabei mag darauf hingewiesen werden, daß sich bei allen Gerätschaften das Aufhängen mehr empfiehlt als das Stehenlassen, weil sich beim Aufhängen keine Witterungseinflüsse von unten gelind machen können. Als selbstverständlich sollte es erscheinen, daß man Tische, Stühle und Bänke nicht draußen stehen läßt.

Wer seinen Garten an der Wohnung oder in der Nähe hat, sollte jetzt nicht vergessen, für die Vögel, die vom Frühjahr bis zum Herbst

Wissen Sie das?

Gegenüber dem Vorjahr hat sich der Schafbestand in Deutschland um 9,8 vom Hdt. auf 4 089 000 Stück vergrößert. In den einzelnen Provinzen war die Zunahme verschieden groß, am höchsten in der Provinz Sachsen mit 28 v. H. Annähernd 20 000 landwirtschaftliche Betriebe haben die Schafhaltung im letzten Jahr wieder neu aufgenommen.

*

In Deutschland werden alljährlich verbraucht: 860 000 Ztr. Lindenblüten, 100 000 Ztr. Arnicablüten, 272 000 Ztr. Schafgarbenblüten, 500 000 Zentner Birnenblätter, 160 000 Ztr. Tausendgüldenkraut, 800 000 Ztr. Schachtelhalm, 500 000 Zentner Huflattichblätter, 300 000 Ztr. Vogelknöterich, 200 000 Ztr. Veilchenblätter! Diese Summen machen aber erst einen Teil der Arznei- und Wildnißlanzen aus, die zu Tees und in der Homöopathie zu Heilzwecken verarbeitet werden. Dr. E.

*

Entweder dürfen zur Verhütung von Gesundheitsschädigungen nicht roh oder weichgekocht verzehrt oder zur Herstellung von Puddings, Mayonnaise, Rührei, Setzei, Pfannkuchen usw. verwendet werden. Sie müssen vor dem Genuß mindestens acht Minuten gekocht oder beim Kuchenbacken in Backofenhitze völlig durchbacken werden.

*

Vatertiere (Hengste, Bullen, Eber, Schaf- und Ziegenböcke) dürfen erst dann zum Decken verwendet werden, wenn sie angekört sind. Lk.

Vorsichtiges Waschen empfindlicher Stoffe

(Deike M)

Jede Hausfrau weiß, daß feine Gewebe, wie Gardinen, Spitzen, Voilekleider, seidene Wäsche und ähnliche zarte Stoffe, beim Waschen nicht gerieben, sondern nur durch vorsichtiges Drücken und Hin- und Herbewegen in der Waschlauge gereinigt werden dürfen. Bei größeren Wäschemengen dieser Art benutzt man gern die bekannten Wäschestampfer. Kl. kleinere Wäschemengen st ein den Waschglocken ähnlicher Apparat ohne Stiel, der über die Hand gezogen wird, ebenso wirksam. Wie bei den Waschglocken oder Kompressoren die Reinigung der Wäsche durch Ansaugen und Abstoßen der Wäschestücke und dadurch erzeugte Bewegung der Wäschestücke erfolgt, so arbeitet auch der kleine Handwascher nach dem gleichen Prinzip. Er besteht aus einem zweiteiligen, mit Saugglöchern versehenen Kunstharzpreßstoffgehäuse. In dem oberen Teil des Apparates befindet sich eine mit Stoff bespannte Decke, die, sobald sie zusammengedrückt wird, die im Innenteil befindliche Luft herausdrückt und beim Zurückschnellen wieder Luft einpumpt. Zieht man den Halteguri über die Hand und drückt man den Apparat in der Waschlauge auf und nieder, so werden Lauge und Wäschestücke in Bewegung gebracht und durch diese sanfte Bewegung die Gegenstände gereinigt. Möchte man Seifenreste verwenden, so schraubt man den hinteren ebenfalls mit Saugglöchern versehenen Teil an den oberen und füllt den Zwischenraum mit den Seifenresten. Bei Verwendung von Seifenpulver oder auch beim Spülen der Wäsche gebraucht man nur den Oberteil des kleinen Kompressors. Er hat den Vorteil, daß bei seiner Anwendung die feinen Gewebe unter größter Schonung gereinigt werden und daß durch die infolge des Ein- und Auspumpens der Luft erzeugte Schaumbildung die Reinigung beschleunigt wird. Außerdem schont er die Hände.

Praktischer Ratgeber

Spiegel sind empfindlich

Viele Hausfrauen wissen nicht, daß Spiegelglas gegen Sonne mitunter empfindlich ist. Das Quecksilber bekommt bei greller Bestrahlung unschöne gelbe Flecke. Deshalb den Spiegel nie der grellen Sonne aussetzen. ff.

Schwimme müssen gereinigt werden

Stark verschmutzte Schwämme legt man am besten in eine Lösung von einem Liter Wasser und einem Achtel Filo Kochsalz, dem man etwas Soda beigemischt hat. Nach 24 Stunden sind sie völlig sauber und müssen dann nur noch in Wasser nachgewaschen werden. ff.

Beim Ausbraten von Speck mit Zwiebeln ist es wichtig, daß man den Speck völlig ausbraten läßt, ehe man ihm die Zwiebeln hinzufügt. Dies geschieht am besten, wenn die Speckwürfel einen hellbraunen Schimmer annehmen. I. W.

Der Kleingarten im November

Auf die Wundstellen an den Bäumen achten!
Vorbeugungsmaßnahmen gegen Frost. Winterpflege der Gartengeräte

Der November tritt in Deutschland oft recht verschiedenartig auf. In manchen Gegenden sind bereits die Fröste häufig oder es liegt stellweise eine Schneedecke über den Fluren, in anderen Bezirken, wie in manchen Flußtälern Süddeutschlands ist dieser Monat gewöhnlich noch recht milde. Diese Unterschiede in der Witterung müssen sich auch bei den Novemberarbeiten im Garten geltend machen. Das Pflanzen von Obstbäumen im November ist nur noch in klimatisch begünstigten Lagen zu empfehlen, sonst darf dies nicht bei Frostwetter geschehen. Den Schnitt der Obstbäume empfehlen manche Fachleute bereits im November, andere wollen diese Arbeit bis in den Dezember oder Januar hinausgeschoben wissen. Dagegen sollte der Schnitt der Weinreben im Garten im November vorgenommen werden. Vor Eintritt des Winters müssen die Obstbäume genau daraufhin untersucht werden, ob sie Wundstellen haben. Ganz besonders bei jungen Bäumen ist dies notwendig. Solche Wundstellen sind vor dem Frost zu schützen. auch scheinbar unbedeutende Baumwunden vergrößern sich leicht und werden gefährlich. Wundstellen, die durch Beschneiden der Bäume entstehen, müssen mit Baumwachs bestrichen werden. Notwendig ist es weiter, zu untersuchen, ob die Bäume gut an der Baumpfähle gebunden sind, da sonst Winterstürme durch Scheuern Schaden verursachen.

In kälteren Lagen wie in Nord- und Ostdeutschland ist für empfindliche Spalierobstsorten wie Pfirsiche, Aprikosen und Weinreben die Ueberdeckung mit Fichten- oder Tannenreisig anzuraten. Das Besprühen der Obstbäume mit den entsprechenden Mitteln gegen die Schmarotzer darf während der kalten Monate nur an frostfreien Tagen vorgenommen werden. Sonst gefrieren die ausgespritzten Schutzmittel sogleich und treten nach dem Auftauen von den Bäumen. Die Leimringe gegen den Frostspanner sind öfter nachzusehen. Es kommt häufiger vor, daß sich an solchen Ringen abgefallene Blätter anlegen, die dann eine Brücke bilden, über die die Schmarotzer hinwegelangen können. Wer Nadelhölzer im Garten hat, muß sie vor Beginn des Winters noch einmal sichtig behäufeln. Wurzelgemüse, die draußen bleiben, müssen eine Schutzdecke aus Mistig, Stroh oder trockenem Stallbung erhalten. Soweit das Gemüse noch nicht eingebracht ist, muß dies im November geschehen. Empfehlenswert wird es sein, einen größeren Kompostbaufen in kleinere Haufen zu zerlegen. Die Bestandteile des Komposts frieren dann besser aus, in kleineren Haufen werden eingedrungene tierische Schmarotzer durch Frost getötet als in größeren Haufen. Das Rigolen, die tiefe Lockerung des Bodens, ist im Herbst besser als im Frühjahr.

Wichtig ist, daß der Garten im November ordentlich aufgeräumt wird. Auf den Beeten und Wegen, an Zäunen, Mauern und in Winkeln dürfen keinerlei Pflanzenrückstände liegen bleiben. Auch ist darauf zu achten, daß an den Obstbäumen keine eingetrockneten Früchte hängen bleiben, in denen so gut wie immer Schmarotzer leben, die sich im nächsten Frühjahr bemerkbar machen.

Mindestens von gleicher Wichtigkeit ist das Waschaften und die richtige Aufbewahrung aller Gartengerätschaften, die jetzt nicht mehr gebraucht werden. Um das Rosten zu verhüten, müssen alle Eisenteile mit Fett eingerieben werden, z. B. mit einer Speckschwarte. Holzteile an den Gerätschaften erhalten Risse und Sprünge, wenn sie im Winter den Witterungseinflüssen ausgesetzt sind. Erst recht ist bei den Gerätschaften vor dem Wegbringen eine gründliche Reinigung notwendig. Ebenso sollen Tomaten- und Bohnenstangen nicht im Freien stehen und liegen bleiben. Gummischläuche, die naß weggehängt werden, springen im nächsten Jahre an Stellen leicht, wo sich im Innern auch nur geringe Teile Wasser angesammelt halten. Beim Aufhängen der Schläuche ist darauf zu sehen, daß sie nicht geknickt werden. Auch dies ergibt Beachtung. Dabei mag darauf hingewiesen werden, daß sich

Voreilig

Eine junge Frau war in die Samenhandlung gegangen, um Samen einzukaufen.

„Und sind Sie auch sicher", fragte sie den Verkäufer, „daß es große, starke Bäume werden?"

„Bei richtiger Pflege ganz bestimmt!" garantierte er ihr.

„So", meinte die Frau, „dann nehme ich auch noch eine Hängematte!"

Der wunde Punkt

„Mit meinem Mann ist es schlimm, jeden Abend geht er zum Preiskfat. Und immer gewinnt er was. Mal eine Gans, einige Pfund Karpfen, mal einen Schinken oder eine Kiste Harzer Käse."

„Aber da können Sie sich doch freuen."

„Freuen? Nee, er zieht mir ja die Gewinne vom Wirtschaftsgeld ab!"

(„Hamb. Anzeiger.")

Der rechte Ort

Fremdenführer: „Und nun kommen wir zu dem Burgverlies, durch dessen dicke Mauern kein Schrei der unglücklichen Gefangenen an die Außenwelt drang!"

Ehemann zu seiner Frau: „Amalie, das wäre ein passender Ort für deine Gesangsübungen!"

(„Neue L. Z.")

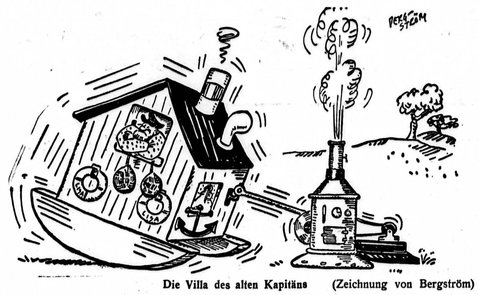
Nicht Arzt, sondern . . .

„Frauen ertragen den Schmerz weit heldenmütiger als Männer!"

„Sind Sie Arzt?"

„Nein, Schuhmacher."

(„Welt im Bild.")



Die Villa des alten Kapitäns (Zeichnung von Bergström)

Die Namensvetterin

In der ersten Mittelschulklasse erzählt der Professor den jungen Mädchen vom Trojanischen Krieg. Und erkundigte sich dann, um welche Frau willen der Streit zwischen den Griechen und Trojanern eigentlich ausgebrochen sei.

Die Klasse schweigt.

„Habt ihr's denn schon wieder vergessen?" läßt der Professor den Blick über die Bänke schweifen, in denen seine Schuljbefohlenen mit gedruckten Köpfen sitzen. „Na, Helene —" wendet er sich an eine Zehnjährige in der ersten Reihe, „kannst du mir's auch nicht sagen? Es war doch eine Namensvetterin von dir!"

Da sieht die Kleine auf, sieht den Professor sehr verwundert an, schüttelt ungläubig den Kopf und meint dann unsicher: „Kopischki . . .???"

(„Jugend.")

Boshaft

„Wissen Sie, Fräulein Leni, man darf seine Gedanken nicht verflattern lassen. Ich zum Beispiel mache jeden Abend Eintragungen in mein Tagebuch."

„Machen Sie das schon lange?"

„Oh, seit etwa fünf Jahren."

„So? Na, da werden Sie ja bald die erste Seite voll haben?"

Tantchens Geburtstagskuchen

Tante: „Sag', Hänschen, was hast du mit dem Kuchen gemacht, den ich dir zum Geburtstag gebacken habe?"

Hänschen: „Den hab' ich der Lehrerin mitgebracht."

Tante: „Oh! Der war doch für dich selbst. Aber es war nett von dir, auch an andere zu denken. Und hat die Lehrerin ihn aufgegessen?"

Hänschen (strahlend): „Sicher! Sie war seitdem noch nicht wieder in der Schule."

(„Jugend.")

*

Der Ehemann ließ die Zeitung sinken.

„Anna, es zieht!"

„Ich weiß es, Kurt."

„Anna, woher zieht es?"

„Von der Flurtür, Kurt."

„Anna, warum machst du die Flurtür nicht zu?"

„Ich kann nicht, Kurt."

„Anna, warum kannst du nicht?"

„Der Mann mit der Wäscherechnung hat seit einer Stunde seinen Fuß dazwischen."

Die Heilung quälender Katarrhe

die Tag und Nacht zum Husten reizen und Schlimmeres befürchten lassen, muß die Zweckform des Entstehungsherdes der Atmungsschleimhaut und deren Festigung gegen die Krankheitserreger zum Ziel haben. — Das ist es, worauf die großen Erfolge des „Silphokalin", auch gegen ganz hartnäckige und veraltete Erkrankungen der Atmungsorgane bei Jung und Alt beruhen. „Silphokalin" hilft wirklich von Grund auf, vor allem durch die Art und Stärke seines gewebefestigenden Silicium-Calciumgehaltes. — „Silphokalin" ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. Kaufen Sie aber keine Nachahmungen, sondern nur das Original-„Silphokalin". Packung mit 80 Tabl. RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Adler-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Hübner, Konstanz, kostenl. u. unverbindl. Zusendung d. interess. illustrierten Aufklärungsschrift S305 v. Dr. phil. nat. Strauß.

Das echte, gute **Loden** ab Mk. 3.10 und alle Herren- u. Damenstoffe erstklassig u. in wundervoller Auswahl wirkl. preiswert! Muster franco hin u. zurück, erbitte Angabe d. Gewünschti. **Tuch-Kaufmann** München 101, Reichenbachstr. 3

Schlank und leichter im Gewicht! Prämiert mit goldener Medaille. Broschüre kostenlos! Kathreiner's Malzkaffee-Fabrik G.m.b.H. Abt. Kneipp-Malzkaffee München-Moosach 5 K 7

Hastretter's Kräuter-Dragees gift- und zahnfrei, unschädlich, gegen **Kropf/Basedow** Preis: 1 Org.-Pkg. Mk. 3.45 Kur- 5 „ „ „ 16.75 Bei Bestellung angeben ob Kropf oder Basedow **Friedrich Hastretter** Gauting bei München

Bei Hexenschuß, Gicht, Rheuma, Ischias, Rückenschmerzen, Kopfgicht mit Kräuter-Auszug **Nadalin** einreiben. Altbewährtes Hausmittel. Nach 2-3 Einreibungen meistens schon Linderung. **Flasche Mk. 3.25** frk. g. Nachn. **Nadalin-Vertrieb**, Borken I. W.

Reelle Bezugsquelle Neue Gänsefedern mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt ½ kg 2.–, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.– u. 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, Ia Volldaunen 7.– u. 8.–. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück. **Willy Manteuffel**, Gänsemästerei, Neutrebbin 92c (Oderbr.). Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Hausfrauen! Bettfedern bewährt, preiswert u. reell. Graue ½ Kilo 0.50, Weiße 0.80, – Für Ober- und Ausstattenbetten 2.15, 3.15, Halbflaum 4.–, meine beste Qualität 4.80, Daunen 4.80, 6.50, 7.–, Inlette von 95 Pf. Schöne fert. Bett. 11.–, 17.80, 20.30 Preisl., Muster umsonst. **Hans Müller**, Marktredwitz 80, Bayr. Ostm.

„Strickchen" RM 16.75 Kinder-Zweirad mit Luftbereif. **Weihnachts-Prospekt** kostenlos. **E. & P. Stricker**, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Wollen Sie meine Waren nur anderen überlassen?
Bestellen Sie wenigstens versuchsweise. Alles Weitere ergibt sich von selbst, wenn Sie meine Waren gesehen haben.
So haben mir diese Kunden ohne Aufforderung geschrieben. Viele ähnliche Anerkennungen erhalte ich laufend von meinen Kunden.

Ich fühle mich genötigt, Ihnen zu sagen, daß ich schon längere Zeit sämtliche Waren von dort beziehe, meinen aufrichtigsten Dank und volle Zufriedenheit auszusprechen. Ich werde Ihre werte Firma auch weiter empfehlen und ich bleibe bei Ihnen Kunde so lange ich lebe. Wenzenbach (Obb.) 22. 7. 1936. Franz Fleischmann

Der Firma Witt muß ich wiederum sagen, daß ich mit Ihrer soeben erhaltenen Sendung äußerst zufrieden bin. Ich habe mich wirklich nicht umsonst gefreut. Wie machen Sie das bloß, daß Sie so gut und so billig liefern können? Das ist und bleibt mir ein Rätsel. Ich bin jedenfalls hocherfreut und danke bestens. Aber auch alle ist zu meiner größten Zufriedenheit ausgefallen. Liegnitz (Schlesien), Schießwerderstr. 5, 10. 8. 1936. Frau Gertrud Müller

Nr.		Mtr.	Pfg.
16	**Mickeyschürzen** m. Volant mit halblangen Ärmeln, aus Waschchiem, gutem, strapazierfähigem, schönem, bedruckten Schürzenstoff mit dunkelblauem Grund und lichter farbiger Musterung in solider Ausführung hergestellt. Gut passende Form, richtig lang und weit, per Stück	3.77	
17	**Trägerschürzen** Sehr praktische, kleidsame Arbeitsschürze, aus indanthrenfarbigem, mittelblauem, geeignetem, gutem Stoff hergestellt. Sehr hübsche, gearbeitete Schürze. Preis per Stück	1.30	
13	**Handtücher** mit rotweißem Grund und waschechter Streifenbordüre, haltbare Gebrauchsware dieser Art. Die Kanten dieses Tuches sind nicht ganz regulär eingewebt. Breite 40 cm . . . . . per Meter	-.25	
20	**Hemdenflanell** reinwollene und haltbare Sorte, auch halbapprêtur hergestellt. Diese strapazierfähige Sorte ist mit echt indanthrenfarbigen, hübschen Streifenmustern versehen und deshalb waschecht und kochecht. Breite 72 cm . . . . . per Meter	-.36	
11	**Kräftiges Baumwolltuch** ungebleicht, geeignet für reinwollene Bettücher und sonstige strapazierfähige Wäschestücke. Breite 140 cm . . per Meter	-.85	
14	**Schweres Stubltuch** auch Haustuch genannt, dauerhaft und reinwollig, für strapazierfähige Bettücher usw. verwendbar. Breite 150 cm per Meter	1.25	
19	**Weißes Makotuch** feinfädig, gut gefärmtem, gutem Makogeipinst hergestellt, daher besonders gleichmäßiges, feines Material, welches dem reinwollen, vorzüglichen Tuch einen angenehmen, weichen Charakter gibt. Durch die richtige geschlossene Webart ist dieses Tuch für feine, bessere Wäschestücke besonders geeignet. Breite 80 cm per Meter	-.62	
18	**Schafwollsocken** kamelhaarfarbig, aus guter Schafwolle hergestellt, ganz besonders warm, dick und schwer, nicht einlaufend und nicht filzend, daher für Schweißfüße besonders zu empfehlen . . . . . per Paar	1.66	
12	**Schlafdecken** kamelhaarfarbig, feste, haltbare, warme Sorte, mit hübscher Bordüre, daher vielseitig verwendbare Gebrauchsdecke dieser Art. Größe 130 × 190 cm per Stück	2.70	
15	**Blaue Arbeitsanzüge** aus sehr starkem, kräftigem Zichzack-Köper hergestellt, echt hydrondan gefärbt, daher garantiert vorzüglich in der Wäsche. Alle Taschennähte sind besonders verstegelt, wodurch ein Aufreißen derselben fast ausgeschlossen ist. Die Anzüge sind deshalb fast unverwüstlich. Die Jacke ist mit Stegkragen und hat 2 Seitentaschen und 1 Brusttasche. Die Hose hat 2 Seitentaschen und 1 Hosentasche. Preis des kompletten Anzuges	6.09	

Diese Anzüge werden in 5 Größen geliefert, und zwar wie folgt:

Größe	46	48	50	52	54
Ärmellänge ca.	76	78	80	82	84 cm
Hosenbundweite ca.	92	96	104	108	112 cm
Größen:	etwas klein, mittel, mittelgroß, groß, sehr groß				

Versand erfolgt per Nachnahme. Bei Bestellungen über Mark 20.— portofreie Lieferung. Was trotz der Preisabteilgleit nicht entsprechen sollte, wird anstandslos zurückgenommen und der volle ausgelegte Betrag zurückbezahlt.

JOSEF WITT & Co. **WEIDEN 160** OBERPFALZ
5000 Arbeiter u. Angestellte

sind in meinen sämtl. Betrieben beschäftigt

Anzeigenpreise
Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile. 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erteilung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn Hannover 3504.

Vertrauen gegen Vertrauen
Unsere verehrten Inserenten setzen ihre Ware der allgemeinen Kritik und dem Urteil aller Leser unserer Zeitung aus. Sie bezeugen damit ein großes Vertrauen in die Güte und Preiswürdigkeit ihrer Angebote. Verdienen deshalb die Anzeigen dieser Firmen nicht auch das Vertrauen der Leser?

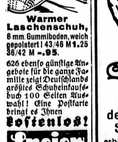
Graue Haare sind in 8 Tagen naturfarb. durch „Nico-verstärker" RM 2.90 Pf. portofrei (Nachnahme 30 Pf. mehr) **O. Blocherer** Augsburg 8/29

Häkelarbeit vergibt Paul Hemmerbach, Mannheim Waldhof

Anzeigen im „7. Tag" haben groß. Erfolg.

Alte Woll- und Strickjachen verwerten Sie bestens beim Einkauf hübscher Schlafdecken, Läufer, Damen- u. Herrenstoffe. Für was Interesse? **Brecht & Böcker** Enstech (Mosel) 50 Weiterverarbeitung

Leiden Sie an **Rheuma?** Dann lesen Sie bitte unsere wissenschaftl. Broschüre, die Ihnen kostenlos u. unverbindl. zugesandt wird. Dr. med. Linnenz & Co. Heidelberg-R. 19 152



Warmer Laschenschuh, 6 mm Gummiboden, weich gepolstert 43/46 M 4.25 36/42 M 3.95. 626 ebenso günstige Angebote für die ganze Familie zeigt Deutschlands größtes Schuheinkaufsbuch 100 Seiten Auswahl! Eine Postkarte bringt es Ihnen **kostenlos!** **Speier** Überlanddienst Frankfurt a. M. MK 43

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei Ihren Anzeigen-Manuskripten!

Heiraten

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen.

Ja. Mann, 32 J., kath., in gut. Pos., allenth., groß und stattl., m. Ersparn. für ein schuldenfr. Eigenheim sucht Mädchen kennen zu lernen zw. bald. Heirat. Nur ausf. Bildoff. unter Nr. 7/1185 „Der 7. Tag", Paderborn.

Kath. Ehe dch. größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst. Jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng verschwiegen. Neuland-Bund R Herne W 153

Klein-Anzeigen haben immer **Erfolg**

Kleine Anzeigen in unserer Zeitung haben nachweisbar besten Erfolg und – **kosten nicht viel!**

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Ollergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag"; Ill. Vj. 36: 32 181. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 135

8. Jahrgang – Nr. 46 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 15. November 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

So endete – ein Junggesellenleben

Ein eigenartiger Nimbus hat sich über solch Dasein verbreitet; viele haben gar eine gewisse Ehrfurcht vor diesen „Lebenskünstlern", sie beneiden sie (und haben dann meistens auch Grund dazu), weil die Junggesellen nicht „drauf reingefallen sind" (wie sicherlich sie selber!). Die können unbeschwerk durchs Leben gehn, anscheinend haben sie nun gar keine Sorgen und Nöten, jeder Tag ist für sie, so scheint's, ein Fest (von wegen dem Stammtisch und dem sorglosen Heimwandern . . .). Ja, ja, hätte man, o hätte man doch . . .! Wir haben ein heimliches scheelsüchtiges Lachen für all die, welche in der Erinnerung an ihr eigenes oder (was allerdings meistens der Fall ist) im Hinblick auf ein fremdes Junggesellenleben so furchtbar leiden; man kann da ja nur sagen, daß da ein Fall von zu später Erkenntnis vorliegt, die ja bekanntlich Anlaß zu vielerlei Tragikomödien im Leben geworden ist und immer wieder wird . . .

Bescheiden sei dazu ergänzt,
daß nicht alles Gold, was glänzt.
Außerdem, als Gottes Ruf
einst den ersten Menschen schuf,
gab er ihm die Eva bei,
daß er nicht alleine sei.
Und es schlug seit jener Stunde
Einsamkeit die tiefste Wunde . . .
— — — —
Hört, wie das Geschick sich zeigte
und Herrn Gottlieb doch erreichte.

Also, das ist in Versen nun schon verraten, um Herrn Gottlieb handelt es sich. So war sein schöner Vorname, und dabei nannten ihn alle, die mit ihm im gleichen Hause wohnten. Vor allen natürlich seine freundliche Wirtin, die ihm den Haushalt besorgte; denn Herr Gottlieb war, das haben wir gleich heraus, ein Junggeselle, wie er im Buche steht. Mit seinen Jahren war er schon ziemlich in die Dreißiger hinaufgerückt, das sei ganz diskret nebenbei bemerkt. Er hatte alle Passionen, die ein Junggeselle nur haben kann: eine Mundharmonika, auf der er geradezu meisterliche Weisen blies, drei Aquarien, voll der seltsamsten Fische, ein Bücherbrett mit drei Bänden Winetou und zwei Bänden Schillers Dramen (natürlich furchtbar verstaubt!), eine lange Pfeife, die er rauchte, wenn ihm garnichts anderes mehr einfallen woll.e, und ein Paar Filzpantoffeln, in denen er die melancholischen Stunden seines Sa:eins verbrachte. Außerdem war er selbstverständlich Mitglied eines Anglervereins, zweier Vorstehender beim Kegelklub und ständiges Mitglied am Stammtisch im „Blauen Bauch". (Spezieller Junggesellenstammtisch — versteht sich.) Uebrigens war Herr Gottlieb ein sehr gutmütiger Mensch, er hatte niemals einen Feind und seine Wirtin, eine freundliche ältere Dame, schätzte ihn sehr, weil er Miete und Pension pünktlich und gut bezahlte. Ja noch mehr, sie hatte ihn, der nun schon beinah zehn Jahre bei ihr wohnte, gewissermaßen ins Herz geschlossen; es ist erklärlich, daß sie darüber nachdachte, was mit Herrn Gottlieb werden sollte, wenn sie einmal nicht mehr wäre . . .

Nichten machen oft genug
bei der Tante gern Besuch.
Vielfach meint man (und gewichtig!),
dieses sei nicht unabsichtlig.

Nun, darüber wird man nie restlose Gewißheit bekommen können; jedenfalls war es auch bei Herrn Gottliebs Wirtin so, daß ihre schöne Base Minchen zu Besuch kam. Eines Tages, als Herr Gottlieb zum Abendbrot nach Hause kam, war sie da. Um gerecht zu sein, muß gesagt werden, daß sie auf Herrn Gottlieb einen guten Eindruck machte. Sie war über die jüngsten Jahre hinweg, schlicht und einfach, in allem zurückhaltend und daher Herrn Gottlieb ohne weiteres sympathisch. Aber doch wieder nicht so sehr, daß seine Gedanken sich von vornherein mit ihr beschäftigt hätten. Sie war eben da, — und im übrigen ging Herr Gottlieb nach wie vor zum Stammtisch, zum Angeln oder zum Kegeln. Und darüber merkte er nicht einmal, wie seiner Wirtin sich nach und nach eine leise Unruhe bemächtigte . . .

Bis dann eines guten Tages Herr Gottlieb seine vielgepriesene Junggesellenruhe verlor. Daß Schiller und Winetou nicht mehr verstaubt, sondern blitzsauber auf ihrem Bretchen standen, daß jeden Tag frische Blumen auf seinem Tisch dufteten und alles so merkwürdig aufgeräumt in seinem Zimmer war, hatte er kaum zur Notiz genommen; aber daß er, als er vorgestern Nacht verhagelt war, am anderen Morgen ohne ein Wort eine Tasse starken Bohnenkaffee bekam, hatte er schon angenehm empfunden. Ueberhaupt, da mußte doch irgendetwas los sein . . . Und eben an dem genannten Tage wurde Herrn Gottlieb plötzlich alles klar. Minchen machte nämlich einen Ausfall aus der Burg ihrer Schüchternheit (wahrscheinlich hatte sie gute Rückendeckung) und fragte Herrn Gottlieb beim Abendbrot schön, ob sie ihm nicht seinen aufsetzlich krausen Schlips aufbügeln solle. Nun ging Herrn Gottlieb allerdings eine Stall-Laterne auf. Geradezu olympisch war sein Lächeln, als er dankend ablehnte und nicht ohne ein ganz klein wenig Verachtung bemerkte: Wir alten Junggesellen machen das schon selbst. Aber Minchen gab sich damit nicht geschlagen: Vielleicht könne sie ihm dann doch die beiden Knöpfe annähen, die an seiner Weste fehl.en. Das war nun allerdings für Herrn Gottlieb zuviel! Was?! Knöpfe annähen?! Einem alten Junggesellen?! Ausgeschlossen! Und damit stand Herr Gottlieb vom Tisch auf, räusperte sich hörbar (das alles klang wie Protest) und ging ohne ein Wort auf sein Zimmer. Er war rat- und sprachlos; irgend etwas war da, was ihn völlig verwirrte. — Was nur

Ein Junggeselle / Zeichnung von A. Wegener

Verlag Bavaria, Gauting (Eigene Klischeeanfertigung)

tun?" In seiner Not griff Herr Gottlieb zur langen Pfeife, ein Zeichen immerhin, daß er schon garnicht mehr mit sich selbst zurechtzukommen wußte. —

Häufig wird — das ist erklärlich —
ein verwirrter Sinn gefährlich.
Doch wer raucht, der weiß auch gut,
wie ein Pfeifchen Wunder tut,
Mancher, der sie recht genossen,
hat zu Großem sich entschlossen.

So gings auch Herrn Gottlieb! Nachdem der blaue Dunst sich beruhigend in riesigen Wolken um ihn gehüllt hatte, faßte er den heroischen Entschluß, „nun gerade und zwar sofort" die beiden fehlenden Knöpfe anzunähen, um dadurch die gekränkte Junggesellenehre unvermindert wiederherzustellen. Herr Gottlieb setzte sich also — genau wie das ein rechter Schneider tut — mit überkreuzten Beinen auf den Tisch, zog die Lampe herunter und begann, mit unbeirrbarer Sicherheit die Nadel durch den Saum seiner Weste und die Löcher des Knopfes zu führen. Diese Unternehmung hätte nun wahrhaftig ein rühmliches Ende genommen, wenn Herr Gottlieb nicht — übereifrig wie er nun war und auch schon ein wenig im Siegestaumel — allzu unvorsichtig gewesen wäre. Plötzlich entfuhr ein leiser Aufschrei seinen gequälten Lippen: die Nadel saß ihm tief im Fleisch des Daumens! Und das schöne rote Junggesellenblut tropfte — natürlich auf die Weste und machte einen großen roten Klex. Ohne daß Herr Gottlieb sich der Folgen seines Tuns bewußt gewesen wäre, ließ er seine große Unternehmung im Stich, eilte schmerzgebeugt hinüber zu der Frau Wirtin, um einen Lappen und ein kleines Pflaster zu erbitten. Doch hier ereilte ihn das Geschick. Es war doch selbstverständlich, daß Münchnen sich um Herrn Gottlieb bemühte. Und sie tat es recht zart und vorsichtig, so daß es Herrn Gottlieb außerordentlich wohl wurde, als sie ihm den welchen Lappen um den kranken Daumen band. — Münchnen ging natürlich sehr langsam zu Werke, denn man dürfe soetwas nicht übereilen; und Herrn Gottlieb ging ein Gefühl durch die Seele, als müsse es das Paradies bedeuten, wenn diese „Behandlung" nie ein Ende nähme . . .

Es wurde Herrn Gottlieb dann plötzlich garnicht schwer, sich geschlagen zu bekennen. Er versprach sogar, nicht nur die Weste zu bringen, sondern auch den Schlips zum Aufbügeln. Und nachdem er sich bei Münchnen recht freundlich bedankt hatte, vergaß er nicht zu bemerken, daß morgen ein frischer Lappen um den Daumen gebunden werden müsse. —

Seit jenem verhängnisvollen Nadelstich war bei Herrn Gottlieb jede Widerstandskraft gebrochen. Er ließ sich umsorgen wie ein kleiner Junge, und hatte nichts dagegen, wenn Münchnen ihm die Fische fütterte. Am Stammtisch fühlte er sich plötzlich nicht mehr wohl; zunächst wurde er schweigsam, dann blieb er ganz fort. Beim Kegeln wie beim Skat riß die „Pechsträhne" nicht ab. Es war eben aus. „O Junggesellenherrlichkeit." Aber Herr Gottlieb tröstete sich, er dachte sich, daß das alles sein müsse, damit der, welcher Unglück im Spiel hat, endlich doch Glück in der Liebe hätte . . .

Also stehn wir an der Schwelle,
wo Herr Gottlieb, Junggeselle,
ändert seines Daseins Sinn
auf den neuen Inhalt hin.
Münchnen jauchzte, Tante weinte,
und der Stammtischvorstand meinte:
„Prost (noch eine Runde Helle)
Gottlieb, — ehmals Junggeselle." L.

Eine Erzählung aus dem Weltkrieg!

Unter der Gabel

Ein ehemaliger Kriegskamerad von mir, den ich nach Jahren kürzlich wiedersah, erzählte mir die folgende erschütternde Begebenheit von seiner Flucht aus französischer Kriegsgefangenschaft. Wir hatten die französisch-belgische Grenze bereits überschritten und lagen in den südwestlichen Ausläufern der Ardennen. Eine der mühseligsten Nächte — bei Schneesturm immer nur dem Kompaß nach stundenlang durch Wälder und überschwemmte Wiesentäler — ging ihrem Ende zu. Ein Dorf, auf das wir stießen, bot uns zunächst nirgend Unterschlupf. Endlich gelang es uns, eine Scheune aufzubrechen, aus der uns der ersehnte Heugeruch entgegenquoll. Hineintappend fanden wir auch einen Heustapel von ziemlicher Ausdehnung vor und begannen, uns von unten hinaufzuarbeiten. Ohne Störung kamen wir bis oben und an die innere Scheunenwand, wo wir uns einzubuddeln gedachten. Aber nun fing die Schwierigkeit an: Das Heu — wahrscheinlich Grumt oder Almenheu — war ganz kurz, dabei ungewöhnlich fest eingestampft, so daß es sich ohne Platten zu bilden zu einer zähen Masse ineinander verfilzt hatte. Wir machten uns daran, es aufzulockern: doch immer nur handgroße Fetzen gelang es uns herauszuzerren; mit den Füßen aber war überhaupt nicht hineinzukommen. Und schon begann es draußen zu grauen. Wir arbeiteten uns in Schweiß, waren aber kaum zwei Handbreit tief eingedrungen, als es nebenan im Hause schon lebendig wurde. Und draußen war bereits heller Morgen. Nun hieß es wohl oder übel unterkriechen. Es war entsetzlich lange wierige Arbeit, sich in dem zähen Gefitz mit den Füßen voranzuwühlen. Kaum lagen wir fest eingekeilt unter der höchstens zwei Handbreit starken Decke, als wir eine Tür schlagen hörten. Es war jemand in die Scheune gekommen. Bald vernahmen wir das wechselnd anstehende und wieder aussetzende Geräusch einer Häckselschneidemaschine. Und Stunden hindurch hörten wir nun drunten hantieren hin und wieder auch sprechen. Unsere Lage war kaum mehr zum Aushalten. Die Luft wurde von dem feuchtwarmen Dunst, der aus unseren nassen Kleidern stieg, immer dumpfer und schwüler, zum Ersticken schwer. Alle Gelenke schmerzten uns, der Hinterkopf war wie wundgelegen, und im Rücken pickte und kribbelte es unerträglich. Die Beine waren uns in der engen Lage längst eingeschlafen, und die Füße, schwer wie Blei, schmerzten furchtbar in den eingetauchten Gelenken. Aber rühren durften wir uns nicht, wenn wir uns nicht verraten wollten.

Endlich blieb es eine Zeitlang ruhig drunten. Vorsichtig begannen wir uns zu strecken und ein wenig Luft zu machen. Durch armweite Löcher, die wir zueinander hinwühlten, tauschten wir flüsternd unsere Besorgnisse aus. Nach Mittag hörten wir wieder die Tür gehen, und von neuem setzten die Arbeitsgeräusche ein. Und mit einem Male höre ich ein leises Geschnupper und Gemurre, das immer näher kommt. Meinen Nachbar, den Bayern, höre ich eben noch leise fluchen: „So a Sauhund!",

Romantik alter Städte

Zu den kostbarsten Vermächtnissen vergangener Jahrhunderte gehören die Baulichkeiten, die wir noch in mancher alten deutschen Stadt besitzen. Ueber sie hat sich ein Schleier der Romantik gelegt, der die Beschauer in seinen Bann schlägt. Man braucht nun solche alten Häuser, Türme, Mauern oder gar ganze Straßenzüge nicht in den bekannten alten deutschen Städten zu suchen, sondern man findet sie häufig auch dort, wo man sie nicht erwartet, in einer Kleinstadt, deren Namen völlig unbekannt ist. Unser Bild zeigt einen alten Straßenzug aus dem Städtchen Düllmen. (Brandt, K.)

als der Köter auch schon in wütendes Gekläff ausbricht und grad über den Gesicht des Sergeanten, der am weitesten links liegt, mit den Pfoten das Heu aufzugraben beginnt. Wir hören drunten eine Frauenstimme laut einen Mann rufen. Der Hund aber hört plötzlich mit Bellen auf, niest heftig und macht sich hustend davon, um von unten herauf weiter zu kläffen. Der Sergeant hatte in seiner Not das Beste getan, was er hätte tun können, hatte mit der Faust von unten her wider die Heudecke gestoßen, so daß der aufgewirbelte Staub dem Hund in Nase und Rachen gedrungen war. Das hatte ihm die Lust zum Weitergraben gründlich benommen. Aber das Fürchterliche kam erst jetzt.

Auf den Ruf der Frau hin kam nun jemand in die Scheune und den Stapel heraufgestiegen, ein junger Bursche, wie ich hörte, als er den Hund zu locken beginnt: „Viens ici, Fifi, viens ici!" Doch Fifi hat die Nase gründlich voll; nur von unten her kläfft und heult er in einem fort.

Wie ich aus den Hetzrufen des Jungen entnahm, vermutete er eine Katze hier oben. „Fifi, ou est le chat, cherche le chat! ici, viens ici, Fifi!", ruft er, indem er mit der Gabel im Heu herumstochert. Und beginnt nun die Mauer entlang, wo das Heu etwas absteht und eine Katze sich wohl hätte verkriechen können, planmäßig den Stapel abzustechen, besonders aber an den Stellen, wo das Heu von uns aufgewühlt ist, und wir dicht unterhalb mit den Köpfen liegen. Ich höre ihn ankommen, die Gabelstöße von links her immer dichter auf mein Gesicht zu. Jetzt muß er gerade über meinem Nebenmann sein. Ich kneife die Augen zu, drehe das Gesicht nach unten ins Heu hinein so fest es geht. „Nur nicht in die Augen!", denke ich, da fährt die Gabel mit unmittelbar links über der Stirn ins Heu —. Deutlich spüre ich den Druck, den die Gabel verursacht. Ich schwitze, verbalte den Atem sekundenlang. Ein Stiefel stapft mir auf den Magen. Handbreit rechts von meinem Kopf stößt die Gabel ins Heu. — Ich liege heftig atmend, um kein Geräusch zu machen mit offenem Munde. Jetzt sind die Stöße ganz oben angelangt. Nach einer kleinen Pause kommen sie zurück, wahllos hier und dort an einer verdächtigen Stelle einwasselnd. Ein Stoß fährt mir an der rechten Hüfte entlang. Und nun habe ich beide Füße auf der Brust stehen. Jetzt hebt sich der eine, dann der andere Fuß von mir. Noch ein Gabelstoß, von einem leisen Fluchen unter der Heudecke nebenan gefolgt, wuchtet einen Schritt links von mir nieder. Dann hören die Stöße auf, und die Schritte verlieren sich.

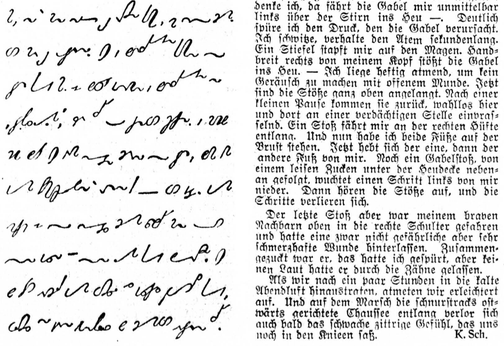
Der letzte Stoß aber war meinem braven Nachbarn oben in die rechte Schulter gefahren und hatte eine zwar nicht gefährliche aber sehr schmerzhafte Wunde hinterlassen. Zusammengezuckt war er, das hatte ich gespürt, aber keinen Laut hatte er durch die Zähne gelassen.

Als wir nach ein paar Stunden in die kalte Abendluft hinaustreten, atmeten wir erleichtert auf. Und auf dem Marsch die schnurstracks ostwärts gerichtete Chaussee entlang verlor sich auch bald das schwache zitrige Gefühl, das uns noch in den Knieen saß. K. Sch.

Kurzschriftecke

Der Ruf nach Leistung

Nicht Stenographiestümper und Maschinentipper, sondern exakter Stenograph und Maschinenschreiber soll jeder sein, der einen schreibenden Beruf ausübt. Und da ist es das Verdienst der Deutschen Stenographenschaft, hier Wandel geschaffen zu haben. Der Ruf der Kurzschriftbewegung nach besseren und exakteren Leistungen, geht auf Jahrzehnte zurück, doch mit der amtlichen Urkunde vom 30. Januar dieses Jahres ist die Grundlage für die allgemeine Einführung der Deutschen Kurzschrift geschaffen. Sie ist kein neues System, sie bildet Verbesserungen der Einheitskurzschrift, deren Entstehung auf das Jahr 1924 zurückreicht. Darüber aber ein anderes Mal. Diesmal nur das eine, was schon Altmeister Franz Xaver Gabelsberger sagte: „Die Stenographie ist schon jedem zum Vorteil geworden, der sie ganz und nicht bloß halb erlernt hat."



Heimwehbrot, ein alter Brauch. Auf dem Lande war und ist es Brauch, einem Familienmitglied, das in die Fremde zieht, ein sogenanntes Heimwehbrot mitzugeben. Dieses ist meist ein schwarzes Hausbrot, das vor Unheil und besonders vor Heimweh schützen soll. Im Rheinland gab man eine Brotkruste mit, an der man nur zu riechen brauchte, um kein Heimweh mehr zu verspüren. Auch die Dienstboten brachten ein Stück Brot mit. In Dessau bekamen die Dienstboten den „Steffelstaib", dieser sollte vor Zahnweh schützen. Die Magd gab davon auch ihrem neuen Herrn ein Stück, damit ihm beim Fruchtschneiden der Rücken nicht so weh tue. Beim Umzug in ein neues Heim sandte man vorher einen Besen und einen Laib Brot dorthin. Auch das Vieh erhielt beim Wechsel des Besitzers geweihtes Brot, welches den Tieren ebenfalls das Heimweh ersparen sollte.

Dies nebenbei

Die kleine Shirley Temple ist nicht nur der ausgesprochene Publikumsliebling in aller Welt, sondern sie steht auch, wie amerikanische Blätter berichten, an der Spitze aller Großverdiener Hollywoods. Sie erhält nicht mehr und nicht weniger als 300 000 Dollar für eine einzige Filmarbeit. Sie macht aber deren zwei oder drei in einem Jahr. Doch ihre Atelieragen treten gegen die Einnahmen zurück, die das finanziell so gut „gemanagte" Kind für die Reklame bekommt, zu der sie ihren Namen verkauft. Da preist das kleine Mädchen nun Puppen oder Spielzeug an, Hüte oder Schuhe, Höschen oder Zahnpasta, und die großen Firmen zahlen ihr dafür ganz unwahrscheinliche Summen. Auch der Verkauf ihrer Grammophonplatten ist eine ganz große Einnahmequelle.

Aber sie ist ihr Geld auch wert. Sie steht, wie die Statistiker berechneten, mit Recht an der Spitze der Gagenliste, denn mit ihren Filmen wird mehr verdient als mit den abenteuerlichen oder mondänen Bildstreifen, auf denen Clark Gable oder Joan Crawford erscheinen. Nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch in Europa bringen die Shirley-Temple-Filme Kassarekorde zustande, in England zum Beispiel verdient der Verleiher rund 100 000 Pfund an so einem Film, und in Frankreich trägt man sich sogar mit dem Gedanken, eigene Versionen mit Shirley Temple herzustellen, denn das „Little Girl" ist nicht nur ein filmendes, sondern auch ein sprachlich gewandtes Wunderkind, das innerhalb von wenigen Wochen vollkommen Französisch erlernte.

Ueber die finanziellen Erfolge hinaus werden dem verwöhnten Mädchen, wie es der amerikanischen Uebertreibungssucht entspricht, Ehrungen zuteil, die der vernünftige Europäer nur mit mitleidigem Lächeln vernehmen wird. Der jüngste Filmstar wurde u. a. zum Hauptmann des Forts-Corps von Texas ernannt, und die Nationalmiliz von Kentucki verlieh ihm sogar den Rang eines Obersten.

Shirley Temple erhielt in der letzten Zeit eine Konkurrenz, die noch jünger ist als sie — nämlich die kanadischen Fünflinge, die erst ungefähr vier Jahre alt sind, aber schon etliche Atelierlage hinter sich haben. Sie wirkten u. a. in einem Film „Der Landarzt" mit, in dem sie für ihr Auftreten, das im Bild nicht länger als neun Minuten dauert, nicht weniger als 50 000 Dollar erhielten. Ihr Jahreseinkommen beträgt zur Zeit 250 000 Dollar, und eine große Gesellschaft hält die fünf Kleinen fest verpflichtet. Davon verbrauchen sie im Jahre rund 30 000 Dollar für ihre Pflege, und der große Rest wird für sie gespart, damit einmal davon ihre Erziehung bezahlt werden kann. Ihre Eltern waren, bevor der Storch ihnen diesen Segen ins Haus brachte, ganz arme Leute. Heute aber werden sie von vielen beneidet.

*

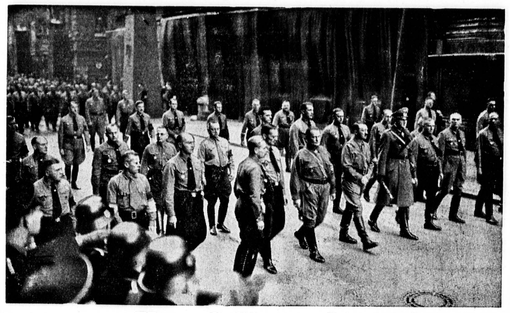
111 Jahre alt — und noch ein Tänzchen! Im Altersheim zu Neidenburg in Ostpreußen feierte der alteste Deutsche, der 111jährige Friedrich Sadowski, seinen Geburtstag. Ursprünglich ein Landarbeiter auf ostpreußischen Gütern, hat dieser älteste der deutschen Volksgenossen es später durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem eigenen kleinen Anwesen gebracht, das er erst im Alter von 102 Jahren aufgab, um sich zur Ruhe zu setzen. Er fühlt sich auch heute noch recht wohl, macht regelmäßig seine Spaziergänge in der Stadt, raucht stets seine Pfeife und trinkt auch gelegentlich ein Schnäpschen; und als ihn kürzlich junge Mädchen besuchten, mußten diese sogar ein Tänzchen mit ihm wagen! Sein hohes Alter ist übrigens einwandfrei urkundlich festgestellt.

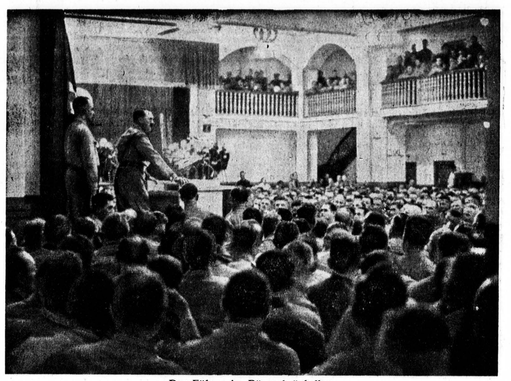
*

Wenn heute Fremde die mittelalterlichen Städtchen Bayerns besuchen, dann nehmen die Einheimischen kaum noch Notiz von ihnen. Denn sie sind es gewohnt, daß man ihre Häuser, ihre Stadtmauern, Kirchen, Plätze und Brunnen als Sehenswürdigkeiten bewundert. Früher dagegen, da war es in diesen Orten anders, da wurden gewissermaßen umgekehrt die Fremden als Sehenswürdigkeiten bestaunt. Ihr Kommen war immer ein großes Ereignis, und die Musikanten auf den Türmen begrüßten sie mit festlicher Musik, was die so gefeierten Reisenden meist mit einem guten Trinkgeld belohnten. Aus dieser schönen Sitte wurde aber anscheinend ein einträgliches Gewohnheitsrecht, das sich zu einer Plage für die Fremden auswuchs. Denn im Jahre 1651 wurde in Bayern den Musikanten verboten, die Fremden für solchen musikalischen Empfang um eine „Remuneration" zu bitten; es blieb ihnen aber gestattet, eine Belohnung anzunehmen, wenn die angekommenen Gäste sich für die freundliche Begrüßung mit Trompetenschall freiwillig erkenntlich zeigen wollten. Dieses Verbot ist ein Beispiel dafür, daß es in Bayern schon vor rund 300 Jahren eine Art Fremdenverkehrspflege gab!

*

Ein modernes Heer ist ohne die Tankwaffe heute nicht mehr denkbar. Die Panzerwagen, die auf Raupenschleppern sich mit beachtlichen Geschwindigkeiten durch das Gelände bewegen und deren bestentwickelte Typen nur wenig unübersindliche Hindernisse im freien Gelände finden, haben der Armee der Gegenwart das neue Gesicht gegeben. Oberstleutnant Nehring berichtet im neuen Novemberheft von Velhagen & Klasings Monatsheften über die interessante Geschichte dieser modernen W..fe, er schildert die einzelnen Typen und weist auf ihre große Bedeutung in der Gefechtslage hin. Vier ausgezeichnete Bildtafeln zeigen die verschiedensten Tanktypen der fremden Heere.



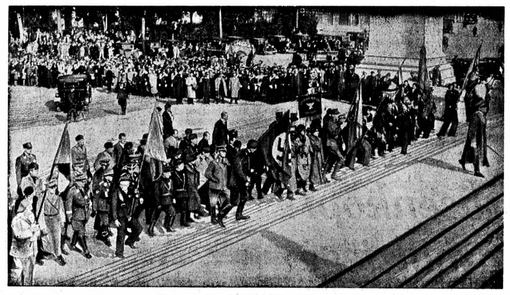


Der Führer im Bürgerbräukeller
In der historischen Gaststätte sprach der Führer am Vorabend des 9. November wieder zur Alten Garde. (Weltbild, K.)

Vom 9. November

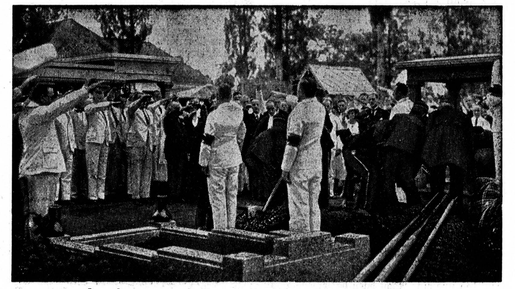
Unser aller Augen waren nach der Hauptstadt der Bewegung gerichtet, wo der Führer seine ältesten Mitkämpfer um sich geschart hatte, um jenen Tag feierlich zu begehen, an dem die Bewegung vor 13 Jahren ihre ersten Opfer für den Kampf um Deutschland hingab.

Der Marsch des 9. November
Rechts vom Führer Generalfeldmarschall von Blomberg, links: Hermann Göring. (Weltbild, K.)



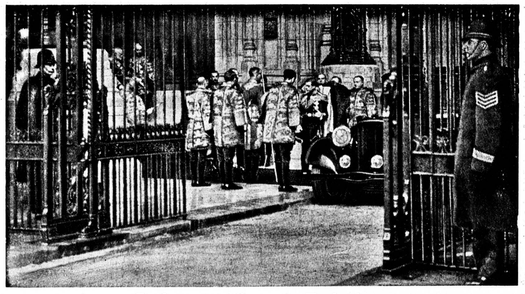
Frontkämpfer wollen Frieden!

Bei dem großen Frontkämpfertreffen in Rom, an dem sich Abordnungen aus 14 Nationen beteiligten, wurde ein Internationales Komitee der Frontsoldaten auf Vorschlag des deutschen Vertreters, des Herzogs von Coburg, gebildet, das für eine Zusammenarbeit und den Wiederaufbau Europas und der Welt arbeiten will. Die Abordnungen der beteiligten Nationen legten zu Ehren der gefallenen Kameraden am Grabmal des Unbekannten Soldaten Kränze nieder. (Scherl Bilderdienst, K.)



Landesgruppenleiter Nettelbeck wird beigesetzt

In Batavia (Java) fand kürzlich unter Beteiligung der gesamten deutschen Kolonie die Beisetzung des Landesgruppenleiters Nettelbeck statt, der der Landesgruppe Niederländisch-Indien der Auslandsorganisation der NSDAP. vorstand. (Weltbild, K.)

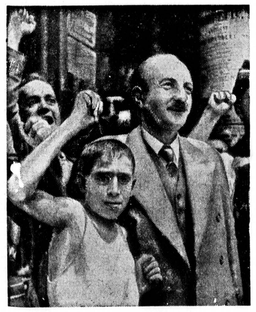


Parlamentseröffnung in England

In feierlichem Staatszeremoniell eröffnete König Eduard VIII. das erste Parlament seiner Regierungszeit. Hier verläßt der König das Parlamentsgebäude. (Scherl Bilderdienst, K.)

Roosevelt im Kreise seiner Familie
(Graphische Werkstätten, K.)

Unser Spanien-Bild-Bericht



So sieht er aus, der Herr Sowjetbotschafter

Moses Rosenberg, der schleunigst im Flugzeug ausgerissen ist, nachdem er genügend Spanier in den Tod gehetzt hat. Aber Mut war noch nie eine Eigenschaft seiner Rasse. (Planet, K.)

Eine Karte von der spanischen Hauptstadt

Der Kampf um die Einnahme von Madrid tobte mit unerhörter Heftigkeit. Besonders erbittert wird um die Brücken des Manzanares gerungen, die für die endgültige Machtergreifung von großer Wichtigkeit sind. Vor der Toledo-Brücke steht die Abteilung des Obersten Chirron. In Casa del Campo gab es im ehemals königlichen Tierpark einen blutigen Bajonettkampf. Die Guardia Civile hat sich gegen die marxistischen Machthaber erhoben und kämpft im nördlichen Stadtviertel, besonders am Hippodrom (das lange Oval) gegen die roten Banden. Auch soll bereits der königliche Palast am Manzanares besetzt sein. Gegen die deutsche Botschaft (im Ausschnitt) zog ein Pöbelhaufen, der jedoch nur unbedeutenden Schaden anrichten konnte.
(Graphische Werkstätten, K.)

tun?" In seiner Not griff Herr Gottlieb zur langen Pfeife, ein Zeichen immerhin, daß er schon garnicht mehr mit sich selbst zurechtzukommen wußte. —

Häufig wird — das ist erklärlich —
ein verwirrter Sinn gefährlich.
Doch wer raucht, der weiß auch gut,
wie ein Pfeifchen Wunder tut,
Mancher, der sie recht genossen,
hat zu Großem sich entschlossen.

So gings auch Herrn Gottlieb! Nachdem der blaue Dunst sich beruhigend in riesigen Wolken um ihn gehüllt hatte, faßte er den heroischen Entschluß, „nun gerade und zwar sofort" die beiden fehlenden Knöpfe anzunähen, um dadurch die gekränkte Junggesellenehre unvermindert wiederherzustellen. Herr Gottlieb setzte sich also — genau wie das ein rechter Schneider tut — mit überkreuzten Beinen auf den Tisch, zog die Lampe herunter und begann, mit unbeirrbarer Sicherheit die Nadel durch den Saum seiner Weste und die Löcher des Knopfes zu führen. Diese Unternehmung hätte nun wahrhaftig ein rühmliches Ende genommen, wenn Herr Gottlieb nicht — übereifrig wie er nun war und auch schon ein wenig im Siegestaumel — allzu unvorsichtig gewesen wäre. Plötzlich entfuhr ein leiser Aufschrei seinen gequälten Lippen: die Nadel saß ihm tief im Fleisch des Daumens! Und das schöne rote Junggesellenblut tropfte — natürlich auf die Weste und machte einen großen roten Klex. Ohne daß Herr Gottlieb sich der Folgen seines Tuns bewußt gewesen wäre, ließ er seine große Unternehmung im Stich, eilte schmerzgebeugt hinüber zu der Frau Wirtin, um einen Lappen und ein kleines Pflaster zu erbitten. Doch hier ereilte ihn das Geschick. Es war doch selbstverständlich, daß Minchen sich um Herrn Gottlieb bemühte. Und sie tat es recht zart und vorsichtig, so daß es Herrn Gottlieb außerordentlich wohl wurde, als sie ihm den weichen Lappen um den kranken Daumen band. — Minchen ging natürlich sehr langsam zu Werke, denn man dürfe soetwas nicht übereilen; und Herrn Gottlieb ging ein Gefühl durch die Seele, als müsse es das Paradies bedeuten, wenn diese „Behandlung" nie ein Ende nähme . . .

Es wurde Herrn Gottlieb dann plötzlich garnicht schwer, sich geschlagen zu bekennen. Er versprach sogar, nicht nur die Weste zu bringen, sondern auch den Schlips zum Aufbügeln. Und nachdem er sich bei Minchen recht freundlich bedankt hatte, vergaß er nicht zu bemerken, daß morgen ein frischer Lappen um den Daumen gebunden werden müsse. —

Seit jenem verhängnisvollen Nadelstich war bei Herrn Gottlieb jede Widerstandskraft gebrochen. Er ließ sich umsorgen wie ein kleiner Junge, und hatte nichts dagegen, wenn Minchen ihm die Fische fütterte. Am Stammtisch fühlte er sich plötzlich nicht mehr wohl; zunächst wurde er schweigsam, dann blieb er ganz fort. Beim Kegeln wie beim Skat riß die „Pechsträhne" nicht ab. Es war eben aus. „O Junggesellenherrlichkeit." Aber Herr Gottlieb tröstete sich, er dachte sich, daß das alles sein müsse, damit der, welcher Unglück im Spiel hat, endlich doch Glück in der Liebe hätte . . .

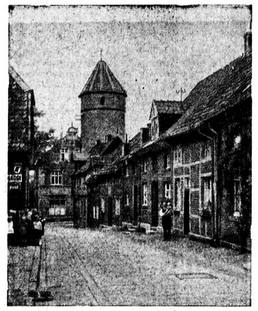
Also stehn wir an der Schwelle,
wo Herr Gottlieb, Junggeselle,
ändert seines Daseins Sinn
auf den neuen Inhalt hin.
Minchen lauchzte, Tante weinte,
und der Stammtischvorstand meinte:
„Prost (noch eine Runde Helle)
Gottlieb, — ehmals Junggeselle." L.

Eine Erzählung aus dem Weltkrieg!

Unter der Gabel

Ein ehemaliger Kriegskamerad von mir, den ich nach Jahren kürzlich wiedersah, erzählte mir die folgende erschütternde Begebenheit von seiner Flucht aus französischer Kriegsgefangenschaft. Wir hatten die französisch-belgische Grenze bereits überschritten und saßen in den südwestlichen Ausläufern der Ardennen. Eine der mühseligsten Nächte — bei Schneesturm immer nur dem Kompaß nach stundenlang durch Wälder und überschwemmte Wiesentäler — ging ihrem Ende zu. Ein Dorf, auf das wir stießen, bot uns zunächst nirgend Unterschlupf. Endlich gelang es uns, eine Scheune aufzubrechen, aus der uns der ersehnte Heugeruch entgegenquoll. Hineintappend fanden wir auch einen Heustapel von ziemlicher Ausdehnung vor und begannen, uns von unten hinaufzuarbeiten. Ohne Störung kamen wir bis oben und an die innere Scheunenwand, wo wir uns einzubuddeln gedachten. Aber nun fing die Schwierigkeit an: Das Heu — wahrscheinlich Grumt oder Almenheu — war ganz kurz, dabei ungewöhnlich fest eingestampft, so daß es sich ohne Platten zu bilden zu einer zähen Masse ineinander verfilzt hatte. Wir machten uns daran, es aufzulockern; doch immer nur handgroße Fetzen gelang es uns herauszuzerren; mit den Füßen aber war überhaupt nicht hineinzukommen. Und schon begann es draußen zu grauen. Wir arbeiteten breit tief eingedrungen, als es nebenan im Hause schon lebendig wurde. Und draußen war bereits heller Morgen. Nun hieß es mobil oder übel unterkriechen. Es war entsetzlich langwierige Arbeit, sich in dem zähen Gefitz mit den Füßen voranzuwühlen. Kaum lagen wir fest eingekeilt unter der höchstens zwei Handbreit starken Decke, als wir eine Tür schlagen hörten. Es war jemand in die Scheune gekommen. Bald vernahmen wir das wechselnd anschwellende und wieder aussetzende Geräusch einer Milchschneidemaschine. Und Stunden hindurch hörten wir nun drunten hantieren, hin und wieder auch sprechen. Unsere Lage war kaum mehr zum Aushalten. Die Luft wurde von dem feuchtwarmen Dunst, der aus unseren nassen Kleidern stieg, immer dumpfer und schwüler, zum Ersticken schwer. Alle Gelenke schmerzten uns, der Hinterkopf war wie wundgelegen, und im Rücken pickte und kribbelte es unerträglich. Die Beine waren uns in der reglosen Lage längst eingeschlafen, und die Füße, schwer wie Blei, schmerzten furchtbar in den eingestauchten Gelenken. Aber rühren durften wir uns nicht, wenn wir uns nicht verraten wollten.

Endlich blieb es eine Zeitlang ruhig drunten. Vorsichtig begannen wir uns zu strecken und ein wenig Luft zu machen. Durch arnweite Löcher, die wir zueinander hinwühlten, tauschten wir flüsternd unsere Beloranisse aus. Nach Mittag hörten wir wieder die Tür gehen, und von neuem setzten die Arbeitsgeräusche ein. Und mit einem Male höre ich ein leises Geschnupper und Gekmurre, das immer näher kommt. Meinen Nachbar, den Bayern, höre ich eben noch leise fluchen: „So a Sauhund!",



Romantik alter Städte

Zu den kostbarsten Vermächtnissen vergangener Jahrhunderte gehören die Baulichkeiten, die wir noch in mancher alten deutschen Stadt besitzen. Ueber sie hat sich ein Schleier der Romantik gelegt, der die Beschauer in seinen Bann schlägt. Man braucht nun solche alten Häuser, Türme, Mauern oder gar ganze Straßenzüge nicht in den bekannten alten deutschen Städten zu suchen, sondern man findet sie häufig auch dort, wo man sie nicht erwartet, in einer Kleinstadt, deren Namen völlig unbekannt ist. Unser Bild zeigt einen alten Straßenzug aus dem Städtchen Dülmen. (Brandt, K.)

als der Köter auch schon in wütendes Gekläff ausbricht und grad über des Gesicht des Sergeanten, der am weitesten links liegt, mit den Pfoten das Heu aufzugraben beginnt. Wir hören drunten eine Frauenstimme laut einen Mann rufen. Der Hund aber hört plötzlich mit Bellen auf, niest heftig und macht sich hustend davon, um von unten herauf weiter zu kläffen. Der Sergeant hatte in seiner Not das Beste getan, was er hätte tun können, hatte mit der Faust von unten her wider die Heudecke gestoßen. So daß der aufgewirbelte Staub dem Hund in Nase und Rachen gedrungen war. Das hatte ihm die Lust zum Weitergraben gründlich benommen. Aber das Fürchterliche kam erst jetzt.

Auf den Ruf der Frau hin kam nun jemand in die Scheune und den Stapel heraufgestiegen, ein junger Bursche, wie ich höre, als er den Hund zu locken beginnt: „Viens ici, Fifi, viens ici!" Doch Fifi hat die Nase gründlich voll; nur von unten her kläfft und heult er in einem fort.

Wie ich aus den Hetzrufen des Jungen entnahm, vermutete er eine Katze hier oben. „Fifi, ou est le chat, cherche le chat! ici, viens ici, Fifi!", ruft er, indem er mit der Gabel im Heu herumstochert. Und beginnt nun die Mauer entlang, wo das Heu etwas absteht und eine Katze sich wohl hätte verkriechen können, planmäßig den Stapel abzustechen, besonders aber an den Stellen, wo das Heu von uns aufgewühlt ist, und wir dicht unterhalb mit den Köpfen liegen. Ich höre ihn ankommen, die Gabelstöße von links her immer dichter auf mein Gesicht zu. Jetzt muß er gerade über meinem Nebenmann sein. Ich kneife die Augen zu, drehe das Gesicht nach unten ins Heu hinein so fest es geht. „Nur nicht in die Augen!", denke ich, da fährt die Gabel mit unmittelbar links über der Stirn ins Heu —. Deutlich spüre ich den Druck, den die Gabel verursacht. Ich schwitze, verhalte den Atem sekundenlang. Ein Stiefel stapft mir auf den Magen. Handbreit rechts von meinem Kopf stößt die Gabel ins Heu. — Ich liege heftig atmend, um kein Geräusch zu machen mit offenem Munde. Jetzt sind die Stöße ganz oben angelangt. Nach einer kleinen Pause kommen sie zurück, wahllos hier und dort an einer verdächtigen Stelle einmal fasend. Ein Stoß fährt mir an der rechten Hüfte entlang. Und nun habe ich beide Füße auf der Brust stehen. Jetzt hebt sich der eine, dann der andere Fuß von mir. Noch ein Gabelstoß, von einem leisen Fluchen unter der Heudecke nebenan gefolgt, wuchtet einen Schritt links von mir nieder. Dann hören die Stöße auf, und die Schritte verlieren sich.

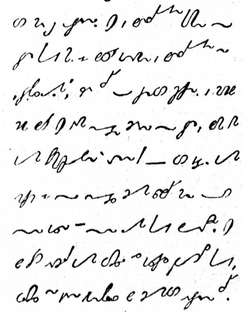
Der letzte Stoß aber war meinem braven Nachbarn oben in die rechte Schulter gefahren und hatte eine zwar nicht gefährliche aber sehr schmerzhafte Wunde hinterlassen. Zusammengesukt war er, das hatte ich gespürt, aber keinen Laut hatte er durch die Zähne gelassen.

Als wir nach ein paar Stunden in die kalte Abendluft hinaustraten, atmeten wir erleichtert auf. Und auf dem Marsch die schnurstracks ostwärts gerichtete Chaussee entlang verlor sich auch bald das schwache zittrige Gefühl, das uns noch in den Knieen saß. K. Sch.

Kurzschriftecke

Der Ruf nach Leistung

Nicht Stenographiestämper und Maschinentipper, sondern exakter Stenograph und Maschinenschreiber soll jeder sein, der einen schreibenden Beruf ausübt. Und da ist es das Verdienst der Deutschen Stenographenschaft, hier Wandel geschaffen zu haben. Der Ruf der Kurzschriftbewegung nach besseren und exakteren Leistungen, geht auf Jahrzehnte zurück, doch mit der amtlichen Urkunde vom 30. Januar dieses Jahres ist die Grundlage für die allgemeine Einführung der Deutschen Kurzschrift geschaffen. Sie ist kein neues System, sie bildet Verbesserungen der Einheitskurzschrift, deren Entstehung auf das Jahr 1924 zurückreicht. Darüber aber ein anderes Mal. Diesmal nur das eine, was schon Altmeister Franz Xaver Gabelsberger sagte: „Die Stenographie ist schon jedem zum Vorteil gewordeu, der sie ganz und nicht bloß halb erlernt hat."



Heimwehbrot, ein alter Brauch. Auf dem Lande war und ist es Brauch, einem Familienmitglied, das in die Fremde zieht, ein sogenanntes Heimwehbrot mitzugeben. Dieses ist meist ein schwarzes Hausbrot, das vor Unheil und besonders vor Heimweh schützen soll. Im Rheinland gab man eine Brotkruste mit, an der man nur zu riechen brauchte, um kein Heimweh mehr zu verspüren. Auch die Dienstboten brachten ein Stück Brot mit. In Dessau bekamen die Dienstboten den „Steffeslaib", dieser sollte vor Zahnweh schützen. Die Magd gab davon auch ihrem neuen Herrn ein Stück, damit ihm beim Fruchtschneiden der Rücken nicht so weh tue. Beim Umzug in ein neues Heim sandte man vorher einen Besen und einen Laib Brot dorthin. Auch das Vieh erhielt beim Wechsel des Besitzers geweihtes Brot, welches den Tieren ebenfalls das Heimweh ersparen sollte.

Dies nebenbei

Die kleine Shirley Temple ist nicht nur der ausgesprochene Publikumsliebling in aller Welt, sondern sie steht auch, wie amerikanische Blätter berichten, an der Spitze aller Großverdiener Hollywoods. Sie erhält nicht mehr und nicht weniger als 300 000 Dollar für eine einzige Filmarbeit. Sie macht aber deren zwei oder drei in einem Jahr. Doch ihre Ateliergagen treten gegen die Einnahmen zurück, die das finanziell so gut „gemanagte" Kind für die Reklame bekommt, zu der sie ihren Namen verkauft. Da preist das kleine Mädchen nun Puppen oder Spielzeug an, Hüte oder Schuhe, Höschen oder Zahnpasta, und die großen Firmen zahlen ihr dafür ganz unwahrscheinliche Summen. Auch der Verkauf ihrer Grammophonplatten ist eine ganz große Einnahmequelle.

Aber sie ist ihr Geld auch wert. Sie steht, wie die Statistiker berechneten, mit Recht an der Spitze der Gagenliste, denn mit ihren Filmen wird mehr verdient als mit den abenteuerlichen oder mondänen Bildstreifen, auf denen Clark Gable oder Joan Crawford erscheinen. Nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch in Europa bringen die Shirley-Temple-Filme Kassarekorde zustande, in England zum Beispiel verdient der Verleiher rund 100 000 Pfund an so einem Film, und in Frankreich trägt man sich sogar mit den Gedanken, eigene Versionen mit Shirley Temple herzustellen, denn das „Little Girl" ist nicht nur ein filmendes, sondern auch ein sprachlich gewandtes Wunderkind, das innerhalb von wenigen Wochen vollkommen Französisch erlernte.

Ueber die finanziellen Erfolge hinaus werden dem verwöhnten Mädchen, wie es der amerikanischen Uebertreibungssucht entspricht, Ehrungen zuteil, die der vernünftige Europäer nur mit mitleidigem Lächeln vernehmen wird. Der jüngste Filmstar wurde u. a. zum Hauptmann des Forts-Corps von Texas ernannt, und die Nationalmiliz von Kentucki verlieh ihm sogar den Rang eines Obersten.

Shirley Temple erhielt in der letzten Zeit eine Konkurrenz, die noch jünger ist als sie — nämlich die kanadischen Fünflinge, die erst ungefähr vier Jahre alt sind, aber schon etliche Atelierlage hinter sich haben. Sie wirkten u. a. in einem Film „Der Landarzt" mit, in dem sie für ihr Auftreten, das im Bild nicht länger als neun Minuten dauert, nicht weniger als 50 000 Dollar erhielten. Ihr Jahreseinkommen beträgt zur Zeit 250 000 Dollar, und eine große Gesellschaft hält die fünf Kleinen fest verpflichtet. Davon verbrauchen sie im Jahre rund 30 000 Dollar für ihre Pflege, und der große Rest wird für sie gespart, damit einmal davon ihre Erziehung bezahlt werden kann. Ihre Eltern waren, bevor der Storch ihnen diesen Segen ins Haus brachte, ganz arme Leute. Heute aber werden sie von vielen beneidet.

*

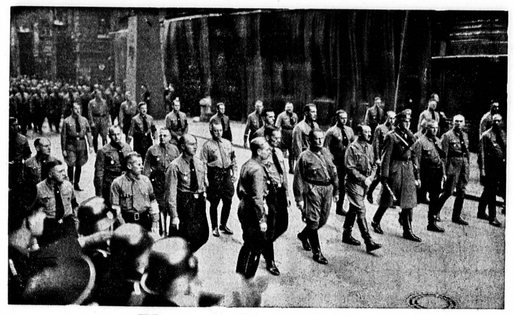
111 Jahre alt — und noch ein Tänzchen! Im Altersheim zu Neidenburg in Ostpreußen feierte der älteste Deutsche, der 111jährige Friedrich Sadowski, seinen Geburtstag. Ursprünglich ein Landarbeiter auf ostpreußischen Gütern, hat dieser älteste der deutschen Volksgenossen es später durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem eigenen kleinen Anwesen gebracht, das er erst im Alter von 102 Jahren aufgab, um sich zur Ruhe zu setzen. Er fühlt sich auch heute noch recht wohl, macht regelmäßig seine Spaziergänge in der Stadt, raucht stets seine Pfeife und trinkt auch gelegentlich ein Schnäpschen; und als ihn kürzlich junge Mädchen besuchten, mußten diese sogar ein Tänzchen mit ihm wagen! Sein hohes Alter ist übrigens einwandfrei urkundlich festgestellt.

*

Wenn heute Fremde die mittelalterlichen Städtchen Bayerns besuchen, dann nehmen die Einheimischen kaum noch Notiz von ihnen. Denn sie sind es gewohnt, daß man ihre Häuser, ihre Stadtmauern, Kirchen, Plätze und Brunnen als Sehenswürdigkeiten bewundert. Früher dagegen, da war es in diesen Orten anders, da wurden gewissermaßen umgekehrt die Fremden als Sehenswürdigkeiten bestaunt. Ihr Kommen war immer ein großes Ereignis, und die Musikanten auf den Türmen begrüßten sie mit festlicher Musik, was die so gefeierten Reisenden meist mit einem guten Trinkgeld belohnten. Aus dieser schönen Sitte wurde aber anscheinend ein einträgliches Gewohnheitsrecht, das sich zu einer Plage für die Fremden auswuchs. Denn im Jahre 1651 wurde in Bayern den Musikanten verboten, die Fremden für solchen musikalischen Empfang um eine „Remuneration" zu bitten; es blieb ihnen aber gestattet, eine Belohnung anzunehmen, wenn die angekommenen Gäste sich für die freundliche Begrüßung mit Trompetenschall freiwillig erkenntlich zeigen wollten. Dieses Verbot ist ein Beisiel dafür, daß es in Bayern schon vor rund 300 Jahren eine Art Fremdenverkehrspflege gab!

*

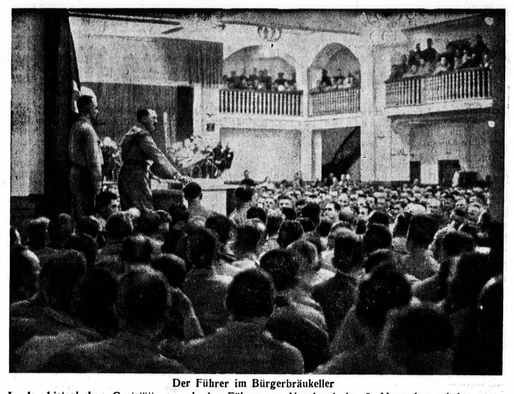
Ein modernes Heer ist ohne die Tankwaffe heute nicht mehr denkbar. Die Panzerwagen, die auf Raupenschleppern sich mit beachtlichen Geschwindigkeiten durch das Gelände bewegen und deren bestentwickelte Typen nur wenig unüberwindliche Hindernisse im freien Gelände finden, haben der Armee der Gegenwart das neue Gesicht gegeben. Oberstleutnant Nehring berichtet in neuen Novemberheft von Velhagen & Klasings Monatsheften über die interessante Geschichte dieser modernen W.fe, er schildert die einzelnen Typen und weist auf ihre große Bedeutung in der Gefechtsw.se hin. Vier ausgezeichnete Bildtafeln zeigen die verschiedensten Tanktypen der fremden Heere.



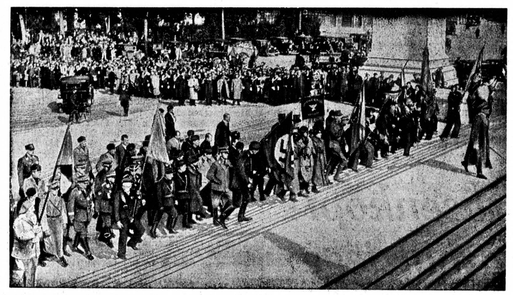
Vom 9. November

Unser aller Augen waren nach der Hauptstadt der Bewegung gerichtet, wo der Führer seine ältesten Mitkämpfer um sich geschart hatte, um jenen Tag feierlich zu begehen, an dem die Bewegung vor 13 Jahren ihre ersten Opfer für den Kampf um Deutschland hingab.

Der Marsch des 9. November
Rechts vom Führer Generalfeldmarschall von Blomberg, links: Hermann Göring. (Weltbild, K.)

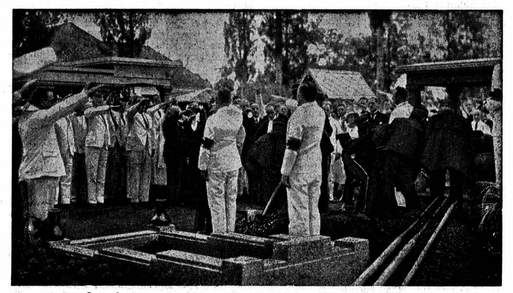


Der Führer im Bürgerbräukeller
In der historischen Gaststätte sprach der Führer am Vorabend des 9. November wieder zur Alten Garde. (Weltbild, K.)



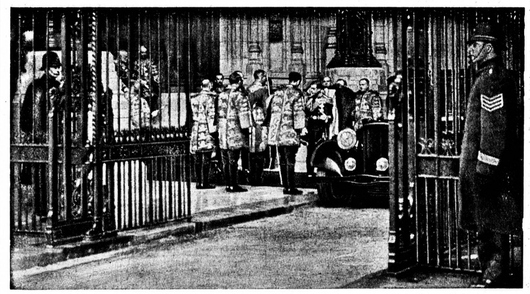
Frontkämpfer wollen Frieden!

Bei dem großen Frontkämpfertreffen in Rom, an dem sich Abordnungen aus 14 Nationen beteiligten, wurde ein Internationales Komitee der Frontsoldaten auf Vorschlag des deutschen Vertreters, des Herzogs von Coburg, gebildet, das für eine Zusammenarbeit und den Wiederaufbau Europas und der Welt arbeiten will. Die Abordnungen der beteiligten Nationen legten zu Ehren der gefallenen Kameraden am Grabmal des Unbekannten Soldaten Kränze nieder. (Scherl Bilderdienst, K.)



Landesgruppenleiter Nettelbeck wird beigesetzt

In Batavia (Java) fand kürzlich unter Beteiligung der gesamten deutschen Kolonie die Beisetzung des Landesgruppenleiters Nettelbeck statt, der der Landesgruppe Niederländisch-Indien der Auslandsorganisation der NSDAP. vorstand. (Weltbild, K.)



Parlamentseröffnung in England

In feierlichem Staatszeremoniell eröffnete König Eduard VIII. das erste Parlament seiner Regierungszeit. Hier verläßt der König das Parlamentsgebäude. (Scherl Bilderdienst, K.)

Roosevelt im Kreise seiner Familie
(Graphische Werkstätten, K.)

Unser Spanien-Bild-Bericht

So sieht er aus, der Herr Sowjetbotschafter

Moses Rosenberg, der schleunigst im Flugzeug ausgerissen ist, nachdem er genügend Spanier in den Tod gehetzt hat. Aber Mut war noch nie eine Eigensehaft seiner Rasse. (Planet, K.)

Eine Karte von der spanischen Hauptstadt

Der Kampf um die Einnahme von Madrid tobte mit unerhörter Heftigkeit. Besonders erbittert wird um die Brücken des Manzanares gerungen, die für die endgültige Machtergreifung von großer Wichtigkeit sind. Vor der Toledo-Brücke steht die Abteilung des Obersten Chirron. In Casa del Campo gab es im ehemals königlichen Tierpark einen blutigen Bajonettkampf. Die Guardia Civile hat sich gegen die marxistischen Machthaber erhoben und kämpft im nördlichen Stadtviertel, besonders am Hippodrom (das lange Oval) gegen die roten Banden. Auch soll bereits der königliche Palast am Manzanares besetzt sein. Gegen die deutsche Botschaft (im Ausschnitt) zog ein Pöbelhaufen, der jedoch nur unbedeutenden Schaden anrichten konnte. (Graphische Werkstätten, K.)

Hans Friedrich Blunck

Geiserich flieht übers Meer

Der Dichter Hans Friedrich Blunck hat in seinem neuesten Roman „König Geiserich" (400 S., Leinen 5,80 RM. Hamburg 1936, Hanseatische Verlagsanstalt) das Schicksal dieses großen germanischen Königs und seines Volkes, die Aufrichtung des Wandalenreiches am Mittelmeer, dichterisch gestaltet. Diesem Roman entnehmen wir nachstehenden Auszug. Geiserich hat es mit wenigen Treuen übernommen, zur Deckung des siedenden Wandalenvolkes einen Engpaß gegen die nachdrängenden Römer und Sueben zu halten. Länger schon als befohlen haben seine Mannen dem Ansturm der Feinde standgehalten. Aber für die Tapferen scheint nun keine Rettung mehr möglich, da eröffnet sich noch ein letzter Ausweg. — die Flucht übers Meer.

*

Der Schlummernde schreckt mit einem leisen Rechzen auf, seine Hände greifen blitzschnell nach den Waffen. Als sich nichts rührt, sinkt sein Kopf noch einmal vornüber; das Rauschen des Wildbaches und der Windzug über den Felsen des Engpasses brausen wieder in seinen Traum.

Ein junger Bursch kriecht näher. „Geiserich, horch nur!" Der lehnt sich in den Schatten zurück, damit der Schein des Lagerfeuers den Weitschützen der Feinde kein Ziel gäbe, und ist hellwach.

„Horch nur, sie klettern über die Berge!"

„Wer ist da?" fragt Geiserich die Wache am Feuer und mustert den Unbekannten.

„Ich bin Addac, der Alane; König Gunderich schickt mich, ich weiß einen Fluchtweg."

Der junge Scharführer stützt sich auf. „Von Gunderich?" fragt er mißtrauisch.

„Ich kam mit dem Handel hierher und kenne das Land", sagt der Alane und zeigt ein eilfes Blatt mit dem Handzeichen des Königs. „Schiffe können euch aufnehmen."

„Schiffe", knurrt Geiserich. Sein Leben lang hatte er noch nichts mit Schiffen zu tun.

Der junge Heldilus kriecht durch den Feuerschein ins Dunkel. „Wir haben keine Zeit, Geiserich, die Steine rollen in den Bergen. Sie suchen unseren Rücken!"

„So sag den Aufbruch an!"

Während Addac gehorsam von dannen schleicht, als hätte ihm der Befehl, horcht Geiserich in die Klippen hinein. Eine Nacht lang hatte er den Hohlweg halten sollen, bis Volk, Wagen und Herden in Sicherheit wären. Zu einen Tag und eine Nacht hatz hat er das Nack aufgehalten mit zweihundert Mann! Ist's erstaunlich, daß der Feind zu klettern versucht? Geiserich lacht den Lugen Gedanken an, er steht stikig zum Mond, dessen Licht schneeweiß über den Felsen fällt, stößt sich hoch und legt den Mantel um die Schultern. Dann befiehlt er den Aufzug. Lautlos sammeln sich die Kämpen; schwer wie's, von den Sterbenden zu scheiden; ersschöpft helfen die Gesunden den Verwundeten und stützen und tragen sie.

„Voran, Wandalen!"

Wohl eine Stunde führt Addac sie unterm Vergabhang nach Süden; von Zeit zu Zeit scheint der Mond in den Weg, dann schmiegen sich die Männer gegen das Gestein, damit kein Schatten fällt. Nicht umsonst haben sie Jahre hindurch zwischen den Felszwingen das Jagen nach Gazellen geübt, nicht umsonst hat die Not dies Volk geübt. Alle Listen der Verfolgten und alle Kühnheit der Verteidigung hat es dabei gelernt.

Der Waffenmeister Othmer schließt den Zug; er mahnt und ruft die Humpelnden, Stöhnenden und Verwundeten. Geiserich und der Alane spüren den anderen voran. „Se. du, wann kommen deine Schiffe?" Addac ist ein junger Bursch mit einem Raubvogelgesicht und langen weißen Brauen. Der Scharführer prüft ihn, er weiß nicht, was er von ihm halten soll. „Wer soll uns denn fahren?"

„Sind Freunde an Bord, Sachsen und Elbwandalen. Wollten Waren handeln. Da hörte ich von euch und lief zu Gunderich. Sie tun's den Römern zum Schabernack."

Mit der frühen Dämmerung kam dann das Wunder zu ihnen. Ueber einen hohen Bergwa führte der Alane die Flüchtlinge. Da öffneten sich die Hänge, und zwischen ihnen dehnte sich, von weißen Riffen durchschnitten, vom schmalen Schaumrand der Brandung umgürtet, eine weite frühgraue Bucht. Ohne Ende im Westen war sie, und die Nebel und Hügel, die über ihre Säume hingen, schienen zu schweben und ins Ferne zu verfließen. In einem Winkel zur Linken aber lag eine Stadt und glänzte vom ersten Licht. Addac war wieder beim Scharführer. „Portuscale", sagte er. Er wies weiter zur Rechten hinüber: „Und dort liegen die Schiffe."

Geiserich runzelte die Stirn. „Schiffe? Wieviel sind's?" fragte er mißtrauisch. Oho, die würden sich bezahlen lassen! Aber während es ihn noch wie Furcht ankam, durchströmte ihn auch die Freude, den Verwunden Rast zu bringen, packte ihn das Abenteuer, jene graublaue Weite unterm Frühdämmer zu befahren. Sein Herz klopfte vor Erwartung; noch niemals hatte Geiserich, König Godegisels Sohn, ein Schiff bestiegen. Durch ganz Europa war sein Volk gewandert, aber erst von den Bergen Spaniens hatte man staunend die flinken Segler der Sachsen und Franken und die trägen Frachter der Lusitanier über das Wasser reiten sehen. Während er aus den Augen der Leute Antwort suchte und zum Meer hinunterwies war ihm zumute, als sei ein gelobtes Land, das sein Volk suchte, näherverrückt, — vom Himmel, der unerreichbar ist, bis zu jenem Streif Nebel, der überm Wasser schwebte. Geiserich mußte seufzen unter der dumpfen Freude, die ihn ergriff.

Sie gelangten nicht ohne Gefahr zur Flußfurte. Von der Stadt kam früher Lärm herüber; die Sueben, die dies Land jüngst erst eingenommen hatten, bauten schon Hofburg und Kirche. Aber die Männer blieben unbemerkt und schleppten sich, müde und verwundete Flüchtlinge, auf einem kleinen Fußweg dem Alanen nach. Hügel um Hügel teilte sich vor ihnen auf, dann wurde Wahrheit, was Addac verheißen hatte. Im schleiernen Dunst des Ufers lagen zwei Segler mit hohen Schwanenhälsen. Der Frühwind schob sie näher oder ihre Ruder trieben sie lautlos zum Strand.

Ein sonderbares Volk, das ihm da an Bord klomm! Der junge Seekönig merkte bald, nichts verstand es von Ruder und Mücken. Durcheinander fiel es, als die Männer das Boot vom Strand schoben, torkelte bei jedem Riemenschlag und starrte angstvoll zum Land zurück.

Er hatte nicht gleich Zeit. Ordnung zu schaffen, winkte vom Ruderhamm und reichte Geiserich mit einem Schelmenlächeln die freie Hand. „Euch scheint's schlimm geholt zu haben. Und nun wollt ihr seefahren lernen?"

Seefahren möchte er wohl lernen! Geiserich staunte, als der Steuermann den Ruderhamm mit der Brust vorwärts schob; das braune Segel blähte sich, an Stern und Steven rollten die Taue durch Böcke und Winden.

Die gastfreie, gutmütige Heiterkeit der Männer tat ihm wohl. „Ja, seefahren", lächelte der Wandale und sah die Freunde an, die sich schlafend um ihn rotteten. „Rader uns dem Heer nach, Saß? Ich will dir's mit Freundschaft lohnen." Eine feierliche Lust und Obergenheit kam über ihn. Er kauerte sich nieder, wie es die anderen taten, blickte wie ein Kind erstaunt über die Ruderbänke, über die fast unbewegte Morgenflut, die ums Schiff silbern aufleuchtete, und über die Küste, die schon zu fern war, um noch Gefahr zu bringen. „Seefahren", lockte er.

Der Schiffsführer befahl eine Wende des Bootes. Geiserich lehnte sich gegen Othmer, er kniff die Augen zu und folgte sorgsam jeder

Zwischenfall auf dem Schreibtisch Bild und Text: Spelz.

Flocki, gib Acht, — Du weißt noch nicht,
daß so ein Kaktus empfindlich sticht!

— — — — — — —

Flocki denkt knurrend: was redest Du da?
Ich bin ja nur aus Majolika.

Bewegung. Seine Lippen öffneten sich und zitterten wie von lautlosen Fragen. Aber er war zu müde, noch die Worte zu finden. Traum von einem gelobten Land hinter Meer und Bergen durchströmte ihn und ließ ihn in Schlaf sinken wie in ein Wunder.

Perückles, Erbsenkopf und Karbolziege

Eine Plauderei über Spitznamen

Wenn sie nicht gut gemeint sind, dann sind sie böse gemeint. Spitznamen werden aus Liebe geboren oder aus Abneigung und Verachtung. Ein Lehrer, der keinen Spitznamen hat, ist verdächtig — es sei denn, daß sein Name ohnehin einem Spitznamen gleicht. Oder sein Charakter zwingt die Schüler zu grenzenloser Hochachtung. Oder sein Wissen und Wesen nötigt zu einmütiger Sympathie. Oder er ist dermaßen farblos, daß sich ein Spitzname gar nicht lohnt. Man kann wohl behaupten, daß dreiviertel der sämtlichen Lehrer einen Spitznamen aufgebrummt bekommen. Eine Klasse übernimmt ihn von der anderen, und oft ist der Ursprung des Spitznamens in tiefes Dunkel getaucht. Der abgekürzte Name kann ebenso Spitzname sein wie der Vorname. Ein die Tätigkeit des betreffenden Menschen kennzeichnendes Anhängsel wandelt den Namen zum Spitznamen.

Nietzsche hat seine Schwester „Lama" getauft, und andere haben den Namen übernommen. Die Witwe des Komponisten Johann Strauß entwickelte sich zur Cosima Strauß, der König Leopold von Belgien (der die aus Oesterreich stammende Tänzerin Elea de Merode ein einziges Mal in seinem Leben gesprochen hat) wurde zum Cleopold. Die Neuyorker Sprachen von ihrem Bürgermeister Walker per „Jimmy".

Novemberbeschäftigung (Nehrdich, M.)

Ein zufällig in Francawilla geborener Reklamefachmann erkeust sich das Spitznamens Nimmonio. Clemenceau galt allgemein als „Tiger". Seit der Prinz von Preußen 1848 über Hamburg nach England geaggen war und dabei den Namen „Lehmann" in die Gästebücher schrieb, hatten die Hohenzollern ihren Spitznamen weg. Ein großer Meteorologe unterzeichnet seine Briefe mit dem Spitznamen „Laubfrosch". Während der Regentschaft Metternichs, Kolowrats und Erzherzog Ludwigs hat Gütrinand der Fertige auf dem Thron.

Man erteilt Spitznamen, um sich gewisse Mitmenschen nahe zu bringen, zu vernenschlichen, aus Scham, aus Herzlichkeit, aus Bosheit, aus Furcht. Zuweilen auch nur aus Spielerei: weil der Name dazu herausfordert. Neben den innerhalb der nächsten Umgebung gebräuchlichen Spitznamen, die dann von fernerStehenden aus Prahlsucht und Eitelkeit übernommen werden, gibt es den Spitznamen, der nur in Abwesenheit des betreffenden Menschen gebraucht wird, und wie manche Spitznamen sogufagen ausschließlich von unten nach oben verpetzt werden, so werden manche von oben nach unten benutzt. Man schaue sich den Betrieb einer Schule, einer Zeitung, eines Theaters daraufhin an. Jede einzelne Gemeinschaft hat ein Oben und ein Unten. Die Oberen haben untereinander ihre Spitznamen, und die Unteren haben untereinander ihre Spitznamen, dann haben die Oberen ihre Spitznamen für die Unteren und die Unteren ihre Spitznamen für die Oberen. Schon die Uebernahme des Vornamens, wie gesagt, ist Spitzname. Schon die Verdrehung oder Verkalauerung des Familiennamens ist Spitzname. Manche Spitznamen haben längst ihren Sinn verloren: sie sind geblieben aus der Jugendzeit, der Mann hat bei irgendeiner Gelegenheit von der Vorgeschichte des Spitznamens erzählt, die Frau hat den Spitznamen in den Mund genommen, der Spitzname verließ den unteren Bezirk, und vom Stammtisch aus drang er beinah in die Oeffentlichkeit. Viele Spitznamen sind bewußt und mit kluger Berechnung gewählt worden. In der Geschichte finden wir dafür zahlreiche Beispiele.

Der wortgewandte Cicero würde auf Deutsch etwa „Erbsenkopf" heißen. Wahrscheinlich hat er die Pocken gehabt. Von Rubius Ocidius Naso hat sich herumgesprochen, daß seine Nase einen Gaten hatte. Die Gattin des Fabius Cunctator empfand den Spitznamen zunächst als Beleidigung und war später stolz darauf. Caligula (der eigentlich Cajus hieß) bekam als Kind eine vollständige Soldatenausrüstung und erhob schreckliches Geschrei, als seine Mutter Agrippina die Absicht zu vermischen suchte, ihm die üblichen Sandalen anzuziehen statt der Soldatenstiefelchen. (Caligula bedeutet: Stiefelchen.)

Hätte sich Barbarossa beizeiten rasiert, wäre sein Spitzname nie zustande gekommen. Markgraf Friedrich wurde angeblich von der verzweifelten Frau Mama in die Backe gebissen. Den bösesten Spitznamen trägt Till Eulenspiegel, eine historische Persönlichkeit. Er starb 1350 in Mölln (Herzogtum Lauenburg). Napoleons I. jüngster Bruder machte als „König Lustik" von sich reden. Die Geschichtsbücher wimmeln von Spitznamen. Ich nenne Karl den Dicken, Pipin den Kleinen, August den Starken, den Sonnenkönig, den alten Dessauer, den Marschall Vorwärts, Wilhelm Tell ist ebenso ein Spitzname wie Walter Balvbus, Tom der Reimer ebenso wie Heinrich der Vogler. Die in Irland geborene Lola Montez wurde von den Münchenern die „Spanierin" genannt.

In einem Barbierladen ist ein entzückender Stift beschäftigt, die Verkörperung des Kundendienstes. Er trägt den trefflichen Spitznamen: Seefe.

Der Kunstmaler Erich Möller wurde so oft mit seinem ebenfalls als Kunstmaler tätigen Namensvetter verwechselt, daß er sich Erich E. Möller nannte, also den zweiten Vornamen in abgekürztem Zustand beifügte. So entwickelte er sich bei allen, die ihn kannten, zum „E-Punkt".

Ein viel in Griechenland herumbuddelnder Archäologe verwandelte sich auf Anregung eines Witzboldes in „Perückles".

Eine Schauspielerin mit französisiertem Namen, die so reizvoll war, daß jeder Mann, der in ihre Nähe kam, den Kopf verlor, wurde nur noch „Guillotine" genannt.

Aber es werden nicht nur einzelne Menschen mit Spitznamen belegt, sondern ganze Gruppen und Gattungen. Der Schutzmann in London ist der Bobby, in Paris (weniger freundlich gemeint) der Flic, im Kriege redeten wir vom „Kamerad Schnürschuh" (dies war der Oesterreicher), vom Tommy und vom Kartoffelmacher. Besonderswertes im Erfinnen von Spitznamen wurde beim Militär und zumal von 1914 bis 1918 geleistet. Der Bäcker galt als Semmeltechniker, der Schlosser als Benzinhusar, der Trompeter als Blechhengst, der Kammerfergeant als Mottenkönig und das **Roß des Stabsarztes** als Karbolziege.

Hans Reimann.

Von Heinrich Lang

Der Brief mit den 200 Dollars

12

Dann aber, — dann löste sich der Bann, — und jetzt warf Gerda, ganz vorne am Fenster stehend, zu einem jubelnden Gruß die Arme in die Höhe, — und sie zog ein Tüchlein aus der Tasche und ließ es verstohlen ein wenig flattern, — und sie wußte nichts davon, daß ihr plötzlich die Tränen ungestüm und unaufhaltsam über die Lider drängten und über die Wangen flossen; sie stand mit erhobenen Armen und weiten Augen, bis der Mann da drüben auf der Straße ein zweitesmal die Hand erhob und dann mit plötzlich rascher werdenden Schritten davonging, als müsse er koftbare Zeit wieder einholen; — leer war mit einem Male wieder die Straße, und Gerda trat ins Zimmer zurück, kaum noch wissend, wo sie sich befand. Sie warf sich auf einen Stuhl und starrte vor sich hin, ohne die Tränen abzuwischen, die ihr auf den Schoß tropften, — und nach einer Viertelstunde schon wußte sie gar nicht mehr, ob sie das alles jetzt nur geträumt oder wirklich erlebt hatte, so daß sie wie eine Verzweifelte die kleinen Fäuschen in ihren Handrücken bohrte, nur um die Gewißheit zu haben, daß sie auch wirklich und ganz gewiß wach und bei Sinnen sei und nicht etwa nur das Opfer eines Traumes oder einer Täuschung.

Aber sie war wach, die weinende Gerda Paulini, — und eine mächtige, nie erlebte Bewegung war in ihr. Wie etwas Großes und Heiliges war das, was sie empfand, — und sie erschauerte jäh unter dem Zwange dieses Gefühls; — alles wird gut werden, jubelte eine frohlockende Stimme in ihr. Eins noch bin ich mit ihm, und er liebt mich, wie ich ihn liebe. Ein törichtes Mißverständnis war es nur, was uns getrennt . . .

Sie sprang auf von ihrem Stuhl, die völlig in einem Taumel heißen Gefühls herumwirbelnde Gerda Paulini.

Gerda Paulini sprang auf die Türe zu, als gäbe es nur eines für sie, — davonzugehen aus diesem Hause und jenem Manne fort nachzuspringen, zu dem sie gehörte. — sie gab sich gar keine Rechenschaft mehr über das, was sie tat, und sie hatte schon die Klinke der Tür in der Hand, als diese Türe von außen geöffnet wurde und der Mann auf der Schwelle stand, an den Gerda Paulini in ihrem Ueberschwang gar nicht mehr gedacht:

Lytton Ward!

Drei Schritte fuhr Gerda zurück, und ihre Augen weiteten sie, als sähe sie in jähem Erwachen einen Geist vor sich.

Lytton Ward aber trat ein und lächelte:

„Du weinst, Gerda? Warum? Kannst du nicht froh sein bei mir?"

Aber sie weinte auf der Stelle nicht mehr, die rasch sich fassende junge Deutsche. Sie wandte sich dem Fenster zu und sprach über die Schulter nach rückwärts:

„Bitte, lassen Sie mich in Frieden, Herr Winter!"

Lytton Ward stand ruhig und sein Gesicht war still. Man konnte nicht das Gerinste daraus lesen. „Also noch immer ungnädig!" sagte er nur. „Ich bin gekommen, dir zu sagen, daß du dich fertigmachen sollst, Gerda! Wir fahren noch heute weiter. Jedenfalls gegen Abend! Nach Denver in Colorado!"

Durch Gerda zuckte ein heißer Schrecken. Weafahren? Jetzt weafahren, wo die Mettung vor der Türe stand? — „Ich — fahre nicht mehr mit!" schrie sie auf, so wild und heftig, wie Lytton es noch nie von ihr gehört. „Es ist zu Ende mit meiner Geduld, verstehen Sie, Herr Winter?"

„Nein," lächelte Lytton Ward. „Ich verstehe dich nicht, Gerda! Warum sträubst du dich nicht ins Unvermeidliche? Weißt du nicht, daß du es schön haben wirst an meiner Seite? Hältst du mich für irgendeinen — kleinen Halsabschneider? Sei nicht töricht, mein Lieblina! Ich verfüge über die Mittel, dir ein Leben zu bieten, wie du es dir vielleicht nicht träumen läßt! Ich habe Verfügung geboten, daß mein Haus in Denver festlich für deinen Empfang vorbereitet wird. Man erwartet uns dort. Jede Stunde muß die telefonische Nachricht eintreffen. Sei nicht töricht, Gerda! Vertraue mir! Gib dir die kleine Mühe, mich kennen zu lernen, wie ich wirklich bin!"

„Ich will und werde Sie nie näher kennen lernen, Mister Winter!" verletzte Gerda kalt. „Wenn Sie der Ehrenmann sind, der Sie sein wollen, so geben Sie mir augenblicklich meine Freiheit wieder! Ich werde Ihnen nie gehören! Ich werde lieber sterben, das wissen Sie!"

Da lächelte Lytton Ward.

„Du wirst leben!" sagte er. „Aber ich muß dich daran erinnern, daß ich auch noch eine härtere Seite habe, als du es bis jetzt weißt!"

„Wollen Sie mir drohen?" fragte Gerda stolz. Und da sie den Mann langsam auf sich zukommen sah, machte sie einen raschen Schritt auf das Fenster zu. „Dort hinaus springe ich, wenn Sie es wagen sollten, mich anzurühren!"

Lytton Ward lachte. „Ich habe Zeit!" sagte er ruhig. „Du wirst nicht immer so sprechen, wie du heute sprichst, mein Liebling!"

„Ich verbitte mir diese Bezeichnung von Ihnen!" rief Gerda. „Sie verträgt sich zu schlecht mit der Art und Weise, wie ich von Ihnen behandelt werde! Ich lebte wie eine Gefangene! Warum läßt man mich nicht wenigstens in den kleinen Garten hinab? Haben Sie Angst, Herr Winter?"

Lytton Wards Augen ruhten blinzelnd auf Gerda. „Du kennst mich schlecht, mein Kind!" antwortete er und sprach jetzt ganz leise. „Ein Mann wie ich ist jede Stunde fertig für die letzten Entschlüsse. Ich habe es mir in den Kopf gesetzt, daß du mein bist, Gerda. Daß ich ohne dich nicht leben werde! Ein Schritt von dir zur Flucht, mein armes Mädchen, — und es wäre um dich geschehen! Ich sage dir das offen und in aller Ruhe. Du hast Gelegenheit gehabt, mit eigenen Augen zu sehen, daß ich nicht zögere und nicht fackele!"

In völliger Ruhe waren diese Worte gesprochen. Und sie verfehlten ihre Wirkung nicht.

Es war, als zerbreche etwas in Gerda. Sie ließ sich wie in plötzlicher Willenslosigkeit auf einen Stuhl sinken. Sie fing haltlos zu weinen an.

„Ich — kann nicht mehr!" schluchzte sie. „Haben Sie Mitleid mit mir! Geben Sie mich frei! Nie werde ich Ihnen gut sein können!"

Ich liebe einen anderen, Herr Winter!"

Aber Lytton Ward lächelte nur. Er stand regungslos drei Schritte vor der Weinenden. Etwas wie eine sonst nicht an ihm zu beobachtende Güte schwebte ihm um Mund und Augen.

„Ich weiß — das alles, Kindchen!" sagte er. „Ich werde Geduld haben! Komm jetzt! Du sollst mir keine Vorwürfe mehr machen. Geh mit mir in den Garten hinab. Ich zeige dir das neue Auto, mit dem wir heute abend loskahren werden, — in unser Nest in Colorado!"

— — — — — — — — —

Sonne, freundliche Sonne lachte hoch über dem Missouri, und das kleine Gärtchen, von Reginald Billings mit Liebe betreut, lag behaglich im Licht. — Lytton Ward schien guter Laune. Er schlevpte einen Gartensessel herbei und zwang Gerda, darin Platz zu nehmen. Er brachte ihr illustrierte Zeitungen und eisgekühltes Getränk.

Gerda ließ es geschehen. Sie sagte kein Wort dazu. Mit geschlossenen Augen lag sie im Schatten des Hauses auf ihrem Gartenstuhl.

Die Männer arbeiteten in der Garage. Aber die Tür stand offen. Und Gerda wußte, daß jeder der drei seine Schußwaffe stets parat hatte.

Nein, es gab nichts, als sich still zu verhalten und zu warten. Zu warten, bis — er käme, der soeben von neuem ihren Lebenswea gekreuzt. Bis er käme, sie zu befreien und zu erretten. — Mit heiß werdenden Wangen versuchte Gerda sich auszumalen was bevorstünde. Sicher war Walter schnurstracks zur Polizei gelaufen, um sich Hilfe zu erbitten. Sicher war man schon auf dem Wege hierher. — Und das Ende? — Ein schrecklicher, ein blutiger Kampf nur konnte das Ende sein. Lytton Ward war nicht der Mann, es sich ergab. Er war, wie er es eben selbst mit ruhigen Worten erklärt, stets und zu jeder Stunde fertig für die letzten Entschlüsse. Nicht umsonst hatten Gerdas Nerven in jäher Angst versagt, als Lytton ihr so ohne jede Umschweife davon gesprochen. Was sollte werden? War es diesem Menschen nicht zuzutrauen, daß er das, was ihm teuer war, mitzunehmen entschlossen war in jenes finstere Reich, dessen Tor ihm allein noch offen stand, wenn dieses Haus hier von den Häschern umstellt war?

So viele sind gegangen

Von Karl Bröger

Feldgrau von Haupt zu Füßen
ein Zweiglein vorgesteckt,
von Wünschen und von Grüßen,
von Liebe ganz bedeckt —
Blond und in braunen Haaren,
zur Seite scharfen Stahl:
So sind wir ausgefahren,
dreitausend an der Zahl.

Dann sind wir vorgeschritten
bei Tage und bei Nacht
und standen bald inmitten
der Lotheringer Schlacht.
Oft haben wir gelegen,
wo Eisen traf und Blei,
Es ging der grause Segen
nicht immer glatt vorbei.

So viele sind gegangen
auf Nimmerwiederkehr —
so viele sind gegangen —
dreitausend und noch mehr!
Doch wo auch einer liege,
sein totes Antlitz spricht:
Der Mann zählt seine Siege,
doch seine Wunden nicht.

Bin — ich verloren? gellte die Angst in Gerdas Brust.

Wird er mich töten, wenn er keinen Ausweg sieht?

Sie erschauerte. Sie merkte, daß sie an allen Gliedern zitterte. Mit aufgerissenen Augen schaute sie verzweifelt und krampfhaft in der Runde umher, ob sie schon etwas erspähen könne von nahenden Gestalten.

Aber nichts war zu sehen.

Nur eine Frau kam auf das Häuschen zu. Ein Mädchen eigentlich. Die Männer in der Garage schienen nicht die gerinatte Notiz von ihr zu nehmen. Und bald sah Gerda auch, warum sich niemand um die Nahende kümmerte. Es war ein Mädchen von der Heilsarmee, von der Salutation army, und das Mädchen trug einen Stapel Zeitungen auf dem Arm, den „War Cry", den „Kriegsruf", von dem sie wohl auch hier im Haus ein Exemplar zu verkaufen hoffte.

Gerda sah ihr entgegen. Sie sah ein einfaches, ärmliches Geschöpf unter der blauen Uniform, — sie sah ein seltsam geschnittenes, fremdartiges Gesicht unter dem charakteristischen Hütchen der Heilsarmee.

Gerade blickte Lytton Ward auf. Seine Augen streiften die Näherkommende. Dann wandte er sich achtlos wieder ab und der Arbeit an dem Auto zu, das man soeben fahrtfertig machte. — Niemand mehr sah auf das kleine „Halleluja-Mädchen", das jetzt am Zaun von Mister Billings Gärtchen angelangt war.

Niemand außer Gerda Paulini.

Die aber bemerkte plötzlich zu ihrem jähen Erstaunen, daß die kleine Uniformierte — ihr zuwinkte.

In einer höchst geheimnisvollen, bedeutsamen Art. — Gerda sah aufrecht in ihrem Stuhl und fühlte, wie ihr Herz heftiger zu schlagen begann. Und jetzt — winkte das schlanke Halleljamädchen abermals. Mit einem nicht zu verkennenden, gleichlam warnenden Seitenblick nach der Garage hin, wo die drei Männer an dem Wagen arbeiteten. Die ließen gerade den Motor anspringen. Er brüllte dröhnend auf mit seinen achtzig Pferdekräften.

Da winkte die Fremde zum drittenmal, dringlicher, energischer, flehender noch.

Und Gerda gehorchte einer plötzlich erwachenden Ahnung.

Sie sprang auf. Sie machte einige rasche Schritte und stand schon am Gartenzaun bei dem Heilsarmeemädchen.

„Miß Gerda Paulini!" hörte sie sich angeredet, noch ehe sie ihre Ueberraschung, in das Gesicht einer Chinesin zu blicken, meistern konnte. „Hören Sie mich an, Miß Gerda! Wir sind nahe, Sie zu retten. Aber es ist nicht einfach. Sie müssen Geduld haben und schlau sein. Sonst ist Ihr Leben gefährdet. Wissen Sie das?"

Gerda hatte keinen Tropfen Blut im Gesicht. Den Blick nach der Garage wendend, flüsterte sie erstickt. „Ich — weiß alles. Er . . . will heute mit mir wegfahren. Nach Denver in Colorado. Ist — Walter Steinhoff bei Ihnen?"

Um die Lippen der Chinesin stahl sich ein Lächeln. Aber schon entwortete sie hastig, während sie, den Schein mit vortrefflicher Schauspielerei wahrend, ein Exemplar ihrer Zeitung über den Zaun reichte: „Er ist bei mir! Er läßt Sie grüßen. Fahren Sie ruhig nach Denver! Aber suchen Sie zu erfahren, wo er sie in Denver verbergen will. Schreiben Sie es auf einen Zettel und stecken Sie diesen unter Ihren Schrank. Morgen kommen wir mit der Polizei ins Haus, und Mister Steinhoff findet den Zettel. Dies für alle Fälle. Vielleicht — gelingt es auch anders, noch ehe Ward wegfährt . . . Mut, Miß Gerda! Und Vorsicht! Seien Sie klug wie eine Schlange. Zeigen Sie sich zum Schein willfährig. Dann wird er sprechen, wie alle Männer sprechen, wenn . . . sie verliebt sind . . ."

In der Garage erstarb das Motrengedröhn. Und Chang Ho Wen wandte sich zum Gehen.

„Merken Sie es sich, Miß Gerda, — wir müssen Sie retten, ehe — der letzte Kampf beginnt. Seien Sie klug. Geben Sie zum Scheine nach! Machen Sie ihn sicher!"

„Dankl" flüsterte Gerda. Sie brachte das Wort kaum über die Lippen, so sehr würgte ihr die Erregung im Hals. „Und — Gruß!" setzte sie noch hinzu.

Mit einem letzten Nicken wandte sich die Chinesin weg. Schritt auerfelbein dem nächsten Häuschen zu. Keiner der Männer hatte etwas von ihr bemerkt. Keiner hatte sie am Zaune stehen sehen. Als nach einigen Minuten Edward vor die Garagentüre trat, war das kleine Halleluiamädchen schon weit.

— — —

Es war in der Nacht nach der sensationellen Verhaftung des Gangstertrios, des unfreiwilligen Fassadenkletterers Big Jack, und es ging schon auf zwölf Uhr, als gänzlich überraschend sämtliche Lokalredakteure und Reporter aller Blätter von San Franzisko und diejenigen der größeren auswärtigen Zeitungen telefonisch oder durch Stadttelegramme nach dem Polizeipräsidium gerufen wurden. — Man kam dem Wunsche der Obrigkeit prompt und um so lieber nach, als man erwarten durfte, um ein weitere Sensation reicher wieder nach Hause geben zu können.

In einem der Sitzungssäle des Präsidiums aber war eröffnete ein ziemlich junger und eigentlich noch recht ärmer Beamter den versammelten Journalisten, daß es ihnen, einem Beschluß der Polizeibehörde zufolge, untersagt sei, einen Bericht, so nur eine kurze Notiz über die stattgehabte Verhaftung der drei Gangster zu veröffentlichen, und daß etwa schon im Satz befindliche diesbezügliche Meldungen wieder entfernt werden müßten, zu welcher Anordnung den Herren die Telefone des Hauses zur Verfügung stünden.

Man gehorchte unverzüglich. Die meisten Blätter hatten die Meldung natürlich schon in großer Aufmachung im Druck, und die Herren Chief Editors machten lange Gesichter, auf den fetten Brocken verzichten zu müssen. Auch alle auswärtigen Reporter hatten den Vorfall telefonisch schon an ihre Redaktion weitergegeben.

So gab es also in diesen Nachtstunden ein keilweise recht temperamentvolles Debattieren bei den Herren der Redaktionen einerseits und ihren Reportern anderseits. — Debatten, die erst dann die etwas unwilligen Redakteure zur Nachsicht brachten als der junge und „grüne" Herr vom Polizeipräsidium in San Franzisko erklärte, die Blätter dafür verantwortlich machen zu müssen, wenn durch ihre unzeitgemäßen Veröffentlichungen die Allgemeinheit geschädigt würde. Es drehe sich darum, daß die restlose Aufhebung einer ganzen Organisation von Gangstern bevorstehe. — daß die Verhaftung des „public enemy", des Staatsfeindes Lytton Ward eine Frage von Tagen oder Stunden sei, — daß aber deshalb auch jede Informierung der Gangster durch die Tageszeitungen unterbleiben müsse.

Man erfuhr bei diesem Anlaß noch, daß die Verfolgung der erwähnten Gangsterorganisation gewissermaßen einem Diktator

in die Hände gegeben sei, und zwar einem Mister Hutchins in Chikago, einem Beamten von Ruf und außerordentlicher Geschicklichkeit, der auch sofort den soeben an die Zeitungen bekanntgegeben Befehl vorläufigen absoluten Schweigens habe ergehen lassen.

Mister Hutchins werde sicherlich in der Lage sein, schon in wenigen Tagen die Presse direkt weit umfangreichere Meldungen von der vollendeten Aktion zu entschädigen.

Es war halb zwei Uhr in der Nacht, als man auseinanderging, nicht ohne sich den Namen des „Antigangster-Diktators" Hutchins genauest notiert zu haben. Und einige besonders eifrige Reporter kabelten noch in derselben Nacht nach Chikago, um Bilder dieses zu so plötzlicher Berühmtheit gelangten Herrn für ihre Zeitungen zu bekommen. — Die Sommernacht stand licht und lau über der Bai; die kurzen Stunden brachten kaum noch völlige Dunkelheit, nun schon in aller Frühe den ersten Dämmerschein des nahenden Tages ahnen zu lassen; — aber dem Nachtleben in San Franzisko Chinesenviertel tat das keinen Abbruch, und in Katias Salon lärmte die Musik auch noch, als auf den Straßen die Laternen nur noch als schäbige Konkurrenz neben der Lichtfülle des neuen Tages brannten; — es war fast, als müsse man in diesem lustigen Lokal die kurzen Stunden doppelt konzentriert genießen, und man tat das auch nach Kräften, jeder nach seiner Art und nach seinem Geschmack — und nach seinem Geldbeutel.

Ja, der Aufenthalt bei der schönen Russin war noch um vieles pikanter geworden.

Allerlei Gerüchten waren von Mund zu Mund gegangen in der Lebewelt von San Franzisko; tolle Dinge hatte man aus angeblich bestinformierter Quelle erfahren; — diese verwegene und geschäftstüchtige Generalstochter, die nicht nur verstanden hatte, den Bolschewiken ein Schnippchen zu schlagen, sondern auch den Snobs der amerikanischen Geldaristokratie die Dollars aus den Taschen zu locken, sollte in allerlei dunkle Affären verwickelt sein, in Schmuggelgeschäfte und Rauschgiftorgien, ja vielleicht in noch Schlimmeres, — und andere wußten wieder in ilzerlegenem Lächeln zu erzählen, daß dies beileibe nicht wahr sei, sondern daß die kluge Katja im Gegenteil insgeheim in den Diensten der Polizei stehe.

Wer recht hatte, — was auf Wahrheit beruhte an diesem Gerede, — wer wollte das wissen? Niemand wußte das.

Aber das eine stand fest, daß Katjas Lokal unter diesen Gerüchten keineswegs litt, sondern erst recht bis auf den letzten Stuhl besetzt war, und daß die blanken Luxuswagen der jeunesse dorée in noch längeren Schlangen vor Katjas Türe parkten, und daß sensationslüsterne Frauen von weither angefahren kamen, eine Nacht in diesem „Milieu" zu verbringen, das so „echt" nach Unterwelt „roch".

Sie selbst war übrigens einen Tag oder vielmehr eine Nacht wie die andere immer die gleiche, die schöne, blonde Russin. Sie thronte hinter ihrer Bar, mit ihren flinken Augen zu gleicher Zeit das Personal überwachend und dirigierend und mit dem zahlungsfähigsten Teil ihrer Gäste kokettierend, die auf den hohen Stühlen um sie herumsaßen.

Unter diesen Gästen befand sich in dieser Nacht ein junger Mensch, den sie noch nie gesehen. Es war ein junger Asiate, der offenbar über einige Mittel verfügen mußte, denn er war im schwarzen, auf Seide gearbeiteten Gesellschaftsanzug erschienen und trank nur das Teuerste, was auf der Karte stand.

Im übrigen war er schweigsam, und Katja dachte sich nichts dabei, daß der dürre, schmächtige Gelbe sie keine Sekunde aus den Augen ließ. Sie nahm es als Schickstenheit und war im übrigen derartige Huldigungen reichlich gewöhnt.

Im „Salon" herrschte Hochbetrieb.

Die Genießer der zahlungsfähigen Kreise kamen mal wieder voll auf ihre Rechnung. Eine wahre Parade dunkler Gestalten war zu beobachten und Frauen aller Nationen.

Selten war nur, daß an einigen Tischen, die nahe dem Ausgang standen, eine Gesellschaft von Männern Platz genommen hatte, die irgendwie nicht recht zu der fröhlichen Umgebung passen wollte.

Es fiel zwar niemandem besonders auf, Immerhin nahm Katja mit einem ihr selbst nicht ganz klaren Mißtrauen von der Anwesenheit dieser sieben Kunden Kenntnis und dachte einige Minuten darüber nach, ob etwa geheime Polizei dahinter stecken könne, um irgendeinen ihrer Gäste zu fassen.

Nun, das war schließlich auch nichts Neues. Katja beschloß abzuwarten.

Aber plötzlich fiel es ihr auf! daß der kleine Gelbe, dieser dürre, affenähnliche Geselle im Smoking, die Gelegenheit wahrgenommen hatte, einen gerade leer gewordenen Stuhl dicht vor ihr zu erfletern, um nun aus nächster Nähe sein stummes Gaffen fortzusetzen.

Katja mißfiel der Gelbe. Sie hatte keine Lust zu einem so unglaublichen Flirt und machte kein sehr freundliches Gesicht.

Doch da sah sie, aufmerksam wie sie war, daß in dem Glas, daß der junge Chinese ihr hinschob, um es neu füllen zu lassen, ein kleiner, zusammengefalteter Zettel steckte.

Katja erschrak, ohne noch recht zu wissen, weshalb.

Sie ließ ihre Augen mit einem mißtrauischen, prüfenden Blinzeln über den Gelben hinhuschen.

Dann drehte sie sich um, nahm den Zettel aus dem Glas, das sie zugleich einem der Mixer hinreichte, — und las:

„Ihr Lokal ist umstellt. Alle Ausgänge sind besetzt. Geben Sie mir Gelegenheit, Sie eine Minute zu sprechen!"

Die schöne Russin blieb eine halbe Minute abgewandt, dem Lokal den weit ausgeschnittenen Rücken kehrend. Als sie sich wieder umdrehte, war ihr Gesicht völlig ruhig und zeigte nicht die geringste Spur einer Erregung.

Der Chinese bekam sein frischgefülltes Glas

Gleich darauf ging Katja, dem Asiaten einen Blick zuwerfend, langsam, majestätisch, wie eine echte russische Generalstochter durch ihr musikerfülltes Reich und verschwand hinter einer Tür, auf der eine Anschrift bestagte, daß der Eingang nur dem Personal gestattet sei.

Es dauerte keine Minute, da stand der Dürre, affengleiche Chinesenmaus vor ihr. Er grinste mit devoter Höflichkeit. Aber er sah noch affenähnlicher dabei aus.

„Mein Herr schickt Ihnen seine Empfehlung!" sagte er, sich verbeugend. „Wenn Sie — sich rechtzeitig in Sicherheit bringen wollen, so vertrauen Sie sich mir an!"

Katja hatte den blonden Kopf im Nacken liegen.

„Ich habe — keinen Grund zur Flucht!" sagte sie stolz.

Der dürre Chinse lächelte. „Gewiß nicht! Aber — Sie wissen so viel, — was Sie — nicht für sich hätten behalten dürfen. Miß Katia! Und — wir fürchten, — die Polizei wird es aus Ihnen herauszufragen verstehen. Die Polizei wird in diesem Falle bis zur letzten Grenze gehen. Sie werden den dritten Grad unterworfen werden, Miß Katja! Wollen Sie das?"

Die Russin behielt zwar noch immer ihre wahrhaft königliche Haltung, aber man sah es unter ihrer Schminke, daß sie erbleichte, und ihr Mund zuckte einen Augenblick verräterisch.

„Sie sehen Gespenster!" stieß sie noch heraus, als klammere sie sich an eine letzte Hoffnung.

Das gelbe Bürschlein aber grinste nur.

Er öffnete spaltbreit die Türe und ließ Katja hinausblicken.

Man konnte gerade sehen, wie von den nahe am Ausgang stehenden Tischen drei Männer aufstanden und in nicht mehr länger mißzuverstehender Weise unmittelbar neben der Tür Posto faßten.

„Es — gibt noch zwei rückwärtige Ausgänge!" stammelte Katja, die jetzt ihre letzte Fassung verlor.

„Sie sind seit vierzig Minuten für niemanden mehr passierbar!" erwiderte der Gelbe. Er lächelte auch bei dieser Mitteilung, als erzähle er lauter Scherze. „Wollen Sie mitkommen?"

Da nickte Katja mit verzerrtem Gesicht. Aber sie blieb bei all ihrer Angst geistesgegenwärtig. Sie schlüpfte durch eine kleine Türe noch einmal in ihr Lokal zurück, trat scheinbar gleichgültig an die Kasse heran und raffte mit einem einzigen Griff alles an sich, was an größeren Noten darin vorhanden war. Es war das Werk von zehn Sekunden, und niemanden fiel etwas dabei auf, nicht einmal den Polizisten.

Dann aber schlich sie, die Scheine in ihren Ausschnitt steckend, hinter dem Chinesen her.

„Es gibt noch einen Weg!" sagte der. „Er hat sogar den Vorzug, daß er Ihnen Gelegenheit gibt, noch ihr Kleid zu wechseln und einen Mantel anzuziehen. Der Weg — geht durch das Fenster ihres Schlafzimmers!"

Der Russin stockten die Schritte „Durch — das Fenster? — Aber es liegt vier Stockwerke hoch!" stieß sie mit versagendem Atem hervor.

„Kommen Sie!" Der Gelbe lächelte nur. Hinter ihnen, im „Salon", war noch alles still. Die Aktion schien noch nicht ihren Anfang genommen zu haben.

Man gelangte in Katias Privatwohnung, und der Chinese verriegelte noch dem Eintreten alle Türen, als sei er hier zu Hause.

„Sie haben noch Zeit, Miß Katia, einige Wertsachen und Kleidungsstücke einzupacken, die Ihnen wichtig scheinen!" sagte er. Auch in diesen kritischen Minuten sagte er keinen Augenblick seine devote, beinahe sündische Freundlichkeit ab.

„Und dann . . . ?" stammelte die Russin, der jetzt die Hände flogen.

„Dann?" Das Grinsen des Asiaten war fast nicht mehr erträglich. „Dann wird dies Ihr Weg sein!" an ein Fenster tretend und hinabdeutend.

Katia stand entgeistert.

Sie wußte, — da unten war ein Hof. Wie ein dunkles Loch gähnte er herauf, doppelt schwarz, weil der Himmel sich schon vom nahenden Morgen zu lichten begann.

„Was — soll — das heißen?" schrie sie auf.

Dort unten — stehen meine Freunde! Leute meines Herrn Tseng Ki! Er will Sie retten! Er will, daß Sie in Sicherheit sind, wenn die Polizei zugreift! Meine Freunde — haben ein Sprungtuch. Sie breiten es aus, sobald Miß Katia zu springen bereit ist. Ich muß nur pfeifen! Es ist eine ganz einfache Sache!"

„Sie — sind — toll" scheie jetzt die schöne Russin auf. „Sie sind ganz einfach toll!"

Der Junge machte eine seiner Verbeugungen. „Ich bin gewiß nicht sehr gescheit!" versetzte er freundlich. „Aber, daß dieses Springen eine ganz einfache Sache ist, dürfen Sie mir dennoch glauben!"

Katja mußte sich an ein Möbelstück anlehnen. Die Knie zitterten ihr. „Ich — werde tot sein!" keuchte sie, blaß wie eine Leiche.

„Sie werden heil und gesund unten ankommen! Bei jedem Brande würden Sie dasselbe tun! Und was jetzt hier geschieht, ist nicht weniger gefährlich als ein Brand!" Der Asiate lächelte wieder.

Aber Katja schüttelte den Kopf. „Ich — kann es nicht! Ich bringe das nicht fertig! Lieber — stelle ich mich der Polizei! Ich habe nichts verbrochen . . . Ich . . ."

Der schmächtige Chinesenmann nickte freundlich. „Sie haben nichts verbrochen, gewiß nicht!" bestätigte er beinahe demütig. „Aber — Sie sind Mitwisserin vieler Dinge, die der Polizei wichtig sind. Und die Polizei weiß das. Es ist eine große Sache im Gange. Es ist ein Mann eingesetzt mit unbeschränkten Vollmachten. Seine Anweisungen sind an die Gouverneure aller Staaten der Union ergangen. Auch hier in Kalifornien hat das schon seinen Anfang genommen. Und man will wissen, man will unbedingt wissen bei der Polizei, was . . . Miß Katja auszusagen hat, wenn man sie unter dem dritten Grad befragt . . ."

Katja stand wie eine Bildsäule. Sie starrte den unentwegt lächelnden Sprecher wie eine gespenstische Erscheinung an.

Der schmächtige Chinese verstummte, als warte er auf etwas. Als die Russin aber schwieg, fragte er ruhig:

„Miß Katja, — wenn man Sie zum Beispiel verhören wird, was Sie von dem toten Gäste Willard und seinem gleichfalls toten Steuermann Torens und deren Gewerbe wissen, he, — was werden Sie sagen? Etwa, daß Sie die beiden gar nicht gekannt hätten? Man weiß längst, daß Sie die Vertraute der beiden waren. Und wenn man es nicht gewußt hätte, — seit vier Stunden sitzt Big Jack im Verhör, — und was er plaudert, füllt ganze Seiten der Protokolle. Er ist ein ausgemürbter Schwächling und Schuft, dieser Big Jack, so lang er auch ist, — und es ist ein Unglück, daß es nicht gelungen ist, ihn rechtzeitig — schweigsam zu machen!"

Der Chinese hielt wieder inne mit seinem flüsternden, freundlichen Reden. Er sah Katja an, als wolle er die Wirkung seiner Worte von ihrem Antlitz ablesen.

Aber die stand noch immer wie versteinert. Nur ihre Lippen bewegten sich, wie wenn sie zu einer Verteidigungsrede ansetzen wolle.

„Möchten Sie auch — viele Stunden lang in einem solchen Verhör sitzen, Miß Katja?" fragte der Asiate.

Katja schwieg.

Und jetzt trat der junge Mensch ganz dicht vor die schöne Frau hin, ihr mit blinzelnden Augen ins Gesicht schauend:

„Werden Sie — springen, Miß Katja?" Die Russin hob beide Arme.

„Ich — kann nicht!" stöhnte sie. „Da hinab springen . . . in diese schwarze Finsternis, . . . wie in die Hölle selbst . . ." Ihre Augen weiteten sich in Entsetzen.

„Sie . . . werden springen, Miß Katja!" sagte ruhig der Gelbe, als rede er einem aufgeregten Pferde zu. „Sie werden springen . . . müssen!"

Katja starrte in das lächelnde Gesicht des Chinesen. „Ich . . . werde müssen?" . . .

Der junge Mensch nickte. „Mein Herr Tseng Ki — wünscht nicht, daß Sie einer ebensolchen Probe ausgesetzt werden, wie — Big Jack. Er wünscht, daß Sie — sich dem Verhöre entziehen. Den Weg dazu habe ich Ihnen gezeigt. Er ist gefahrlos. Zum mindesten gefahrloser, als er aussieht! Und es gibt nur noch den einen Weg für Sie, wenn Sie — leben wollen!"

„Wenn ich — leben will . . .", wiederholte Katja stammelnd, kaum noch Atem holend.

„Wenn Sie — nicht springen, Miß Katja . . .", das Gesicht des Asiaten war nur noch eine Fratze, — „wenn Sie nicht springen, habe ich den Auftrag, dafür zu sorgen, daß . . . Sie nicht lebendig . . . in die Hände der Polizei fallen!"

„Ha!" Ein spitzer, hallblauter Schrei entrang sich der Kehle Katias. Sie wich zurück. Sie mich bis an die Wand. Sie starrte den kleinen gelben Affen vor sich in hellem Entsetzen an.

Der schien völlig ruhig. Aber in seiner dürren rechten, vogelkrallenähnlichen Hand blinkte klein und kaum sichtbar ein zierlicher Revolver.

Es war einige Sekunden still im Zimmer.

Still genug, um plötzlich einen dumpfen, verworrenen Lärm zu hören, der von unten, aus dem Erdgeschoß des Hauses, heraufdrang.

Die Razzia der Polizei hatte begonnen. Man vernahm das Knallen von Türen, das Rennen eiliger Füße, den groben Laut herrischer Kommandos. Und von der Straße her dröhnten die Motore starker Polizeilastwagen.

„Es ist Zeit!" flüsterte der Chinese. „Sie können sich nun nicht mehr umkleiden. Miß Katja! Nehmen Sie einen Mantel, — legen Sie Ihre Wertsachen in dieses Köfferchen! Schnell!"

Da war es zu Ende mit Katias Nervenkraft. Sie fing stammelnd und lallend zu beten an. Dicke Tränen flossen ihr über die gemalten Wangen.

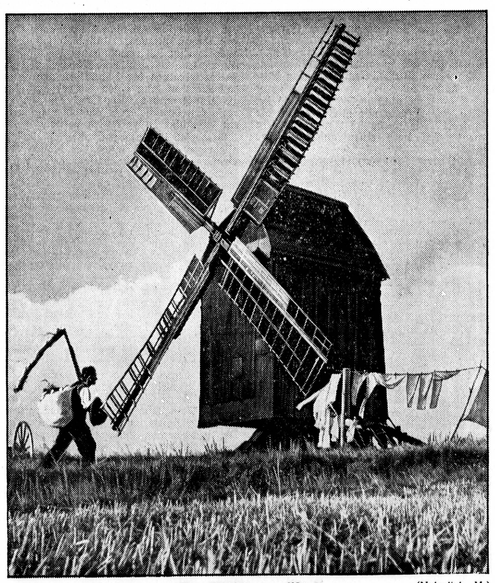
„Vorwärts!" Der Chinese faßte zu. Er umfaßte den nackten Arm der kaltsinnlosen Frau. Er hatte einen Mantel aus einem Schrank gerissen und zwang sie, hineinzuschlüpfen. Er hielt ihr ein offenes Köfferchen hin, damit sie Geld und Schmuck hineinwerfen könne.

Aber die Russin war zu nichts mehr fähig. Der Gelbe riß sie endlich ans Fenster, wo sie stöhnend in die Knie sank. Er beugte sich hinaus. Ein leiser Pfiff ertönte, der augenblicklich von unten beantwortet wurde.

Es war leinahe hell draußen. Nur der Hofschacht lag in gähnendem Schwarz.

„Los!" kommandierte der Asiate.

(Forts. folgt.)



Die Mühle im Wind (Nehrdich, M.)

6. Fortsetzung

Im Lande der aufgehenden Sonne

Fernöstliche Reise nach Japan

Ein Bericht von Johannes Mayrhofer

Schließlich kassierte sie ihre wohlverdienten anderthalb Yen ein und verschwindet wieder in der Kajüte, um das triefende weiße Kleid mit trockener Kleidung zu vertauschen. Ich aber lehrte mit meinem Polizisten nach Toba zurück. Der Bootsmann bekommt für beide Fahrten taxifmäßig ganze zehn Sen. Meinen Polizisten lade ich ins nächste Café ein und biete ihm eine Mahlzeit mit Sake an, aber er lehnte entschieden ab und begnügt sich bescheiden mit einer Tasse Kaffee.

Die Rückfahrt nach Nagoya unterbreche ich noch kurz in Futami-no-ura. Eine kurze, aber interessante Wanderung durch die erleuchteten Straßen und weiterhin am rauschenden, abendlich dunklen Meer, vorüber an feierlich brennenden Steinlaternen. Ein Spaziergang, der kaum eine Stunde währt, aber zeitlebens vor meiner Erinnerung steht mit seinen wundervollen, tiefpoetischen Stimmungen.

Nach Kyoto und Nara

Und wieder führt mich mein Weg nach den alten Kaiserstädten und Kulturzentren, die in der Geschichte Japans eine so große Rolle gespielt haben und deren Glanz weiterleuchtet durch die Zeiten in prachtvollen Monumenten. Aber diesmal war es nicht meine Absicht, so wie bei meiner ersten japanischen Reise vor mehreren Jahren eine schier unerschöpfliche Fülle von Palästen und Sommerresidenzen der Kaiser und der Shogune, von Tempeln und Heiligtümern zu besichtigen und zu studieren, sondern nur, die damals gewonnenen Eindrücke zu ergänzen und einige Festlichkeiten miterleben, die an bestimmte Zeiten gebunden sind, die zu sehen sich also nicht immer die Gelegenheit bietet.

Schon früher einmal hatte ich vor dem Tempel Sanju-sangen-do gestanden, der auf eine vielhundertjährige Geschichte zurückblickt. Der ursprüngliche Bau aus dem Jahre 1132 wurde durch eine Feuersbrunst im Jahre 1249 zerstört, aber schon 1251 wurde der Neubau durchgeführt. Außerordentlich interessant, ganz eigenartig ist das Innere. Zu meinem großen Bedauern mußte ich bei meinem ersten Aufenthalt in Kyoto unverrichteter Dinge wieder abziehen, da der Tempel restauriert wurde. Diesmal aber kam ich nicht vergeblich.

Die tausendhändige Kwannon

Das Innere bildet eine große, langgestreckte Halle, in deren Mitte über brennenden Kerzen und leuchtenden Laternen ein riesengroßes Bildnis der tausendhändigen Kwannon aufragt, der Göttin der Barmherzigkeit. Und nun das Unerhörte: Zu beiden Seiten der riesigen Statue stehen in endlosen Reihen, nebeneinander und übereinander auf Stufen emporsteigend, nicht weniger als tausend weitere Kwannonstatuen, klein im Vergleich zur Hauptfigur, aber immerhin etwa ein Meter hoch, alle von größter Aehnlichkeit, alle in goldenem Glanze leuchtend. Trotz der ungeheuren Menge gleichartiger Gestalten ist der Eindruck kein langweiliger, sondern außerordentlich eindrucksvoll. Sehr wirkungsvoll ist die Umrahmung, die schlichte Halle aus braunem Holz, die weiße Rückwand, die rechteckigen weißen Papierfenster als einzige Lichtquelle.

Wandert man nachher an der Rückseite der Tempelhalle, hinter der riesigen Galerie von Statuen, zum Eingang zurück, so begegnet man noch einer Anzahl von gütig und von schrecklich blickenden Gestalten, die aber unwesentlich sind im Vergleich zu dem unvergeßlichen Eindruck des großen Tempelraumes.

Leider konnte ich zu dieser Wanderung durch die weiten Räume keine passenden Ueberschuhe bekommen und mußte wohl oder übel auf Strümpfen gehen. Warum lebt man auch auf so großem Fuße!

Im Scheine einer Riesenfackel

Nara kann man von Kyoto aus mit der Eisenbahn in 50 Minuten erreichen, mit dem Expreßzug der elektrischen Bahn sogar in 30 Minuten. Ich kam abends an und suchte mir, durch beleuchtete Straßen und dunklere Terrain hinwandernd, noch einigermaßen von der Erinnerung an meinen früheren Aufenthalt unterstützt, das schöne Nara-Hotel. Hier erfuhr ich, daß in der Nacht eine große buddhistische Feier in Nara stattfinde und am Morgen eine solche der Shintopriester. Ich hatte es also gut getroffen. Freilich wäre es für jemand, der nicht hinreichend ortskundig, ein Wagnis gewesen, nachts große Wanderungen durch das weite Parkgelände zu unternehmen. Nicht als ob man räuberische Ueberfälle gewärtigen müßte, aber wie hätte ich die Stätte der nächtlichen Feier finden können, und wie hätte ich den Rückweg zum Hotel gefunden! Der freundliche Hoteldirektor half mir über diese Schwierigkeit hinweg. Um 12.30 Uhr wanderte er mit mir durch Kryptomerien und Kiefern, bei Mond- und Sternenlicht zu der Stelle, wo die buddhistischen Priester erscheinen sollten, um „heiliges Wasser" zu holen. Dieses Wasser soll dann Schutz gegen Krankheiten gewähren und den Feldern nützen. Trotz der späten Stunde hatten sich zahlreiche Zuschauer eingefunden, nicht Fremde, Touristen, sondern die einheimische Bevölkerung. Händler nützen die Gelegenheit, um in Buden oder ärmlichen Verkaufsständen ihre Waren anzubieten. Asiatisch-malerisch beleuchtete bescheidene Raritäten. Im Halbdunkel umgeben wimmelte es von Menschen, groß und klein, kleinen Kindern. Mädchen mit Geisharfrisur, alten Frauen und Männern und Jünglingen. Wir mußten lange geduldig warten, — der in östlichen Landen hat man ja Zeit und ist man nicht so nervös wie wir unruhigen Europäer.

Nachdem im Tempel auf der benachbarten Höhe die Sutras gebetet, erscheint endlich auf der Steintreppe, die zu dem harrenden Volke führt, die Prozession. die Priester mit weißen Gewändern mit violaähnlichen Tuchstreifen und anderen Kostümen. Eine Riesenfackel erscheint, furchtbar dick und zwei Meter lang. Ein einziger trägt das Ungetüm die Treppe herab. Und nun erlebe ich ein phantastisches Bild: die große Fackel und etliche kleinere in flammender Pracht die Finsternis durchleuchtend. Ein riesiges Feuer entzündet sich auf der Erde. Und den Hintergrund bildet das Tempelgebäude auf der Höhe, das zum dunklen Himmel emporragt. Endlos zieht sich unterdessen die Feierlichkeit hin. So kehre ich mit meinem Hoteldirektor heim, auf unebenen Pfaden über zahllose Steinstufen durch den herrlichen Wald. Am Eingang eines Tempels brennen noch zwei ganz große Papierlaternen. Um halb drei lande ich endlich wohlbehalten in meinem Quartier.

Der Zug des Shintopriesters

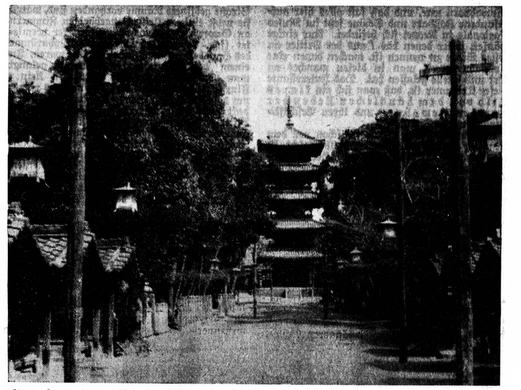
Leider muß ich um 7.30 Uhr wieder aufstehen. um die Shintoprozession nicht zu verpassen. Durch den wundervollen Wald mit den zahlosen zutraulichen Hirschen hoffe ich mich zum Kasuga-Jinsha. Zahlreiche Menschen stehen bereits am Wege. Aber auch diesmal müssen wir lange warten. Endlich erscheint der Zug. Priester zu Fuß und zu Pferde, Tempeldiener, junge Novizen. Kleidung in allen möglichen Farben, Kopfbedeckung verschieden je nach Würde. Ich rücke mit meiner Kamera weiter heran zum Tempel, um möglichst viel von den Vorgängen zu erhaschen. Meine Unbescheidenheit kommt mir zustatten. Plötzlich sehe ich, wie das „Volk" von weiterem Vorwärtsdrängen zurückgehalten wird, während man mir gnädig in der Halle, welche die Geistlichkeit niederen Grades aufnimmt, einen Platz gewährt. Freilich darf ich nicht dahin vordringen, wo jetzt einer der Priester, halb verdeckt durch feierliche Vorhänge, in seiner langen Purpurschleppe tiefe Verneigungen macht und Gebete verrichtet. Nach endlosem Warten sehe ich nochmals eine Art von Prozession. Den auswärtigen Teilnehmern gibt man noch eine Strecke weit das Geleit. Und nun darf ich zum eigentlichen Tempel hinaufgehen, wo gerade eine Abteilung Militär ihre Reverenz macht. Und ich kann in Ruhe die Hallen, die Galerien, die Tempellaternen bewundern.

In den Katarakten des Hozu

Bei meiner ersten Asyphtpartie hatte ich, als meine nubischen Ruderer mich von der versunkenen Insel Philae nach Assuan zurückförderten, die stille Hoffnung, daß wir den berühmten Nilkatarakt passieren würden. Aber die Hoffnung erwies sich als eitel; wir fuhren schön vernünftig und sittsam in eine hochmoderne Schleuse und wieder glücklich am anderen Ende hinaus, was gewiß sehr praktisch und ungefährlich, aber leider auch weniger romantisch war.

Aber in Japan konnte ich das Versäumte nachholen. In den Stromschnellen des Hozu. Auf der Eisenbahn zwischen Kyoto und Kameoka schon konnte ich nicht nur die herrliche Berglandschaft, sondern auch die Katarakte des Flusses in der Tiefe bewundern. Aber als ich dann zum Hozu wanderte und wegen eines Bootes zu verhandeln begann, fand ich keine Erhörung, obschon ich einen guten Preis, nämlich volle zwanzig Yen versprach. Ein Bote mit Fahrrad mußte verfuchen, die erforderlichen Ruderknechte wohl zu machen. Aber es half alles nichts. Da es schon beinahe fünf Uhr nachmittags war, konnte man sich nicht mehr zu der langen Fahrt entschließen.

So reiste ich denn nach Nara und wiederum nach Kyoto und nach Amanohashidate. Als ich dann in den nächsten Tagen nach Kyoto zurückkehrte, machte ich einen neuen Versuch. Aber es schien zunächst ein wahrer Unstern über meinem Plan zu walten. In der Nijo-Station war der Zug — genauer gesagt, der Wagen, es war nämlich nur ein Triebwagen — so entsetzlich überfüllt, daß ich nicht mitkam. So fuhr ich denn zum Hauptbahnhof, um gleich von der Ausgangsstation den nächsten Zug zu nehmen. Aber diesen nächsten Zug habe ich dann richtig verpaßt. Endlich aber glückte es mir nach so vielen Prüfungen, doch noch wohlbehalten nach Kameoka zu gelangen. Dann weiter zu Fuß nach Hozubashi. Für achtzehn Yen bekam ich ein Boot, ein breites, flaches Boot, der Eigenart des Flusses entsprechend. Aber ich mußte lange warten, erst auf das Boot, dann auf meine Ruderer. Zum Glück kam eine Schulklasse an den Fluß. fröhliche japanische Mädchen, so daß man wenigstens die Zeit :.it der amüsanten Beobachtung des kindlichen Treibens nützlich ausfüllen konnte. Schließlich hatte ich meine ganze Besatzung glücklich beisammen, einen Steuermann, zwei Ruderer — die Ruder wurden in einem Strick befestigt, der durch ein Loch der Seitenwand geschlungen war — und vorne noch einen Mann mit einer langen Bambusstange. Der Steuermann steht imposant mit dem rechten Fuß auf einem schräg hingelegten Brett, mit dem linken auf dem Rand des Bootes.



Altes und neues Japan: Telephondrähte im engsten Bereich eines Tempelbaues. (Photo: Mayrhofer.)

Ueber 25 Jahre Stromschnellen

Und nun fahren wir anderthalb Stunden lang nach Arashiyama. Etwa fünfundzwanzig Stromschnellen, große und kleine, haben wir zu überwinden, auf Strecken von etwa dreißig, vierzig, selbst sechzig Meter Länge. Es geht durch prächtige Berg- und Waldlandschaft. Gelegentlich sehe ich die Fischerhütten, mit der ich selbst gefahren, wie sie sich durch die Felsenmassen hindurcharbeitet. Mächtige Felsblöcke liegen im Wasser, auf unserer Bahn. Der Fluß sucht sich mühsam seinen Weg, dreht und wendet sich, wie das unerbittlich harte Gestein es verlangt. Einmal wendet er sich in rechtem Winkel. Wunderbar ist die Sonnenbeleuchtung. Ich sehe silhouettenhafte Kiefern, wie sie sich von weiter zurückliegendem Bergland abheben, dunkle Gestalten auf hellerem Grund.

Das Boot gleitet durch die Fluten, jetzt stößt es auf, bebend und ächzend schießt es durch die Stromschnellen. Ein paar Zentimeter nach links, und wir zerschellen! Aber meine Mannschaft ist auf dem Posten. Wie gleiten durch die aufregenden Felsblöcke geradezu sicher hindurch wie durch die sandig-kiesigen Flächen mit kleinerem Gestein. Endlich kommen wir in ein ruhiges Wasser, und hier ändert sich plötzlich völlig das Bild. Zahlreiche Boote, elegant gebaut, nicht so breit und flach wie das unsrige, fahren durch die klaren Fluten. Japanische Ausflügler, die sich des Lebens freuen. Wir sind in Arashiyama.

Bald sitze ich in einem netten Teehaus auf einer der benachbarten Höhen, in einer offenen Halle mit schöner Aussicht. Selbstverständlich setze ich mich nicht an einen der langweiligen weißgedeckten europäischen Tische, sondern lasse mich auf Matten und Kissen nieder, um meinen Tee zu trinken.

So war mir also in Japan beschieden, was mir das Wunderland Aegypten versagt hatte.

Koreanische Fahrten

Das aktive, tatkräftige Volk der Japaner, dem es schon längst zu eng wird im eigenen kleinen Inselland, dringt immer weiter vor mit seinem Einfluß, seiner Machtsphäre aber auch tatsächlicher Erweiterung seines Gebietes.

Nachdem sich Japan und China lange genug um den maßgebenden Einfluß auf Korea gestritten, mußte die chinesische Regierung nach dem chinesisch-japanischen Kriog im Jahre 1895 die Souveränität Koreas anerkennen. Aber die neue Kaiserherlichkeit dauerte nicht lange. Zwar mußte Rußland, das auch gerne im „Lande der Morgenfrische" seine Geschäfte gemacht hatte, 1905 im Frieden von Portsmouth seine Wünsche und Hoffnungen begraben, aber schon 1904, im Anfang des russisch-japanischen Krieges, besetzten die Japaner die Halbinsel. Das Land wurde zum Vasallenstaat gemacht. Und am 22. August 1910 wurde die Annexion verkündet. Das Reich verwandelte sich in eine japanische Provinz, Chosen genannt.

Wenn man auf der japanischen Hauptinsel Hondo bis zur Südwestspitze, bis nach Shimonoseki, vorgedrungen ist, regt sich ohne Zweifel lebhaft der Wunsch, einmal nach Fusan hinüberzufahren und von dort mit der vortrefflich eingerichteten Eisenbahn ins Zentrum des Landes, zur alten Hauptstadt Seul, von den Japanern Keijo genannt, zu reisen.

Bei der Fahrt durch die koreanischen Bergslandschaften wurde mir durch den Augenschein bestätigt, welch große Verdienste sich Japan wie auf so vielen anderen Gebieten so auch um die Aufforstung des Landes erworben. Merkwürdig sehen die Dörfer aus mit ihren Lehmhütten und den seltsamen schildkrötenartigen Strohdächern. In der Kleidung der Bevölkerung fiel mir die lebhafte Farbenfreudigkeit auf, doch mußte ich überall, auch in der Hauptstadt, beinahe vollständig den Anblick der schönen kleidsamen Kimonos vermissen.

Nachdem ich mich im Chosen-Hotel häuslich eingerichtet, begann ich möglichst rasch meine Wanderungen durch die Stadt. Man sieht merkwürdige, ungewohnte Trachten. Männer mit weißen Schuhen, einem weißen, lose herabfallendem Kleid und dem schreckllichen schwarzen Hut, der lebhaft an einen Zylinder erinnert, aber etwas durchsichtig ist und im Innern noch ein unbestimmtes Etwas wie ein kleineres Hütchen mit schräger Oberfläche sichtbar werden läßt. Frauen und Mädchen aber wandern dahin in leuchtenden Kleidern.

Im übrigen hat mir die Stadt, die immerhin eine Bevölkerung von 400 000 Menschen zählt, zunächst eine kleine Enttäuschung. Die Hauptstraßen machten einen ziemlich langweiligen Eindruck. Der Keifukiu-Palast war schon um 4 Uhr geschlossen, ein anderes bedeutendes Gebäude, in dem ich das Museum vermutete, war ebenfalls geschlossen. Man scheint hier nachmittags um 4 Uhr zu Bett zu gehen.

Doch nein, man soll nicht vorschnell urteilen. Den Bau des Generalgouvernements konnte ich besichtigen. Das Innere ist prächtig und der äußere Anblick besonders eindrucksvoll wegen der hochragenden Kuppel. Der Führer lehnte merkwürdigerweise höflich, aber bestimmt jedes Trinkgeld ab. Sympathische Manieren. Viel Freude hatte ich im Pagodenpark mit seinen schönen Anlagen und seinen fröhlich spielenden Kindern. Der Name kommt von einer kunstreich gearbeiteten elfstöckigen Marmorpagode, die nach volkstümlicher Ueberlieferung das Geschenk eines mongolischen Kaisers aus dem 14. Jahrhundert an seine Tochter ist. Sehr lohhaft ging es zu in den wichtigen, kleineren Straßen der Stadt, die entschieden interessanter waren als die großen. Merkwürdig nur, wie die Leute mich, den Fremdling aus westlichen Landen, anstaunen. Ich, meinerseits, staune sie dafür an. Es herrscht also Gegenseitigkeit. Am nächsten Tage bekomme ich dann reichlich Einblicke in die herrlichen alten Paläste. Im Tokuspalast befindet sich jetzt das Kunstmuseum, ein prachtvoller weißer Marmorbau, mit griechischen Giebeln und Säulen geschmückt, der freilich nicht recht in diese Gegend paßt.

(Fortsetzung folgt.)

POMPEJI

die begrabene Stadt

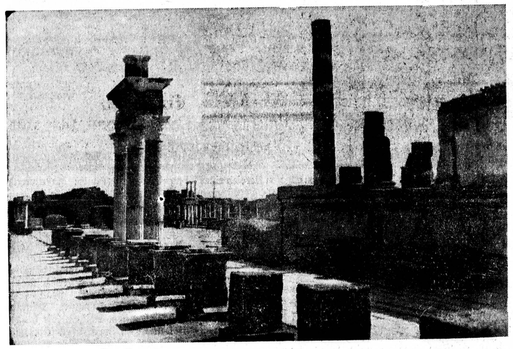
Wenn Neapel an Denkmälern der Geschichte und der Kunst hinter den mittel- und oberitalienischen Städten zurücksteht, so bietet die Nähe Pompejis dafür doch reichsten Ersatz.

Das Stadtbild Pompejis ist ein unregelmäßiges Oval mit einem Mauerumfang von 2660 Metern. Heute ist der weitaus größte Teil dieses Gebietes freigelegt. Nach dem Vesuvausbruch des Jahres 79 n. Chr., bei dem Pompeji mit seinen Nachbarstädten Herkulaneum und Stabiae durch einen Aschenregen vollständig verschüttet wurde, hatten die Alten in den nächsten Jahren der lockeren Aschendecke an Wertgegenständen so viel entzogen, wie sie nur immer vermochten und weitere Ausgrabungen als nicht lohnend unterlassen. Im Mittelalter blieb Pompeji verschollen. Erst 1748 veranlaßte der Fund von Statuen und Erzgeräten, den ein Bauer machte, zu Nachforschungen, die aber erst 1860 durch planmäßige Ausgrabungen fortgesetzt wurden.

Wer in Pompeji ähnliche Ruinen wie in Rom zu finden glaubt, wird sehr enttäuscht sein. Man darf eben nicht vergessen, daß Pompeji eine Provinzstadt von ungefähr 20–30 000 Einwohnern war, und daß fast alles hier aufgefundene Kostbare und Schöne jetzt im Museo Nazionale in Neapel sich befindet. Nur einige Häuser, unter denen das Haus der Vettier an erster Stelle zu nennen ist, machen davon eine Ausnahme, weil man in diesen manches an Ort und Stelle gelassen hat. Das Interessante dieser Trümmer ist, daß man sich ein klares Bild von dem häuslichen Leben der antiken Bewohner und ihren Beschäftigungen machen kann.

Was den Besucher Pompejis schon vor dem Eingang zu den Ausgrabungen überrascht, ist die Menge der Menschen aus aller Herren Länder. Europäer sieht man da mit den Söhnen aus dem Lande der aufgehenden Sonne sich unterhalten, ein jeder nickt ernsthaft zu den Worten des anderen und hat doch nichts verstanden. Studenten aus Aegypten, den Fez auf dem Kopfe, aber sonst nach modernem europäischen Schnitt gekleidet, indische Damen in langen schleppenden ... wandern, alles vereint zu einem vielfarbigen Bild.

Strada die Mereurio



Das Forum

Photos (4) Schollmeier.

Lange kann sich der Fremde diesen Betrachtungen jedoch nicht hingeben, denn bald ist er umdrängt von einer Menge von Menschen, die ihm ihre Dienste als Führer anbieten oder ihn verleiten wollen, sich einen der hier von kapitalkräftigen Besuchern benutzten Tragsessel zu mieten.

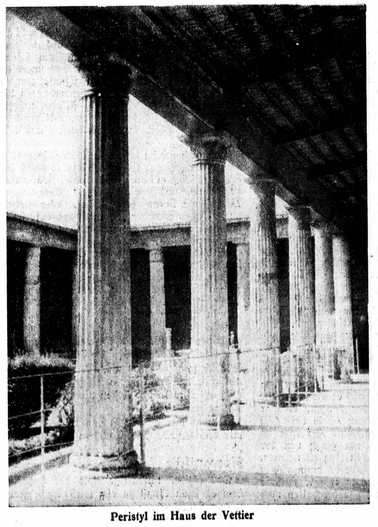
Beim Betreten des Ausgrabungsgeländes werden dem Besucher sofort die riesigen polygonalen Lavablöcke auffallen, mit denen die von hohen Fußsteigen eingefaßten Straßen gepflastert sind. An den Ecken, sowie sonst mehrfach, sind quer über den Straßendamm hohe Schrittsteine angebracht, welche den Fußgängern den Uebergang von einer Seite zur anderen erleichtern. Tiefe Geleise im Pflaster zeugen von dem regen Wagenverkehr. An den Straßenecken befinden sich öffentliche Brunnen, von denen einige auch heute noch „acqua da bere", d. i. trinkbares Wasser, spenden.

Die auf die Außenseite der Häuser gemalten plakatartigen Anzeigen beziehen sich meist auf städtische Wahlen. Man gewahrt Wahlprogramme aller Art. Die Wahlen zu den städtischen Aemtern erregten die Gemüter damals gewiß nicht weniger als heute. Kandidaten wurden von ihren Freunden warm empfohlen. Einem Trebius Valens wurde an sein Haus geschrieben: „Mach doch den Ovidius Veiento zum Aedilen, er wird dich wieder dazu machen", also eine Hand wäscht die andere, und zwar recht offenherzig. Mißliebige Kandidaten werden von der Gegenpartei mit Bosheiten bedacht: „Den Vatinius erbitten als Polizeidirektor die Spitzbuben."

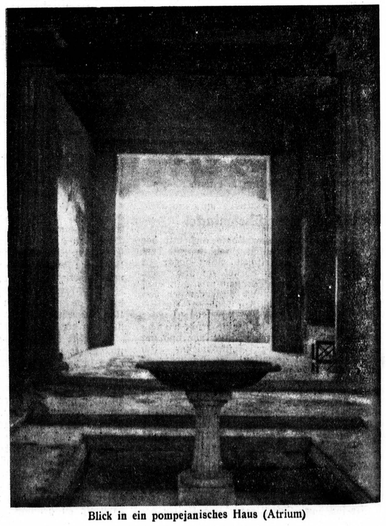
Alles, was heute die Zeitungsinserate bringen, lesen wir an den Wänden: Anpreisungen aller Art, Vermietungsgesuche, Verlustanzeigen, wie z. B. folgende: „Wenn jemandem am 25. November eine Stute mit einem kleinen Packsattel entlaufen ist, der wende sich an L. Decius Hilarius, Freigelassenen des Lucius, diesseits der Sarnobrücke, auf dem mamianischen Landgut." Oder aber: „Ein kupfernes Gefäß ist aus dem Laden abhanden gekommen. Wer es wiederbringt, erhält 65 Sesterzen, wer den Dieb angibt, noch mehr." Am häufigsten wird man aber auf Anzeigenheitsnotizen stoßen, worin jemand mitteilt, daß er hier gewesen ist und einem anderen einen Gruß sendet.

War eine Wand vollgeschrieben, wurde sie wieder weiß übertüncht. So kann man es ersehen, wenn jemand die Bemerkung machte: „Wand, ich bewundere dich, daß nicht längst schon in Trümmern du dalliegst, so viel des Geschwätz bist du zu tragen verdammt."

Für den Besucher äußerst interessant und baugeschichtlich wertvoll ist die Bauart des pompejanischen Hauses. Die Wände der fast durchweg leicht gebauten Häuser sind aus kleinen unregelmäßigen, durch Mörtel verbundenen Steinen hergestellt. Nur an Fassaden, Ecken und Türpfosten sind auch Backsteine und Quadern verwendet. Wo nach der Straße geöffnete Räume vorhanden sind, waren sie nebst einigen kleinen zugehörigen Zimmern an Gewerbetreibende und Handwerker vermietet (sog. Tabernae), während die Wohnräume des Hausbesitzers nach innen gekehrt waren. In einem pompejanischen Normalhaus gelangt man von der Straße aus durch den kleinen Flur (Fauces, Ostium) in das Atrium, das ringsum von einem nach innen geneigten Dach überdeckt war. Die viereckige Oeffnung in der Mitte hieß Compluvium, und das Wasser, in welchem sich das Regenwasser sammelte, Impluvium. Rechts und links lagen die Schlafzimmer (Cubicula). In diesem vorderen Teil des Hauses empfing der Patron seine Klienten, machte Geschäfte usw. Der zweite Teil diente dem Privatleben. Seinen Mittelpunkt bildet ein gartenartiger Hof, der von Säulengängen eingefaßt und daher Peristylium genannt war. An den Seiten des Vorhofes lagen das Speise- und Gesellschaftszimmer sowie die Küche. Treppenansätze weisen darauf hin, daß auch noch ein Obergeschoß vorhanden war. Dieses diente in der Regel den Sklaven.



Peristyl im Haus der Vettier



Blick in ein pompejanisches Haus (Atrium)

Einen eigenen Reiz hat der Wandschmuck des pompejanischen Hauses. Marmor kommt in den Privathäusern selten vor. Statt dessen und Gesellschaftszimmer sowie die Küche. bisweilen Stuck. Obwohl man in einzelnen Häusern, so z. B. im Hause der Vettier, das als der Glanzpunkt der Häuserausgrabungen gilt, noch recht schöne Wandgemälde vorfindet, sind doch die wichtigsten und wertvollsten zum Schutz gegen die Witterung im Museo Nazionale in Neapel untergebracht. Da sich auch alle besseren Plastiken Pompejis dort befinden, wird man es verstehen, daß manche Italienreisende das Nationalmuseum dem Ausgrabungsort vorziehen.

Beim Besuch der sehenswertesten Häuser kann man eine eigenartige Feststellung machen. Da sie ausnahmslos verschlossen sind, winkt man einen der Wärter herbei, der dienstbereit öffnet und führt. Obwohl nun überall an den Eingängen durch Anschläge darauf aufmerksam gemacht wird, daß Trinkgelder verboten sind, und dem Besucher für Zuwiderhandeln Ausweisung aus der Stadt in Aussicht steht, rechnet der Wärter bestimmt auf eine Entschädigung, und man kommt nicht ohne solche davon.

Ein seltsames Gefühl überkommt den Besucher bei der Besichtigung der Stabianer Thermen und des kleinen Museums in der Nähe des Eingangs zum Ausgrabungsgelände. Es werden dort die Gipsabgüsse einiger bei der Katastrophe des Jahres 79 verunglückten Menschen und eines Hundes aufbewahrt. Während die Fleischteile verwesten, verdichtete sich die umgebende Asche zu einer festen Form, die man bei der Auffindung mit Gips ausgoß. Man gewahrt Männer in verschiedenen Stellungen, eine ältere Frau neben einer jüngeren, ein Mädchen mit einem Ring am Finger mit wohlerhaltenen Gesichtszügen.

Als in den Augusttagen des Jahres 79 der große Ausbruch des Vesuv sein schwarzes Leichentuch über Gerechte und Ungerechte gedeckt hatte, klagte der Zeitgenosse Martial:

Alles begraben nun liegt in Flammen und trauriger Asche.
Selbst die Himmlischen reuts, daß sie zerstören gedurft.

Was jedoch den Menschen von damals jähen Schrecken und gewaltiges Grauen verursachte, so nachhaltig, daß die am schwersten getroffenen Ort lang gemieden wurden, erfüllt uns mit anderen Gefühlen. Wir geschichtlich denkenden Menschen wissen zu werten, was für die Nachwelt Großes auch durch diese Katastrophe erhalten geblieben ist.

Sch.

Hingabe an die Heimat

Der Fahnenschwur der Standschützen

Ein uraltes Gesetz in Tirol bestimmt, daß jeder Tiroler in Zeiten der Gefahr vom 16. Lebensjahr an verpflichtet ist, die Waffen zu ergreifen und die Heimat zu verteidigen. Es ist dies das älteste Wehrgesetz in deutscher Sprache. In Kriegszeiten sammelten sich die Wehrfähigen der Dörfer im zuständigen Gerichtsort und wurden dort zu selbständigen Schützenabteilungen formiert, die heldenhaft für die Freiheit kämpften.

Heldentum ist an keine bestimmte Zeit gebunden und auch nicht an bestimmte Vorgänge. Helden leben nicht nur auf den Feldern der Schlacht, es gibt Helden des Friedens wie des Krieges, Helden in den Fanfaren des Ruhms und Helden der Stille. Auf den ganzen Einsatz kommt es immer an, und gefragt wird nur, wofür sich einer einsetzt. Man kann sich nur für einen einzelnen Menschen opfern und sich rauschend verströmen für eine ganze Idee. Um ein Riesenland wird an allen Grenzen von Millionen Männern gekämpft, und um einen schmalen Fleck geliebter Erde verlieren ein paar tausend ihr blühendes Leben. Heldentum gibt es nicht groß oder klein geschrieben — es ist einfach da und lebt aus seiner eigenen Treue.

Sich hingeben, opfern können — — das ist der tiefste Sinn alles Heldentums. Dem Gedanken der Hingabe weihen wir unsere Erinnerung.

Diesem Gedanken setzt jetzt auch ein neuer Film ein Standbild. Es soll in diesem Filmstreifen aus dem Weltkrieg nicht noch einmal der grausige Ablauf des Schlachtengeschehens beschworen werden. Nicht noch einmal alte Wunden aufgerissen und neu sich bahnende Wege zwischen den Grenzen verschüttet werden. Es geht in diesem Film gar nicht so sehr um den Krieg, nicht um diesen Krieg zwischen Tirolern und Oesterreichern, sondern um die Menschen, um ihre Art, sich hinzugeben an die Idee des Vaterlandes und an den Willen zur Verteidigung der Scholle. Ebensogut hätte dieser neue Ufa-Film der Ufa „Standschütze Bruggler" zur Zeit der Napoleonischen Befreiungskriege spielen können. Vaterlandsliebe ist nicht aus politischer Ueberlegung geboren, sie ist wie die Liebe zur Mutter oder die Liebe des Vaters zu seinen Kindern, gültig wie ein Naturgesetz. Dieser Film will nicht von dem Kampf an der Isonzofront berichten, sondern davon, wie diese Männer und Jünglinge der Tiroler Berge sich freiwillig einsetzten für ihr Land, als man sie brauchte. Heldentum als Hingabe, das ist das Thema. Nicht nur die kämpfenden Männer spielen die tragenden Rollen, sondern auch die Menschen in der Heimat, die Frau, welche den Ehemann, die alte Bäuerin, die Sohn und Enkel hingibt. Im Donner der Geschütze sehen die heimatlichen Berge fremd und feindlich aus, aber es sind die Berge der Heimat mit ihren glühenden Almen, mit den leuchtenden Schneespitzen. Die Heimat ist gut und ist nicht wegzudenken aus der Welt, aber das Schlechte ist wegzuräumen, und es muß ein Ende sein mit dem Donnern der Geschosse zwischen den Bergen. So ganz einfach denkt der bäuerliche Mensch der Almen, wenn er zum Gewehr greift. Er fragt nicht nach dem Warum des Kampfes; er will für seine Berge den Frieden, wenn er ihn sich auch mit der Waffe erkämpfen muß. Der Film vom „Standschützen Bruggler" ist ein Heldenlied ohne Zeit und Ausmaß. Das Heldentum des ewigen Bauern, der seine Scholle verteidigt, lebt darin. Es ist weniger ein Film um den Krieg oder den kriegerischen Menschen. Es ist ein Film um das heldische Prinzip.

Gebet vor dem Ausmarsch

Vormarsch an die Front

Photos (3) Ufa, aus dem Film „Standschütze Bruggler".

Hier ist es angewandt auf die Tiroler Bauern. Eine Szene ist bezeichnend. Ein Telephongespräch des Standschützenkommandeurs mit dem Abschnittskommando. Diese Standschützen übrigens sind keine Berufssoldaten, es sind Freiwillige der Heimat, und ihre Vorgesetzten sind Leute aus ihrer Mitte, die sie sich selbst gewählt haben. Ihr Führer heißt schlicht „der Hauptmann". Am Telephon teilt er dem Major im Kommando mit: „Mit unsern paar Gewehr allein können wir einem richtigen Angriff auf die Dauer nit standhalten." Der Major antwortet: „Mein lieber Theißbacher, der Befehl lautet ausdrücklich: die Standschützen haben Widerstand zu leisten, solange derselbe einen Zweck hat — dann gehen sie zurück, bis sie von Verstärkungen aufgenommen werden." Aus der Holzfällerhütte kommt es ernst vom Hauptmann zurück: „Ja, na, Herr Major, zurückgehen! Da täten wir ja unser Dörfel auch mit preisgeben — wir bleiben — und wenn wir alle draufgehen!"

In dieser männlichen Schlichtheit hält sich der ganze Film. Er hat gar nichts zu tun mit einem bombastischen Abbild dieses Ringens zwischen den Gebirgsmassen, er zeigt die Menschen, junge und alte, Männer und Frauen, wie sie sich für ihre Heimat einsetzen. Er ist ein Lied des Heldentums. Und nur die Tatsache, daß er in Deutschland hergestellt ist, macht, daß seine Helden eben Tiroler Standschützen sind. Der Grundhaltung des Films nach könnten auch die italienischen Gegner an der gleichen Stelle stehen.

Der Film geht um das heldische Prinzip. Hier ist es: die Hingabe an die Heimat!

Ein Junger kommt zum Film

Gespräch mit Victor v. Zitzewitz

In dem Ufafilm „Annemarie" der Georg-Witt-Produktion wird der Spielleiter Dr. Fritz Peter Buch gleich zwei jungen Schauspielern Gelegenheit geben, ihr Können zu zeigen. Neben der jungen Gisela Uhlen ist es Victor v. Zitzewitz, der hier zum erstenmal vor die Oeffentlichkeit tritt und dem man gleich eine größere Rolle anvertraute.

Die Zeit blendet zurück in die Jahre des Großen Krieges. Da ist eine Poststelle; junge Kriegsfreiwillige treten zur Arbeit an. Einer ist unter ihnen, groß und schlank, er hat ein fröhliches, junges Gesicht, Victor v. Zitzewitz.

Später fand sich dann zwischen den Aufnahmen Zeit zu einem kurzen Gespräch. v. Zitzewitz entstammt einer alten Offiziersfamilie. Er kam von der Schule, und da es der Wunsch des Vaters war, daß der Sohn Jurist werden sollte, so studierte dieser ein paar Semester Jura. Aber während dieser Zeit empfand er immer deutlicher, daß er auf einem falschen Wege war. Der Fleiß allein bringt nicht weiter, es muß auch die Liebe zum Beruf da sein; die Neigung des jungen Menschen aber gehörte der Schauspielkunst. Er hatte den Glauben, dazu berufen zu sein. So begann 1934 der Schauspielunterricht. B. v. Zitzewitz war sich klar darüber, daß auch eine schöne Begabung nur durch zähes und unermüdliches Studium zu einem Erfolg führen konnte, und daß er, nachdem er das Studium der Rechte aufgegeben, nunmehr sehr ernsthaft zu beweisen hatte, daß dieses Umsatteln auch richtig war. Bis dahin wird es nicht immer einfach sein, Zweifeln zu begegnen.

Die erste Gelegenheit dazu kam sehr plötzlich, beinahe über Nacht, nämlich nach den Prüfungen bei den Fachschaften Bühne und Film die Verpflichtung für die Hauptrolle in dem Film „Annemarie" und ein zweijähriger Ufa-Vertrag. Victor v. Zitzewitz ist über diese Chance, die man ihm gab, sehr glücklich.

Goldbergwerk der Inkas

Der Fund des Bergführers Agua Sol — Schätze, die Jahrhunderte verschwunden waren

In der Nähe von Chilecito, einer Siedlung an der berühmten Straße von Caxalmaqua, hat der argentinische Bergführer Agua Sol eine sensationelle Entdeckung gemacht. Er fand mitten in den Schluchten der Anden ein Goldbergwerk aus der Inkazeit. Diese vergessene tausendjährige Mine — ein Meisterwerk in ihrer geradezu modern wirkenden Anlage — soll ganz außerordentliche Schätze beherbergen.

Von der Siedlung Chilecito aus führt der Weg in die Anden hinein, jenen mächtigen Gebirgszug, der sich über 7500 Kilometer bis an die Südspitze Südamerikas hinzieht. Man kommt durch zahlreiche Indianerdörfer, deren Einwohner den Reisenden Zaubermittel gegen die gefürchtete „Puna-Puna", die Bergkrankheit, verkaufen. — In einem dieser Dörfer lebt auch Agua Sol — zu deutsch „Sonnenwasser" — der berühmteste Bergführer der Anden, ohne den kaum jemals eine wissenschaftliche Expedition in die Schluchten dieses Gebirgskolosses unternommen wurde. Man erzählt von ihm, daß er nicht nur der beste Kenner der Berge, sondern auch der geschickteste Messerwerfer Südamerikas sei.

Auf einem seiner Streifzüge, die er allein unternahm, hat Agua Sol nun eine Entdeckung gemacht, die nicht nur ihn in einen Millionär verwandelt, sondern auch die Indianerdörfer in den Anden und die Wissenschaftler der ganzen Welt alarmiert. Er fand in einer entlegenen Schlucht, die offenbar seit vielen Jahrhunderten von keinem menschlichen Fuß betreten wurde, ein Goldbergwerk, das, wie die ersten fachmännischen Untersuchungen ergeben haben, aus der Inka-Zeit stammt. Er hatte ein wildes Lama gejagt und war bei der Verfolgung des Tieres in die Schlucht gelangt, in der sein geübtes Auge sofort die Spuren von Ruinen entdeckte. Die Schlucht hinunter stürzte einer jener kleinen Gebirgsbäche, die man in den Anden „Orovs" nennt. Der Sand dieses Bächleins war ungemein goldhaltig. In kurzer Zeit hatte Agua Sol für etwa 1000 Pesetas Goldstaub herausgewaschen. Von hier aus führte ein halsbrecherischer Pfad aus einer Höhe von 3500 Meter auf den Grund der Schlucht hinab.

Der „Schlaf der Abgründe"

„Kein Mensch könnte an diesem Abgrund entlanggehen, mag er noch so schwindelfrei sein", erzählt Agua Sol, „wenn er nicht — singt. Es gibt kein besseres Mittel gegen Schwindelgefahr, als das alte Indianerrezept: Singen, pfeifen, reden. Nur nicht still sein, wenn einem sein Leben lieb ist. Solange man seine eigene Stimme hört, kann einem nichts passieren." In der Tat hört man die Indianer, die in den schmalen Pfaden der Anden jagen, stets singen, um dem Schwindel, den sie den „Schlaf der Abgründe" nennen, zu begegnen.

Am Boden der Felsenschlucht war nur noch ein winziges Fleckchen vom Himmel zu sehen. Es beleuchtete die Ruinen einiger tausendjähriger Indianerdörfer. Riesige Steine, aufeinandergelegt und vermauert, eingestürzte Dächer, Ueberreste alter Töpfe und Geräte, verrostete Lanzenspitzen, die bei der Berührung in Staub zerfielen. In einem Haus sah man noch die großen Mahlsteine, eine Art Mineralmühle, mit der goldhaltiges Quarz zerkleinert wurde. Plötzlich stockte der Wanderer. Hinter den Gebäuden gähnten große Oeffnungen: Eingänge in ein uraltes Bergwerk. Ein Goldbergwerk der Inkas! Eine vergessene Schatzkammer, aus der dereinst die hochkultivierten Herren der Anden einen Teil ihrer Reichtümer bezogen haben mögen. Tausende haben nach den sagenhaften Inkaschätzen gesagt, haben ihr Leben einem Hirngespinst geopfert. Und nun ist ein Bergführer von einem stiefmütterlichen Lama in diese verschollene Wunderwelt geführt worden!

Vergessenes Gold

Etwa 100 Meter führt ein Gang in den Berg hinein. Man kann bequem aufrecht gehen. Dann schneidet ein Quergang den Hauptgang. Wieder führt der Weg geradeaus, um alle hundert Meter einen Quergang zu kreuzen. Die Ingenieure der Inkas haben ein wundervolles Gebilde geschaffen, das beinahe den Wettstreit mit dem modernen Bergbau aufnimmt. Rillen laufen am Boden — hier mögen einst Wagen gelaufen sein, die gleich unseren Hunten die Schätze der Natur zutage förderten. Schließlich mündet der Hauptgang in eine ungeheure Grotte, die sich 10 Meter hoch auftürmt. In der Mitte steht ein rechteckiger glatter Stein. Haben hier die Inkapriester ihre kultischen Handlungen vollbracht? Es wird Aufgabe der Fachgelehrten sein, das zu untersuchen.

Beim Schein einer Taschenlampe entdeckt Agua Sol an den Wänden Skulpturen, Tiere darstellend, und allerlei geometrische Figuren. Der Boden ist mit feinem Sand bedeckt. Die Wände sind feucht, in den Lüften wimmelt es von riesigen Fledermäusen, die einzigen Lebewesen dieser vergessenen Schatzkammer der Unterwelt.

Und dann entdeckt Agua Sol an jenem Stollen, wo vor Zeiten der letzte Bergmann der Inkas seine Haue schwang, Gold! Das Bergwerk ist nicht ausgebeutet, es scheint unermeßliche Reichtümer zu bergen. Der Indianer bricht ein Stück des Goldquarzes ab — der Prozentsatz des Goldgehaltes ist größer als in irgendeinem anderen Bergwerk Argentiniens. Atemlos eilt Agua Sol wieder ans Tageslicht. Er rast förmlich die Schlucht hinan, um seinen Fund der Welt zu künden und seine Besitzrechte zu reklamieren. Mit Windeseile verbreitet sich die Kunde in den Indianerdörfern. Das Schatzfieber hat die sonst so kühlen Rothäute erfaßt.

Der neue „Seeteufel"

Graf Luckner, der durch die Propagandareisen mit seiner „Mopelia" in der ganzen Welt bekannt ist, hat sich durch den Verlust seines Schiffes, das durch Feuer zerstört wurde, nicht entmutigen lassen. Aus dem Erlös seiner Bücher und aus zahlreichen Vorträgen verschaffte er sich die Mittel zum Neubau eines Schiffes, das nun auf einer Hamburger Werft fertiggestellt wurde. „Seeteufel" wird dieses Schiff heißen.

„Ich bin ein Geächteter . . .!"

Ein Inder nimmt Stellung zu einem brennenden Problem

Der Verfasser folgenden Aufsatzes ist ein gebürtiger Inder, der, obgleich er die Universität besucht hat, als „Untouchable" — „Unberührbarer" gilt. Das heißt, er gehört auf Grund seiner Herkunft jener erbarmungswürdigen Gruppe von Hindus an, die unterhalb der niedersten Kaste stehen und das Leben von Geächteten führen müssen. Kein Inder, der einer Kaste angehört, wird mit ihnen sprechen oder sie gar berühren. Babu Haridas spricht hier im Namen seiner 60 Millionen Leidensgefährten, die sich nunmehr, da sich trotz aller Bemühungen ihre furchtbare Lage nicht bessert, dem Christentum zuwenden wollen.

Ich bin ein Geächteter in dem Land, wo ich geboren wurde. In allen anderen Ländern der Erde würde man mir die Hand reichen, nur in Indien nicht. In der kleinen Dorfschule, in der ich erzogen wurde, hielt man mich absgesondert von allen anderen Kameraden. Niemand berührte mich, nicht einmal meine Lehrer, um sich nicht zu beschmutzen. Ich wuchs in dieser Atmosphäre auf, ohne den Grund zu verstehen, der sie schuf. Mein Lehrer hatte zwei Bambusstöcke. Mit dem einen bestrafte er die Hindujungen, die einer Kaste angehörten, der andere war nur für mich reserviert. Und wenn er mich bestrafte, wusch er sich nachher sofort die Hände und murmelte ein Gebet, um Leib und Seele wieder zu reinigen. Als ich der Beste in meiner Klasse wurde, kam man in große Verlegenheit, denn man konnte mich unmöglich den Schulkameraden, die den höchsten Kasten angehörten, voranstellen. So wies man mich einfach von der Schule.

Einmal lud mich ein Freund, der Buddhist war, zu einem Festessen ein. Sobald die anwesenden Hindu-Knaben meine Gegenwart bemerkten, verlangten sie, daß ich das Essen an einem gesonderten Tisch einnehmen müsse. Der Vater meines Freundes hat mich höflich, diesem Wunsch zu entsprechen, da es für Hindus eben unmöglich sei, mit einem „Unberührbaren" zusammenzusitzen. Später ging ich auf die Universität, deren Besuch mir die englischen Behörden ausdrücklich gestatteten. Aber das änderte nichts daran, daß ich auch in den Hörsälen ein Geächteter blieb. Selbst die Bildung, die ich mir ansignete, konnte mein Schicksal nicht bessern, ich blieb auf Grund meiner Herkunft in den Augen der übrigen Studenten ein Paria, ein unreiner Sünder, ein Mann mit einem beschmutzten Körper, der nicht mehr wert ist, als ein wildes Tier.

Mißhandlungen für eine unabsichtliche Berührung

Ich blieb, trotz all meiner Leistungen, ein unerwünschter Student. In der Bibliothek und während der Vorlesungen, außerhalb und innerhalb der Universitätsräume, behandelte mich jeder ohne Ausnahme als eine verdächtige Person, nur weil meine unglückselige Mutter keiner Kaste angehörte. Das ist für einen Europäer schwer zu verstehen, aber es ist bittere Wahrheit. Ich reiste einmal in einem Abteil 3. Klasse, in dem noch mehrere Kasten angehörende Hindus saßen. Erst sprachen sie freundlich mit mir, dann aber bemerkten sie, wer ich war und gerieten darüber so in Wut, daß sie sofort die Notbremse zogen, um den Zug zum Stoßen zu bringen. Sie beklagten sich bei dem Zugführer, daß ein Untouchable die Kühnheit gehabt habe, neben ihnen Platz zu nehmen. Der Zugführer, selbst ein Kastenangehöriger, warf mich sofort aus dem Zug und übergab mich der Polizei. Die Beamten hörten sich meine Geschichte an, ließen mich aber wieder laufen, weil sie nicht wußten, was sie mit mir anfangen sollten.

Bei einer politischen Versammlung Gandhis wurde ich von orthodoxen Hindus schwer mißhandelt, weil ich es gewagt hatte, mich unter sie zu mischen und sie, wenn auch unabsichtlich, zu berühren. Monatelang mußte ich mit einem Schädelbruch im Hospital liegen. Das furchtbarste Erlebnis aber hatte ich in der südindischen Stadt Malabar. Hier dürfen sich die Geächteten nicht einmal Häuser bauen, sie leben in armseligen Zelten, und kein Briefträger wird sich bereiterklären, ihnen eine für sie bestimmte Sendung zu überreichen. In diesen öffentlichen Straßen hängen Plakate, die den Hindus, die seiner Kaste angehören, das Betreten verbieten. Ich übersah eines dieser Plakate und wurde von einer Truppe junger Männer, die mit Stöcken auf mich einschlugen, derartig zugerichtet, daß mich nur eine zufällig vorüberkommende Polizeitruppe, die mich den Händen dieser religiösen Fanatiker entriß, vor dem sicheren Tode rettete. Menschen, die der nämlichen Rasse und demselben Volk angehörten wie ich, mißhandelten mich wie einen räudigen Hund.

Indien — am Vorabend einer sozialen Umwälzung

Täglich ereignen sich unzählige solcher furchtbaren Dinge in dem großen Wunderland Indien. Meinen Brüdern und meinen Schwestern geht es gleich mir, und Millionen Untouchables teilen mein Schicksal. Ist es da verwunderlich, wenn diese Unterdrückungen und Mißhandlungen allmählich zum Himmel schreien? Wenn Dr. Ambedkar, der Führer der Untouchables, der trotz seines Doktortitels ein Geächteter geblieben ist, nun die Forderung stellt, die Unterkasten in die Kasten des Hinduismus einzureihen, wenn man nicht wolle, daß 60 Millionen dem Hinduismus endgültig Lebewohl sagen und zum Christentum übertreten, wie es Unzählige in den letzten Jahren schon gemacht haben. Wenn unsere eigenen Brüder und Schwestern uns nicht als vollwertige Menschen anerkennen wollen, dann dürfen sie sich nicht wundern, wenn die Altäre der indischen Götter verwaisen werden und das Christentum, das auch den Menschen niederster Herkunft achtet, siegreichen Einzug hält. Man darf bei all dem nicht vergessen, daß die Untouchables mehr als ein Viertel der 216 Millionen Hindus in Indien bilden. Dabei sind noch nicht die untersten Kasten mitgerechnet, etwa die Lederarbeiter, Straßenfeger usw. die zwar weit mehr sind als wir, aber auch schon als unrein gelten und unter ihrer Deklassierung leiden. Soviel ist sicher — Indien steht am Vorabend großer sozialer Umwälzungen, die kein Kastengeist aufzuhalten vermag.

Metropolis im Urwald

Fordland, die amerikanische Wunderstadt in Brasilien — Wo Henry Ford seinen Kautschuk erntet

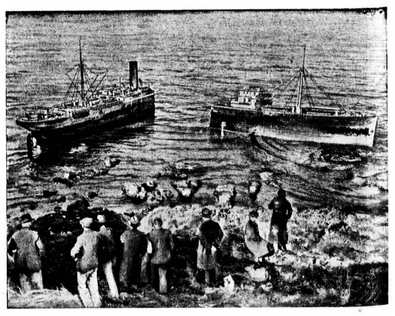
Mitten im brasilianischen Urwald gibt es seit kurzem eine amerikanische Enklave: Fordland. Diese Stadt, umgeben von Stacheldrähten, die eine von der Regierung unabhängige Selbstverwaltung besitzt, hat der amerikanische Henry Ford der brasilianischen Regierung abgekauft, um hier den Kautschukbedarf für seine Werke selbst zu fabrizieren.

Man glaubt zu träumen, wenn man von Santarem aus mit dem Dampfboot den Amazonenstrom hinunterfährt und in die Wildnis des Matto Grosso eindringt, die erfüllt ist von Fieber, Insekten und giftigen Vipern, um dann plötzlich mitten im brasilianischen Urwald eine einsamgelegene, von starken Stacheldrähten umgebene Stadt vorzufinden, an deren Eingang in tadelloser blauer Uniform, mit weißem Stab in der Hand, ein typischer — Newyorker Polizist steht. Und hinter dem Zaun sieht man saubere Villen, hohe Fabrikgebäude, eine hochmoderne Kanalanlage am Amazonas und rauchende Zementschornsteine. Das ist keine Fata Morgana — wir sind in Fordland, der amerikanischen Wunderstadt im Herzen Brasiliens, der Metropolis des Urwaldes.

Es ist noch nicht lange her, daß der amerikanische Autokönig Henry Ford diese Stadt, oder besser gesagt, das Terrain, aus dem die Stadt erwachsen ist, der brasilianischen Regierung abgekauft hat. 5000 Amerikaner haben im Herzen des Urwaldes, 15 Tage von der nächsten großen Siedlung entfernt, das Leben von Newyork rekonstruiert. Henry Ford hat beschlossen, sich seinen Kautschuk, den er für die Bereifung seiner Automobile braucht, selbst zu fabrizieren. So entschloß er sich, am Amazonas diese Wunderstadt zu erbauen. Kilometer weit wurde der Urwald gerodet, Straßen sind entstanden, und nun ernten hier die Amerikaner methodisch und auf wissenschaftlicher Grundlage den kostbaren Kautschuk.

Fordland liegt vollständig isoliert und ist auf allen Seiten vom Urwald eingeschlossen und zudem zum Schutze gegen feindliche Eingeborene und Raubtiere von Stacheldrähten umgeben. Einmal monatlich kommt ein Dampfer, der ebenfalls Henry Ford gehört, um den Bewohnern Fordlands alles Notwendige zum Leben zu beschaffen und den Kautschuk abzuholen. 5000 Amerikaner leben in dieser Stadt, die wahrhaftig wie ein Märchen anmutet; umgeben von Wildnis und tausendjährigem Urwald, durch den die Affen turnen und die Tiger schleichen, gibt es hier elektrisches Licht, eisgekühlte Büroräume, vorbildlich ventilierte Fabrikhallen und hygienische, saubere Arbeiterhäuser. Fordland ist mit jeglicher Bequemlichkeit der Neuzeit ausgestattet.

Stenotypistinnen mit platinblonden Haaren und bemalten Fingernägeln lassen den Glauben aufkommen, daß man sich in irgendeinem Bürohaus am Broadway befindet und nicht im brasilianischen Urwald. Da sind Autos mit weißlivrierten Chauffeuren, Kinos und Tanzlokale. Da gibt es hübsch bepflanzte Alleen, die am Abend in hellen Lichtern erstrahlen, asphaltierte Straßen, Klubhäuser und Golfplätze, Tennisplätze, Fußballplätze. Da ist das Stadtviertel der Ingenieure, da sind die Bungalows der Direktoren und die sauberen Siedlungen der Arbeiter. Fordland besitzt vollständige Autonomie, die Stadt gehört, seit sie Ford gekauft hat, zu den Vereinigten Staaten und ist von der brasilianischen Regierung vollständig unabhängig. Ein eigener Gouverneur, dem amerikanische Polizei zur Verfügung steht, verwaltet hier die Gesetze. Die Bürger von Fordland fühlen sich also wie „zuhause", sie brauchen nicht auf Grammophonplatten, Rasierklingen, Motorräder, Whisky und Frachtendenzen zu verzichten, und Vergnügungen gibt es in Hülle und Fülle.



Ein Schiff zerbrach

Der amerikanische Frachtdampfer „Bessemer City" lief in der Nähe von St. Ives an der nördsüdwestenglischen Küste auf Grund und brach mitten durch. Die Besatzung konnte sich in Sicherheit bringen.
(Scherl Bilderd., K.)

Das Bild des Todes

Alfred Rethel: „Der Tod reitet zur Stadt" (1849)

Böcklins „Toteninsel" wird auf jeden Beschauer einen unauslöschlichen Eindruck machen. Man sieht einen Felsen im Meer. Düstere Zypressen ragen empor. Dunkle Wolken ziehen drüber weg. Todesstille ringsum. Ein Kahn gleitet durch das Wasser, der einen Sarg trägt, über den sich eine weiße Gestalt beugt. Bald wird der Kahn am Eiland anlegen, der Sarg wird in einer Felsenhöhle verschwinden und die Stille des Grabes über der einsamen Stätte lagern. Aber in dem dunklen Wolkenvorhang zeigt sich im Osten ein heller Schein, der die Sonne ankündet: Sonne, Licht, Leben!

Der Tod ist ein ewiges Mysterium, von dem nur der Glaube einen kleinen Zipfel heben kann.

Die Kunst aller Jahrhunderte hat sich mit dem großen Geschehen, das der Tod bedeutet, beschäftigt und es sinnfällig zu deuten sich bemüht. In der Antike wurde der Tod als Flügelknabe mit umgekehrter Fackel dargestellt, und die altchristliche Sarkophagskulptur übernahm dies Bild. Das frühe und auch das hohe Mittelalter hatten keinen einheitlichen Typ für die Todesdarstellung; erst das spätere Mittelalter hatte das Skelett als Sinnbild.

Das 15. und 16. Jahrhundert umschrieben den Tod auf alle mögliche Weise. Im 17. Jahrhundert finden wir die Vanitasbilder, man malte den Tod wieder, wie in der Antike, als Knaben mit der umgestürzten Fackel, dann als Schachspieler, Ritter, Kärrner, Würger. Man zeichnete den Schädel und neben ihm einen trauernden Knaben. Auch das Skelett wurde dargestellt, wobei die Phantasie in den Schrecken des Grabes wühlte. Als die Attribute hatte der Tod Stundenglas, Bogen, Pfeil und Lanze, öfters die Sense. Dürer und Holbein gaben diesem Typ die künstlerische Darstellung.

Die Romantik schuf eine neue Todespoesie, die schon in Novalis' Liedern, dem Hymnus an die Nacht oder der Sehnsucht nach dem Tode durchbrach und unter Wiedereinführung des mittelalterlichen Skeletts in die moderne Kunst übergang.

Der Gedanke, daß wir dem Tode verfallen, lebte in den zahlreichen Inschriften des griechischen und römischen Altertums: Quod tu es, ego fui; quod ego sum, tu eris. Was du bist, bin ich gewesen; was ich bin, wirst du sein. Die Verbindung dieses Gedankens mit der Darstellung der drei Lebensalter hat offenbar die Legende von den drei Toten und den drei Lebenden erzeugt, deren Nachklang wir noch in dem im 16. Jahrhundert sehr Dürer mehrfach behandelten „Spaziergang" des Todes mit Liebespaaren erblicken dürfen.

Die Totentanzbilder finden sich häufig im 15. und 16. Jahrhundert, als Einrahmung der Bußpsalmen, in den Kirchenportalen und auf Kirchhöfen. In Deutschland ist am bekanntesten der Totentanz von Basel. Hans Holbein der Jüngere schuf seine berühmten 41 Blätter mit dem Totentanz, die oft vervielfältigt wurden. Das 19. Jahrhundert hat seinen eigentümlichen Totentanz in Rethels großartiger Komposition.

*

Die Kunst des Todes schildert das Mysterium des Todes in seiner furchtbaren Gestalt und malt seine Schrecken, löst aber auch Furcht und Trauer in einem höheren Gedanken auf. Wenn Schiller sagt: „Muß ich ihn wandeln den nächtlichen Weg? Leir graut, ich bekenn' es . . ." so Mosterlinkt: „Welches Leben erhellt sich nicht, in dem reinen, kalten und einfachen Licht, das auf die Kissen der letzten Stunde fällt?"

Was der Tod ist, können uns nicht die Kunst, nicht die Wissenschaft sagen. Kein Mensch weiß weder von dem ersten, noch von dem letzten Augenblick seines Lebens, der in die Nacht des Bewußtlosen getaucht ist. Im Schein der Sterbekerze spielt sich das größte menschliche Geheimnis ab. Leider, stellt der berühmte Kliniker Nothnagel fest, muß die Wissenschaft eingestehen, daß das innere Wesen dieses erstaunlichen Vorganges bis jetzt uns völlig verschleiert ist. Wir sehen die Tatsache des Sterbens an ungezählten Lebewesen vom Menschen abwärts sich täglich vollziehen, kennen die äußeren Erscheinungen, unter denen sie vor sich geht: ihre eigentlichen ursächlichen Kräfte sind uns jedoch verborgen.

Wird die Wissenschaft je letztere finden, oder wird das verhängnisvolle Wort Hallers: Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist, und das entsagungsvolle Ignorabimus Du Bois Reymonds hier zur Wahrheit werden?

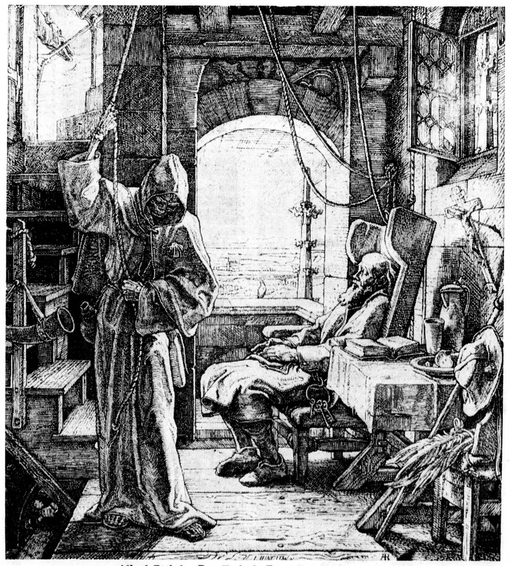
Ein alter Volksreim kommt der Wahrheit näher:

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott.

Gott steht an der Schwelle des Mysteriums. Ihn, den Schöpfer und Lenker aller Dinge, erkennt der Sterbende mit größerer Klarheit als der Lebende.

Wenn nach einem Bild Friedrich Rathels die Ewigkeit unsere Füße umspült und von allen Seiten hereinbrandet, mag mancher zagen. wahre Seelengröße schaut der Fahrt ins Jenseits ruhig entgegen. Ich bin dem Asklepiad noch einen Hahn schuldig, sagte der weise Sokrates: er will sagen, daß er dem Gott für die Erlösung von der Krankheit des Lebens zu danken hat. Und der Arme von Assisi jubelt: Gelobt seist Du, Herr, durch unseren Bruder Tod! Gellert bekennt feierlich: Ich habe 50 Jahre gelobt und bin mehr als einmal an den Pforten des Todes gewesen: ich habe es erfahren, daß nichts, nichts ohne Ausnahme als die göttliche Kraft der Religion die Schrecken des Todes beseitigen hilft.

Alfred Rethel: „Auch ein Totentanz" (1849)



Alfred Rethel: „Der Tod als Freund" (1851)

Photos (3) Koszella.

Eine heitere Seelenruhe gehört zu dem Wort der Mutter Goethes, die zum Damenkränzchen eingeladen sagen läßt: Frau Rat lasse sich entschuldigen, denn sie müsse alleweil sterben. (In der folgenden Nacht starb sie auch.) Oder zu des sterbenden Adolf Kolpings Aeußerung zu seinem Freunde: Behalte mich nur gut im Auge, denn was du hier siehst, ist das Interessanteste der Welt. — Wilhelm von Humboldt konnte von sich sagen: Ich habe nie die mindeste Furcht vor dem Tode gehabt; er wäre mir in jedem Augenblick willkommen.

Der Tod spricht eine eindringliche Sprache. In Lulu von Strauß' Totenlied heißt es:

Nun, seit ich dich da drüben weiß,
Der mir auf Erden lieb gewesen,
Da ist es mir, als ob sich leis
Die ewigen Rätsel schon mir lösen.
Und trat mir sonst oft Zweifel nah,
Heut weiß ich klar: es gibt ein Drüben!
Du lebst — es kann dein Wesen ja
Nicht wie ein Hauch im Tod zerstieben.

Wunderschön beschreibt der im Kriege gefallene Walter Flex, wohl in Todesahnung, das Ende: Wenn der Erdentag zur Neige geht und sich die Fenster der Seele, die farbenfrohen Menschenaugen, verdunkeln wie Kirchenfenster am Abend, so strahlt in dem dämmernden Gottestempel des sterbenden Leibes die Seele in dunkler Glut auf und füllt sich mit dem tiefen Glanz der Ewigkeit.

J. I.

Der Meister unserer Bilder, Alfred Rethel, ist in der Geschichte der Malerei des vorigen Jahrhunderts einer der stärksten und eindrucksvollsten Schilderer, der sich vor allem durch die große Geschichte unseres Volkes angeregt fühlte. Er wurde im Jahre 1816 in der Nähe von Aachen geboren; durch seine Aachener Fresken aus der Geschichte Karls des Großen erwarb er sich den Ruf eines bedeutenden Historienmalers. Am bekanntesten und volkstümlichsten sind aber seine markigen Holzschnitte in der Folge seines „Totentanzes geworden, von dem wir hier drei zur Abbildung bringen. Mit diesen Werken hat er die große Tradition der altdeutschen Graphik wieder aufgenommen. Rethel starb 1859 in Düsseldorf in geistiger Umnachtung.

Stratosphäre Straße der Zukunft?

Morgens in Berlin - mittags in New York — Der Wettlauf mit der Sonne

Unsere Techniker streben beständig danach, die Geschwindigkeit der Beförderungsmittel zu steigern. Es scheint, als ob man im Augenblick an einem toten Punkt angelangt sei, über den hinaus eine Steigerung der Schnelligkeit nur in einem Maße möglich ist, das unerheblich bleibt und allgemein-praktisch kaum in Frage kommt. Die Technik ist sich darüber klar geworden, daß gänzlich neue Wege beschritten werden müssen, wenn sie ihr Ziel erreichen will. Einer der Hauptwege dieser Art ist die Herabsetzung des Luftwiderstandes. Die bisherigen Forschungen haben bereits verblüffende Ergebnisse gezeitigt.

Bekanntlich ist in der Region der Stratosphäre die Luft so dünn, daß ein Mensch dort ohne künstlichen Sauerstoff nicht leben kann. Und doch erklären einige Forscher, daß die Fernflug-Routen der Zukunft in der Stratosphäre liegen werden. Flugzeuge könnten dort, da sie von dem Luftwiderstand der üblichen Höhen befreit sein würden, mit fast unglaublicher Geschwindigkeit die Oceane überqueren. Die Luft, in der wir leben, ist so dicht, daß auf jeden Quadratzentimeter unseres Körpers ein Gewicht von 2 Kilogramm (1) lastet. Es ist also kein Wunder, daß ein Auto mit 1000 PS genau die Hälfte davon allein für die Ueberwindung des Luftwiderstandes verbraucht.

Tag und Nacht Sonnenschein

Wohl der einleuchtendste Weg, den Luftwiderstand zu überwinden, besteht darin, über ihn zu steigen. In einer Höhe von 16 Kilometern herrscht die Luftdichte nur ein Zehntel ihrer Dichte auf dem Meeresspiegel. Dieselbe Kraft, welche in den üblichen Flughöhen Geschwindigkeiten von 160 bis 200 Kilometern in der Stunde erzeugt, würde in der dünneren höheren Luft mit Leichtigkeit eine um ein Vielfaches größere Geschwindigkeit hervorbringen.

Mit zunehmender Höhe wird die Luft kälter. In 10 Kilometer Höhe kann ein Pilot eisige Brisen von einer Temperatur von minus 50 Grad Celsius antreffen. Steigt er dann noch weiter, so bemerkt er in etwa 11 Kilometer Höhe eine plötzliche Veränderung. Es wird nicht kälter, vielleicht ein wenig wärmer. In der Stratosphäre, in der er sich jetzt befindet, herrscht Tag und Nacht steiger Sonnenschein. Der Himmel ist von einem tiefkamen, tiefen Blau, in welchem die Sonne beinahe wie der Mond in der Nacht glänzt.

Man weiß ferner, daß in großen Höhen milde Winde von großer Geschwindigkeit herrschen. Beobachtungen vermittels Registrierballons am Aequator haben ergeben, daß in einer Höhe von 13 bis 18 Kilometer ein prächtiger Ostwind weht, der die Geschwindigkeit eines von Europa nach Amerika fahrenden Flugzeuges um 100 Kilometer pro Stunde erhöhen könnte. In den nächst höheren 2 Kilometern fand man einen starken Westwind. In noch größeren Höhen stellte man wieder eine umgekehrte Windrichtung fest. So könnte man regulär Luftrouten einrichten, je nachdem, wo die Windverhältnisse am günstigsten liegen. Bei einem Fluge in 20 Kilometer Höhe könnte ein Flugzeug mit abgedrosselten Motoren zu einem Landungspunkt hinuntergleiten, der bis zu 500 Kilometer entfernt liegt. Das Niedergleiten würde über eine Stunde dauern. Im Falle von Stürmungen über der See könnte das Flugzeug dem nächsten Dampfer funken und in dessen Nähe landen.

Höhenflugzeuge mit Luftdruckkabinen

Fleisch und Blut könnten jedoch nicht die Kälte oder die dünne Luft der oberen Atmosphäre ertragen. Ein in den hohen Luftschichten reisendes Fahrzeug müßte also seine Fahrgäste in hermetisch verschlossenen, künstlich geheizten und ventilierten Kabinen mit sich führen. Ein Flugzeug mit einer Geschwindigkeit von 1500 Kilometern die Stunde könnte die Erde innerhalb von 24 Stunden umfliegen. Bei dieser Geschwindigkeit würde die Maschine mit der Umdrehung der Erde gleichen Schritt halten.

Nach der Meinung eines bekannten Flugtechnikers ist es schon heute möglich, ein Flugzeug zu bauen, das ohne Hilfe von Raketen oder ähnlichen, noch nicht genügend erprobten Hilfsmitteln 20 bis 25 Kilometer hoch fliegen kann. Eine große Flugzeugbaugesellschaft hat absichtigt, Höhenflugzeuge mit Luftdruckkabinen für Passagiere zu bauen. Und schließlich werden vielleicht Raketen und andere Erfindungen den Flugbereich der Höhenflugzeuge noch erweitern.

Bei der Betrachtung solcher Zukunftsaussichten taucht die Frage auf, ob der menschliche Körper derart große Geschwindigkeiten überhaupt ertragen kann, ohne Schaden zu nehmen. Als die erste Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth fuhr, warnten namhafte Aerzte und Gelehrte ihre Zeitgenossen eindringlichst davor, sich jenem Vehikel anzuvertrauen, weil die große Schnelligkeit (20 Kilometer pro Stunde) schwerste Gesundheitsschäden verursachen würde. Heute lachen wir darüber denn selbst den Rennfliegern, die mit rund 700 Kilometer die Stunde dahersitzen, geschieht nichts, obwohl ihnen in den Kurven die Zentrifugalkraft eigentlich Arme und Beine auszureißen müßte. Aber dennoch kehrt jene alte Frage beständig wieder. Die beste Antwort darauf liegt vielleicht in den Worten des angesehenen amerikanischen Wissenschaftlers Dr. A. S. Eddington: „Bewegung ermüdet niemanden. Mit der Ende als unserem Verlust reisen wir mit einer Geschwindigkeit von etwa 30 Kilometern die Sekunde (1) um die Sonne; die letztere führt uns mit einer Geschwindigkeit von 20 Kilometern in der Sekunde durch das Milchstraßensystem; das Milchstraßensystem trägt uns mit 400 Kilometern in der Sekunde inmitten der Spiralnebel; die Spiralnebel . . . Wenn Bewegung ermüden könnte, müßten wir vollkommen ermüdet sein."

Das Auge, das alles sieht

Ein Wunderwerk der Technik — Das Argusauge unserer Zeit

Das „Argusauge" unserer Tage ist nicht ein Fabelgebilde, Ingenieure haben es konstruiert und mit einer Sehschärfe und Unfehlbarkeit ausgestattet, die jedes menschliche Auge weit in den Schatten stellen. Das von Ingenieur A. S. Fitzgerald erfundene „Weltfop", das dieser Tage zum erstenmal im Franklin-Institut der Technischen Hochschule Philadelphia ausprobiert worden ist, stellt auf diesem Gebiet einen Fortschritt dar, von dem man vor wenigen Jahren nicht einmal zu träumen gewagt hätte.

Das Petoskop beruht in seiner Grundlage auf der bem modernen Großstädter schon vielfach bekannten photoelektrischen Zelle. Ein unsichtbarer Lichtstrahl reagiert auf große Entfernungen auf jede Bewegung, die auch dem geübtesten menschlichen Auge entgehen würde. Stellt man es zum Beispiel auf einem freien Feld auf, so meldet es mittels einer Alarmglocke das Nahen eines Autos, das noch gar nicht sichtbar ist und von keinem Motorengeräusch verraten wird. Zum Beispiel löste ein weißes Automobil, das in einer Entfernung von 400 Meter an dem Petoskop vorüberfuhr und seine unsichtbaren Strahlen durchschnitt, sofort die Signalglocke aus. Der Apparat „sah" den Wagen, den nur ein Beobachtungsposten mit dem Fernglas hätte entdecken können, und dies auch nur dann, wenn er unablässig mit nicht erlahmender Konzentration das Gelände überstehen hätte. was niemals hundertprozentig möglich ist. Ein langsam vorüberfahrender Mensch wurde in einer Entfernung von 100 Meter prompt gemeldet. Wenn er schnell lief, kündigte ihn das Petoskop sogar aus einer Entfernung von 150 Meter an.

Hervorragend verliefen die Experimente mit Flugzeugen. Das „Argusauge" meldete bei bedecktem Himmel eine Flugmaschine an, die in einer Höhe von 650 Meter flog. Vor der photoelektrischen Zelle wurde zu diesem Zweck ein Spiegel angebracht, der eine Neigung von 45 Grad erhielt, so daß das Bild des Himmels in den Spiegel fiel. Das Petoskop schlug stets im selben Augenblick Alarm, dann nämlich, wenn das Flugzeug als schwacher Schatten auf der Spiegelfläche erschien. Aber auch ohne den Spiegel war es möglich, ein nahendes Flugzeug anzukündigen, unter der Voraussetzung, daß das Flugzeug aus der Richtung kam, in die die unsichtbaren Strahlen gesenkt wurden. Daß dieses künstliche Auge auch für die Industrie von außerordentlicher Bedeutung sein kann, geht schon daraus hervor, daß es für Materialprüfungen ausprobierte. Man ließ einen Papierstreifen über zwei Rollen laufen, an dem verschiedene schwarze Flecke, die einen Materialfehler darstellen sollten, angebracht wurden. Das „Auge" des Petoskopes wurde sodann auf den rasch laufenden Papierstreifen gerichtet, der durch einen Scheinwerfer grell beleuchtet war. Jedesmal, wenn ein schwarzer Fleck an dem Petoskop vorüberkam, schlug automatisch die Alarmglocke an. Man ersieht daraus, welche Bedeutung dieses Wunderauge der Technik für Fabriken kann, wenn es gilt, Materialien und Rohstoffe vor der Fabrikation auf etwaige Fehler zu untersuchen.

Die ersten Versuche mit diesem Apparat haben in den Staatsständigkeitskreisen der Vereinigten Staaten außerordentliches Aufsehen erregt. Der Traum vom Argusauge ist Wirklichkeit geworden, so wie die Technik unserer Zeit so manche Fabel unserer Vorfahren hat Wirklichkeit werden lassen.

Neuzeitliche Stahlbrücken als Briefmarkenbild

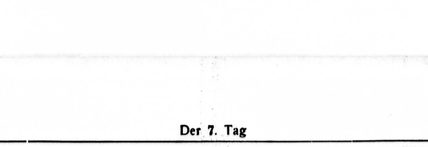
Der nachstehende Beitrag wurde geschrieben, bevor bekannt wurde, daß die neuen deutschen Briefmarken des Winterhilfswerkes 1936/37 Brückenbauten zeigen werden, und zwar bemerkenswerte Neubauten für die Reichsautobahnen. Gerade durch diese neuen deutschen Briefmarken gewinnt ein Vergleich mit den entsprechenden Marken des Auslandes besonderes an Interesse. Man ersieht aus der Gegenüberstellung deutlich, daß der deutsche Brückenbau es verstanden hat, wiederum ganz neue Wege zu gehen. Die klare Linienführung z. B. der Mangfallbrücke ist in ihrer klassischen Einfachheit nicht mehr zu überbieten. Man wird deshalb die Herausgabe dieser Briefmarken besonders dankbar begrüßen und ihnen recht umfangreiche Verwendung wünschen.

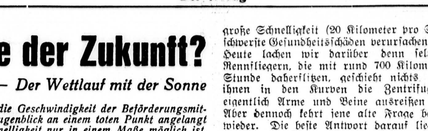
Wohl in keinem Lande sind in den letzten Jahren so viele Brücken gebaut worden wie in Deutschland, das sich mit dem Bau der Reichsautobahnen eine ganz neuartige, gewaltige Verkehrsaufgabe gestellt hat. Es ist deshalb auch erklärlich, daß der 2. internationale Brückenbau-Kongreß als Tagungsort Berlin und München wählte und mehrere Besichtigungstage vorgesehen sind. Auf diese Weise konnten die großen deutschen Brückenbauten der letzten Jahre von den Teilnehmern des Kongresses besucht werden.

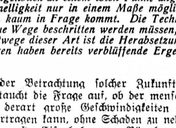
Auch in anderen Ländern sind ja die Verkehrsaufgaben dringlich geworden. und im Auslande haben gerade die letzten Jahre die Fertigstellung einer ganzen Anzahl gewaltiger Brückenbauten gebracht. Erinnert sei nur an die fast 7 Kilometer lange Brücke über die Oakland-Bucht bei San Francisco und die Brücke über den kleinen Belt. Aber nicht nur in dem dichtbesiedelten Europa und Nordamerika, sondern auch in allen anderen Erdteilen werden Brücken früher unbekannter Abmessungen gebaut. Daß man ihnen dort eine große volkswirtschaftliche Bedeutung beimißt, kommt recht sinnfällig in der Ausgabe von besonderen Briefmarken zum Anlaß der Fertigstellung großer Brückenbauten zum Ausdruck. Es wäre nicht schwer, allein aus den letzten Jahren eine umfangreiche Zusammenstellung dieser Art zu bringen. Unsere Abbildungen bringen nur eine kleine Auswahl unter bewußter Zurückstellung Europas. Die abgebildeten Brücken sind errichtet in Süd- und Mittel-Amerika, in Australien und Afrika und doch sind uns die Bauformen durchaus vertraut, so daß man fast für jede auch aus unserm deutschen Vaterlande ein Musterbeispiel nennen könnte. Tatsächlich hat in der deutsche Brückenbau auch im Auslande sicher viel geschaffen und selbst dort, wo deutsche Firmen nicht unmittelbar als Erbauer in Erscheinung treten, wirkt das deutsche Vorbild nach. Zweifellos haben auch die anderen großen Industrievölker Brücken von imponierender Kühnheit aufzuweisen; doch ist es kein Zufall, daß die Japaner den deutschen Brückenbau im Auslande als deutschen Kulturexport bezeichnen.

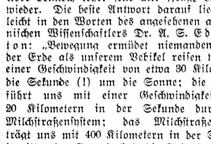
Bei der modernen Technik treten nationale Eigenheiten vorläufig ja wenig hervor. In besonders starkem Maße trägt der neuzeitliche Brückenbau einen international einheitlichen Charakter. Mag auch die Landschaft bei den beiden Hängebrücken in Dominika gar nichts mit dem Rhein bei Köln gemeinsam haben, so wird man doch bei diesen Bauten in Westindien an die Hängebrücke von Köln-Mülheim erinnert. Die Brücke San Rafael, die am 17. Februar 1934 eröffnet wurde, ist auf dem Markenbild selbst als die „größte der Antillen" bezeichnet. Im gleichen Jahre noch konnte diese westindische Republik eine zweite Hängebrücke über den Rio Higuamo eröffnen, und wen würde die Tasmanische-Brücke über den Rio Tula in Mexiko nicht an die Münsztener Brücke erinnern? Ohne deutsches Gegenstück bleibt allerdings die weitgespannte Bogenbrücke im Hafen von Sidney in Australien, die eine Zeitlang sogar als die größte der Welt galt. Aber zu den Baltenbrücken, auf der Briefmarke von Dominika, Ausgabe 1934, und Mexiko, Flugpostausgabe 1936, lassen sich in Deutschland viele Gegenstücke finden. Aus dem Jahre 1936 schließlich sind zwei Brückenbilder bemerkenswert, die daran erinnern, daß auch große Ströme des dunklen Erdteils Afrika, Senegal und Sambesi, heute schon von neuzeitlichen Brücken überspannt werden. In den meisten Fällen handelt es sich bei den auf Briefmarken abgebildeten Bauten um Eisenbahnbrücken. Auf der Marke der Mosambique-Gesellschaft ist der Eisenbahnzug vorn links sogar eingezeichnet.

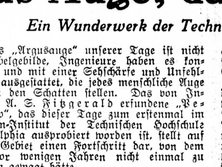
Der Bau von Autobahnen stellt eine so neuartige Aufgabe dar, daß er bisher im Brückenbau des Auslandes noch keiner Niederschlag gefunden hat. Aber wenn in einigen Jahren auch in anderen Ländern die gleichen Verkehrsbedürfnisse auftreten, so werden vielleicht die Briefmarken, die jeden Tag wieder an Meisterleistungen der Brückenbaukunst erinnern, dazu ein gut Teil beigetragen haben.











Stahlbrücken auf Briefmarken

Reichsautobahnbrücke über die Mangfall auf der Winterhilfs-Briefmarke der Deutschen Reichspost.

Welt der Frau

Fördernde Erziehungsgemeinschaft in der Ehe

Die eheliche Gemeinschaft ist eine Hochschule der Erziehung. Wo zwei so nahe beieinander wohnen, empfinden sie gar bald, wie mancher Schliff ihrem Wesen noch fehlt. Das Aufeinanderpolieren der Gemüter wartet oft nicht einmal die „Honigwochen" ab. Je selbständiger die beiden Charaktere sind, desto schärfer wird meistens der Gegensatz.

Es ist in solchen Fällen immer falsch, sich als die Gekränkte und Beleidigte zu fühlen und auf diese Weise dem Manne alle Schuld zu geben. Im Gegenteil, jeder Zusammenstoß, auch wenn wir glauben, wirklich unschuldig daran zu sein, muß uns eine Mahnung zu ehrlicher Selbsterforschung werden. Gewöhnlich finden wir dann doch einen Haken oder ein Häkchen in unserm Verhalten. Die Frau kommt auf jeden Fall bei allen ehelichen Meinungsverschiedenheiten am weitesten, die das Wort vom alten Salamann beherzigt: „Von allen Fehlern des andern soll man immer zuerst den Grund in sich selber suchen." Je vollkommener einer sich selbst erzieht, desto vollkommener wird auch seine Gemeinschaft mit dem andern. Wenn manche Frauen sich auf Herz und Nieren prüften, würden sie merken, wie oft man in aller ehelichen Fürsorge für den Mann doch nur sich selbst sucht. In der Rolle, einen andern umsorgen zu können, fühlt man sich recht wohl, und so wird aus der Fürsorge eine Art Zwang, und das Drängen, weil es nicht selbstlos geschieht, geht unbemerkt in ein Herrschen über. Es sind oft Kleinigkeiten, welche die Frau, die mit offenen Augen sich selbst beobachtet, darauf hinweisen können, daß noch viel Selbstsucht in ihrer Liebe steckt. Eine Liebe aber, die, wenn auch unbewußt, sich selber sucht, kann den andern nicht höher führen.

Und doch ist neben der Selbsterziehung auch die Erziehung des anderen Teiles Aufgabe der ehelichen Gemeinschaft, eine Aufgabe, die umso verdienter vor uns stehen wird, je mehr wir das beste Teil im andern, seine Seele, lieben. Darum soll die Frau den Mann nicht „ziehen, wie sie ihn haben will". Was wäre das anders als Selbstsucht? Sondern sie soll sein Edelstes und Bestes wecken und pflegen.

Am tiefsten wirkt eine Frau immer durch ihr Wesen, durch ihre ganze Haltung als Gattin und Mutter. Wer will sich daher wundern, daß eine Frau, die undisziplinierst ist wie ein Kind, launisch und unselbständig, keinen erziehlichen Einfluß auf den Mann ausüben kann? Wo aber die Liebe des Mannes von der Hochachtung getragen wird, da ist die freudige Aufgabe nicht schwer, besonders, wenn sie es verstebt, den Gatten bei seiner Art zu fassen. Wenn sie selbstlos das Beste ihres Mannes will, muß sie auch so viel persönliche Zucht besitzen, die rechte Stunde abzuwarten. Denn an einen verärgerten oder aufgeregten Mann zu appellieren ist stets erfolglos.

Ein starker Erziehungsfaktor können auch die Kinder sein. Darum pflege im kindlichen Gemüt früh die Liebe zum Vater. Leite sie an, mit ihren kleinen Inkressen und Wünschen, mit ihrem vertrauenden Geplauder auch zu ihm zu gehen. Auch in der Erziehung soll den Vater zu seinem Recht kommen. Besprich deine erzieblichen Sorgen und Freuden mit ihm.

Inwieweit die Ehe wirklich eine für beide Teile fördernde Erziehungsgemeinschaft wird, hängt vor allem von der Haltung der Frau ab.

Kerbschnitt für den Gabentisch

Bis in die frühesten Zeiten gehen die Anfänge dieser so vielseitigen Kunst zurück. Proben solcher Arbeiten, von den verschiedensten Völkern stammend, finden wir in den Museen allerorts. Afrikanische Stämme, Insulaner der Südsee verzieren ihre Hausgeräte, Waffen und dergl. mit Kerbschnitt. Doch brauchen wir uns nicht in der Ferne nach dieser Technik umzusehen. In allen Teilen unseres Vaterlandes wird sie als Hausindustrie genutzt. Flachschnitzerei und Buntschnitzerei sind Arten des Kerbschnitts.

Sehr schöne Vorlagen findet man für diese Arbeiten. Hat man aber im Zeichnen nicht einige Kenntnis, so beschränkt man sich auf Gegenstände, welche bereits eine Vorzeichnung haben. Obwohl die Schnitzerei keine übergroße Geschicklichkeit erfordert, bedingt sie doch sehr saubere Arbeit, die nicht übereilt werden darf.

Das Material für Kerbschnitt ist Holz und einfarbiges Linoleum. Letzteres empfiehlt sich wegen seiner größeren Weichheit für die ersten Uebungen. Von den verschiedenen Holzarten wird Pflaumen- oder Birnbaumholz oder auch Ahorn bevorzugt. Nußbaum- und Eichenholz sind grobfaserig und daher weniger geeignet. Handelt es sich aber um Gegenstände, die naß erreicht werden müssen, wie Brotteller oder dgl., so wird man doch nach dem härteren Holz greifen, denn dieses hat den Vorteil, nicht aufzuquellen.

Werkzeuge sind Hierbohrer, Balleisen, Geißfuß, Flacheisen und ein gewöhnliches Schnitzmesser, eine Schraubenzwinge, mit der das Holz am Tisch befestigt wird, ein Oelstein zum Schleifen der Messer, eine Punze mit Hämmerchen zum Verzieren von Grundflächen. Schneidewachs mit kleiner Bohnerbürste, Sandpapier und einige Beizen. Zu empfehlen ist die Beschaffung eines vorgezeichneten und angefangenen Musterbrettes, aus dem sich die hauptsächlichen Figuren des Kerbschnittes ersehen lassen. Nachdem man die ersten technischen Schwierigkeiten, die richtige Handhabung der Werkzeuge, überwunden hat, ist solchen, die mit Lineal, Winkel und Zirkel umgehen können zu raten, aus der Vielfältigkeit der Grundformen, sowie durch geschicktes wirkungsvolles Zusammenstellen von Streifen, Karten, Rosetten aller Größen selbst ihre Muster zu entwerfen.

Glatte Linien als erste Uebung werden mit dem Hierbohrer ausgeführt. Man übe sie sehr langsam und so lange, bis die Hand die notwendige Sicherheit erlangt hat. Zum Schneiden, bzw. Aushoben einer Linie wird der Bohrer waagerecht auf das Holz gesetzt und durch den Druck der auf den Heft ausübenden Hand geführt. Außer den Grenzlinien benutzt man den Bohrer noch zur Ausarbeitung von feinen Linienmustern in geraden und schrägen Strichen, die im Gegensatz zu tief ausgehobenen Mustern, wie z. B. an den Ecken des Bilderrahmens von guter Wirkung sind.

Man tut auf daran, einfache Zackenmuster als zweite Uebung mit dem Balleisen vorzunehmen. Zum Herausheben dreieckiger Figuren ist dieses Werkzeug senkrecht auf das Holz zu setzen. Dient es aber zu Steckarbeiten einzelner Formen, ist es kurz zu fassen. Das Dreieck, eine der Grundformen sämtlicher Kerbschnittmuster, ist mit dem Balleisen herauszustellen.

Ferner der Dreis- und Vierschnitt. Hier seien die reizenden Sternmuster und ihre Zusammensetzungen erwähnt. Erst wenn man Auge und Hand an den großlinigen Kerben geübter und hier eine gewisse Sicherheit gewonnen hat, gehe man über zu den rundförmigen Linien. Diese werden mit dem Flachschbleisen ausgehoben und mit dem Balleisen vorgekerbt.

Gewaltsames Entfernen des Holzes ist zu unterlassen, wenn es nicht Splitter geben oder die Kerbe nicht brüchig werden sollen. Haftet das Holz noch an einer Stelle fest, so muß der Schnitt erneuert werden.

Verzierungen, wie Sternchen, Häckchen usw. werden mit dem Geißfuß ausgeführt, der immer von innen einer Fläche nach außen zu führen ist.

Selbst kleine, oft nur durch Striche markierte Ornamente sind mit Bleistift vorzuzeichnen, da jede an und für sich unbedeutend scheinende Unregelmäßigkeit bei der Technik störend wirkt.

Mit dem Kerben ist die Arbeit jedoch nicht getan; denn die Mischung der Grundtöne wird durch Farbtönung mit Beize erhöht. Am meisten kommt Nußbaumbeize zur Verwendung, mit welcher die ganze Fläche ein- bis zweimal zu überstreichen ist. Aber jeder Anstrich muß erst gut getrocknet sein. Je öfter man beizt, umso dunklere Farbe wird erzielt. Vor der Durchfeuchtung des Holzes ist zu warnen, da sich das Holz leicht wirft. Möglichst gleichmäßig ist zu streichen, dann schon des Rösteten des Pinsels verursacht unschöne Striche.

Manche Muster lassen sich sehr schön gestalten, wenn das Ornament dunkler als der Grund gehalten wird. Eine umgekehrte Wirkung läßt sich erzielen, wenn man den Grund durch Farbe führen.

Einen Abend in der Woche pflegen wir Hausmusik

Eine schöne Aufgabe für die Frau

Von jeher ist Musik uns Herzensbesitz gewesen. Wer fühlt sich nicht hingezogen zu einer Häuslichkeit, in der die Hausmusik Familie und Freunde in den trauten Stunden des Abends zusammenführt. Es ist ein so schönes Zusammenfinden von Seele zu Seele im Aufklingen der Sprache der Töne. Wesensteil allen Lebens ist die Musik, sie findet uns in der Freude und im Schmerz, sie führt uns zu den Urtiefen des Göttlichen.

In keinem häuslichen Kreise sollte die musikalische Stunde wenigstens an einem Tage der Woche fehlen. Sei es beim einfachen Lied lieber deutscher Volkslieder oder bei den Werken unserer großen Meister. Wie anregend, wie erlebnisreich können solche Stunden sein!

Wir sollten kein Familienfest begehen ohne eine musikalische Feierstunde.

Hier erwächst der Frau eine ganz besonders schöne Aufgabe, Familienfeste zu gestalten im Rahmen häuslichen Musizierens.

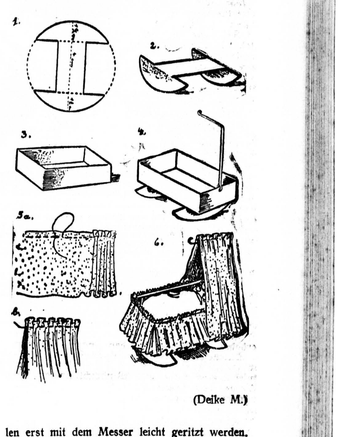
Nur wenige Wochen, und die selige Zeit der Weihnacht ist wieder da. Wie sehr eignet sich auch dieses Fest zur Veranstaltung von häuslichem Spiel und Lied! Ein Krippenspiel, bei dem die Familienmitglieder mittun oder ein festliches kleines Konzert, zu dem schon die jüngsten Kinder beitragen können, wenn auch nur mit Blockpfeife oder Mundharmonika. Musikalien-Geschäfte beraten und liefern gerne zum guten Gelingen. Und wie besonders schön, wenn die Vorbereitungen heimlich geschehen und dann die Ueberraschungen, die wir bereiten können.

Führen wird doch zu allen Festen daheim und im Kreise unserer Freunde eine solche musikalische Feierstunde ein, abgestimmt auf den Leitgedanken des Tages. Das ist echte deutsche Häuslichkeit.

Wir basteln

Die Puppenwiege

Eine niedliche, kleine Puppenwiege ist leicht aus einer Streichholzschachtel, etwas Pappe, einem Stückchen Draht und Stoff gebastelt. Zuerst wird auf ein Stück festen Karton oder Pappe ein Kreis von 7 cm Durchmesser mit dem Zirkel geschlagen. Nun zeichnet man die Mittellinie ein und trägt darauf 1,5 cm, 4 cm und nochmals 1,5 cm ab. Jetzt sind Wiegebalken und Mittelbalken leicht einzuzeichnen. (Abb. 1). Der Mittelbalken ist 2 cm breit. Wenn die ganze Figur ausgeschnitten ist, werden die Wiegebalken wie in Abb. 2 heruntergeklappt. Nimmt man Pappe für das Untergestell, so müssen die Bruchstel-



(Deike M.)

len erst mit dem Messer leicht geritzt werden. Die Streichholzschachtel wird aus der Hülse genommen (Abb. 3), mit Klebstoff bestrichen und auf das Untergestell geklebt. Ein passendes, bunt geblümtes Stückchen Stoff wird auf einen Faden gereiht (Abb. 5a), um die Schachtel gelegt und zusammengenäht. Mit einigen Stichen belestigt man es am oberen Rand. Es kann auch angeklebt werden. Der Stoff für den Betthimmel wird auf die Hülle gelegt, oben ein Stückchen abgenäht und dabei eingekraust (Abb. 5b). Dann breitet man ihn über den Draht, und die Puppenwiege ist fertig! Wer eine größere haben will, nimmt eine Konfektschachtel und dergl. Das Untergestell muß dazu in entsprechender Größe gemacht werden.

Ihr habt's ja urgemütlich! / *Von der lieblichen Zutat in der heutigen Wohnung*

Sie steht auf einer Leiter, auf die oberste Sprosse hat sie einen großen Waschkorb gestellt und legt da hinein alles, was sie von Wänden und Möbeln genommen hat: jedes Bild und jedes Paneel, die Geweihe, die Trinkhörner, den laubgesägten Hängeschrank, alles, zuletzt das samtgerahmte Bild, das sie in winzig-kleiner Ajour-Stickerei als Mädchen von sechzehn Jahren gearbeitet hat. — — — Warum denn? Jetzt schon großer Hausputz? Oder radikale Bilderstürmerei im Sinne der nüchternen Sachlichkeit in den häuslichen vier Wänden?

Nur ein Versuch, der alten Wohnung ein neues frisches Gesicht zu geben, sein altes Heim neu zu erleben. Man möchte, angesteckt von der Farbigkeit und Eigenart neuer Wohnungsideale, es auch im eigenen Haus einmal versuchen: eine neue Wohngesinnung bricht durch! Aus Samt, Gobelin, schwerem Marmor und Kristall: ist Leinen und Keramik und Glas geworden: ein anderer Geist schuf diese Dinge. Um aber dieses neuen Geistes Hauch zu spüren, war es schon nötig, auf die Leiter zu steigen, den großen Waschkorb bereit zu stellen und Ueberlebtes einzupacken.

Von der lieblichen Zutat werden unsere heutigen Räume entscheidend bestimmt. „Ihr habt's ja urgemütlich hier!", sagen wir erstaunt zu Herrn und Frau Jung, denen wir kahle Wände und nichts als wippende Stahlsessel zugetraut haben, eine der Grundformen sämtlicher Kerbschnittmuster, ist mit dem Balleisen herauszustellen.

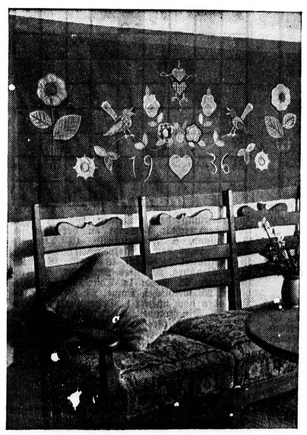


Photo Weller (Deike M.)

Ferner der Drei- und Vierschnitt. Hier seien die reizenden Sternmuster und ihre Zusammensetzungen erwähnt. Erst wenn man Auge und Hand an den großlinigen Kerben geübter und hier eine gewisse Sicherheit gewonnen hat, gehe man über zu den rundförmigen Linien. Diese werden mit dem Flachschbleisen ausgehoben und mit dem Balleisen vorgekerbt.

Gewaltsames Entfernen des Holzes ist zu unterlassen, wenn es nicht Splitter geben oder die Kerbe nicht brüchig werden sollen. Haftet das Holz noch an einer Stelle fest, so muß der Schnitt erneuert werden.

Verzierungen, wie Sternchen, Häckchen usw. werden mit dem Geißfuß ausgeführt, der immer von innen einer Fläche nach außen zu führen ist.

Selbst kleine, oft nur durch Striche markierte Ornamente sind mit Bleistift vorzuzeichnen, da jede an und für sich unbedeutend scheinende Unregelmäßigkeit bei der Technik störend wirkt.

Mit dem Kerben ist die Arbeit jedoch nicht getan; denn die Mischung der Grundtöne wird durch Farbtönung mit Beize erhöht. Am meisten kommt Nußbaumbeize zur Verwendung, mit welcher die ganze Fläche ein- bis zweimal zu überstreichen ist. Aber jeder Anstrich muß erst gut getrocknet sein. Je öfter man beizt, umso dunklere Farbe wird erzielt. Vor der Durchfeuchtung des Holzes ist zu warnen, da sich das Holz leicht wirft. Möglichst gleichmäßig ist zu streichen, dann schon des Rösteten des Pinsels verursacht unschöne Striche.

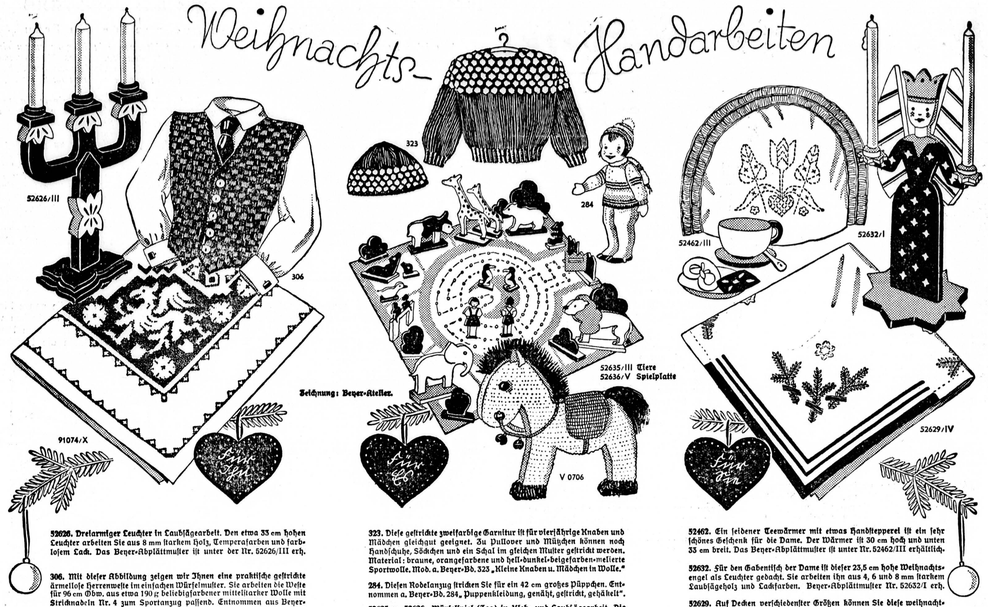
Manche Muster lassen sich sehr schön gestalten, wenn das Ornament dunkler als der Grund gehalten wird. Eine umgekehrte Wirkung läßt sich erzielen, wenn man den Grund durch Farbe führen.

Werkzeuge sind Hierbohrer, Balleisen, Geißfuß, Flacheisen und ein gewöhnliches Schnitzmesser, eine Schraubenzwinge, mit der das Holz am Tisch befestigt wird, ein Oelstein zum Schleifen der Messer, eine Punze mit Hämmerchen zum Verzieren von Grundflächen. Schneidewachs mit kleiner Bohnerbürste, Sandpapier und einige Beizen. Zu empfehlen ist die Beschaffung eines vorgezeichneten und angefangenen Musterbrettes, aus dem sich die hauptsächlichen Figuren des Kerbschnittes ersehen lassen. Nachdem man die ersten technischen Schwierigkeiten, die richtige Handhabung der Werkzeuge, überwunden hat, ist solchen, die mit Lineal, Winkel und Zirkel umgehen können zu raten, aus der Vielfältigkeit der Grundformen, sowie durch geschicktes wirkungsvolles Zusammenstellen von Streifen, Karten, Rosetten aller Größen selbst ihre Muster zu entwerfen.

Glatte Linien als erste Uebung werden mit dem Hierbohrer ausgeführt. Man übe sie sehr langsam und so lange, bis die Hand die notwendige Sicherheit erlangt hat. Zum Schneiden, bzw. Aushoben einer Linie wird der Bohrer waagerecht auf das Holz gesetzt und durch den Druck der auf den Heft ausübenden Hand geführt. Außer den Grenzlinien benutzt man den Bohrer noch zur Ausarbeitung von feinen Linienmustern in geraden und schrägen Strichen, die im Gegensatz zu tief ausgehobenen Mustern, wie z. B. an den Ecken des Bilderrahmens von guter Wirkung sind.

Man tut auf daran, einfache Zackenmuster als zweite Uebung mit dem Balleisen vorzunehmen. Zum Herausheben dreieckiger Figuren ist dieses Werkzeug senkrecht auf das Holz zu setzen. Dient es aber zu Steckarbeiten einzelner Formen, ist es kurz zu fassen. Das Dreieck, eine der Grundformen sämtlicher Kerbschnittmuster, ist mit dem Balleisen herauszustellen.

Weihnachts-Handarbeiten



52626. Dreiarmiger Leuchter in Laubsägearbeit. Den etwa 33 cm hohen Leuchter arbeiten Sie aus 8 mm starkem Holz, Temperafarben und farblosem Lack. Das Beyer-Abpaßtmuster ist unter der Nr. 52626/III erh.

306. Mit dieser Abbildung zeigen wir Ihnen eine praktische gestrickte ärmellose Herrenweste im einfachen Würfelmuster. Sie arbeiten die Weste für 96 cm Obw. aus etwa 190 g beliebigfarbener mittelstarker Wolle mit Stricknadeln Nr. 4 zum Sportanzug passend. Entnommen aus Beyer-Bd. 306 „Wärmende Wolle für Arbeit und Dienst, Männer und Knaben."

91074. Rechteckige Decke mit herabfischen Mustern in einfarbiger Kreuzstichstickerei. Größe: 120 zu 150 cm. Beyer-Abpaßtm. Nr. 91074/X erh. Entnommen aus Beyer-Bd. 287 „Kreuzstichstickereien, Volkskunstmuster."

323. Diese gestrickte zweifarbige Garnitur ist für vierjährige Knaben und Mädchen gleichgut geeignet. Zu Pullover und Mützchen können noch Handschuhe, Söckchen und ein Schal im gleichen Muster gestrickt werden. Material: braune, orangefarbene und hell-dunkel-beigefarben-melierte Sportwolle. Mod. a. Beyer-Bd. 323 „Kleine Knaben u. Mädchen in Wolle."

284. Diesen Rodelanzug stricken Sie für ein 42 cm großes Püppchen. Entnommen a. Beyer-Bd. 284, Puppenkleidung, gehäkelt, gestrickt, gehäkelt".

52635 u. 52636. Würfelspiel (Zoo) in Kreuz- und Laubsägearbeit. Die Spielplatte ist 60 cm groß. Das Beyer-Abpaßtmuster ist unter der Nr. 52635/III (Tiere) und unter Nr. 52636/V (Spielplatte) erhältlich.

V 0706. Dieses 28 cm lange Pferdchen arbeiten Sie in tunesischer Häkelei aus weißer, roter und schwarzer mittelstarker Wolle. Beyer-Schn. V 0706.

52462. Ein seidener Teewärmer mit etwas Handstepperei ist ein sehr schönes Geschenk für die Dame. Der Wärmer ist 30 cm hoch und unten 33 cm breit. Das Beyer-Abpaßtmuster ist unter Nr. 52462/III erhältlich.

52632. Für den Gabentisch der Dame ist dieser 23,5 cm hohe Weihnachtsengel als Leuchter gedacht. Sie arbeiten ihn aus 4, 6 und 8 mm starkem Laubsägeholz und Tuchfarben. Beyer-Abpaßtmuster Nr. 52632/I erh.

52629. Auf Decken verschiedenster Größen können Sie diese weihnachtlichen Zweige und Sterne in Buntstickerei beliebig verstreuen. Es lassen sich damit nette Garnituren zusammenstellen. Mit mittelstarkem farbigen Baumwollgarn sticken Sie die Zweige und Sterne in leichten Stichen aus. Als Randabschlüsse dienen verschieden breite farbige Leinenbänder oder Baumwollborten. Beyer-Abpaßtmuster Nr. 52629/IV.

Verpflichtendes Geschenk an die Frauen

Die erste Reichsmütterschule. — Ein neuer Schritt im Dienste der deutschen Familie

Zu der Reichsmütterschule in der Rhön gesellt sich am 7. November die Berliner Reichsmütterschule. Es hat eine besondere Bewandtnis mit dieser Schule. Die in einem alten, aber wunderschön hergerichteten, einstöckigen Haus unter Bäumen inmitten des Nord-Berliner Arbeiterviertels mit seinen Mietskasernen wie eine freundliche Oase wirkt. Hier wird recht eigentlich das Herz des ganzen Reichsmütterdienstes schlagen. Deshalb ist auch die Anteilnahme an der Einweihung der Schule so groß; feierlich wird die Reichsfrauenführerin sie ihrer Aufgabe übergeben, und auch ein Vertreter des Reichsinnenministeriums wird zu ihrer Eröffnung sprechen.

Ein doppelter Strom von Menschen wird in ununterbrochenem Flusse durch die großen, hellen, schlichten und doch festlich schönen Räume ziehen, in ihnen für kurze Wochen heimisch sein und ein Stück innerer Heimat mit hinaus nehmen in den Alltag. Das sind einmal die Mütter aus dem Wedding, die alten und die jungen und immer wieder die jungen. Für sie alle soll diese Schule ein neuer Mittelpunkt des Lebens werden. Und durch die Mütter soll sie zu einem Kraftquell werden für den ganzen Stadtteil, der so schwere Jahre äußerer und innerer Not hinter sich hat.

Der andere Strom kommt von draußen aus dem Reich. Die Lehrkräfte der Schulungskurse in Stadt und Land werden nacheinander alle paar Wochen Gäste sein in diesem Hause der Mütter, Lehrende und Lernende zugleich. Sie bringen aus ihrem Alltag Fragen und vielleicht auch Sorgen mit, die ganze Unmittelbarkeit des vielfältigen Lebens; sie sind die Mittler zwischen der Reichsleitung und den Müttern, denen ja alle Arbeit gilt. Und die Lehrkräfte sollen nicht nur ein offenes Ohr und ehrliche Anteilnahme finden, sie sollen auch anspuken können und zur Besinnung kommen. Deshalb sind die Schlafräume, Arbeits- und Wohnzimmer schön und behaglich ausgestattet, allen ein Beispiel neuer deutscher Heimkultur. Aus der Gesinnung, aus dem Austausch der Erfahrungen untereinander und aus Aussprachen und Vorträgen kommt ganz von selbst ein neuer starker Ansporn, und die Beschäftigung mit politischen und weltanschaulichen Fragen der Gegenwart gibt ihnen Mittzeug für ihre Arbeit draußen im Alltag. Ziel und Aufgabe werden wieder einmal klar und deutlich, und wenn die Lehrkräfte wieder hinaus gehen an die Front, dann wissen sie von all den anderen, die wie sie auf Posten stehen und die mit ihnen für Deutschlands Zukunft kämpfen. Das schafft die Gemeinschaft aller im Reichsmütterdienst. So geht mit dem doppelten Strom der Menschen von der Reichsmütterschule im Berliner Wedding auch der Strom des Lebens aus, der die Arbeit im ganzen Reich befruchtet und fördert und der Anregung von überall zu ihr zurückringt. —s.

Das schöne Heim ist eine Zeitschrift die Freude macht und dabei durch viele praktische Anregungen unserer häuslichen Behaglichkeit dient. Das neue Novemberheft bringt eine entzückende Schau schönster Innenraumeinrichtungen, Wohnbauten, Möbel, Tischgedecken und anderen Dingen mehr, die das Heim verschönern helfen. Neben der herrlichen Ausstattung hat die Zeitschrift den Vorzug, daß die darin enthaltenen Vorschläge auch bescheidenen Ansprüchen für eine behagliche Wohngestaltung Rechnung tragen. Ausführliche Besprechungen ergänzen die zahlreichen schönen Bildbeispiele. (Bruckmann, München.)

Ergebnis des „Dame"-Lyrik-Preisausschreibens. Das soeben erschienene neue Heft der „Dame" veröffentlicht das Ergebnis ihres großen Lyrik-Preisausschreibens 1936. Neben den Namen der Preisträger sind auch die sechs besten preisgekrönten Gedichte abgedruckt. Das schöne Heft bringt außerdem eine große Reihe interessanter Aufsätze und Bilder-Artikel.

Schachaufgabe

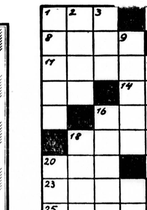
Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung: 9 Figuren — Weiß: (5) König e2, Dame b4, Springer g6, Turm e4, Läufer b3. Schwarz: (4) König b5, Turm c7, Bauer c3, f5.

Verkauf mit Verlust.

Ein eleganter Herr betritt ein Herrenkonfektionsgeschäft und kauft einen Ueberzieher. Er hat vielerlei anzusehen und läßt Veränderungen vornehmen. Endlich entspricht der Ueberrock seinen Ansprüchen. Er behält ihn gleich an und zahlt an der Kasse mit einem Scheck über 100 Mark. Der Mantel kostet 75 Mark. Der Ladeninhaber trägt den Scheck zu einem Nachbarn und läßt sich daraufhin den Restbetrag von 25 Mark geben, den er dem Käufer aushändigt. Wie sich herausstellt, ist der Scheck ungedeckt. Der Mantel kostete den Ladenbesitzer 40 Mark. Wieviel hat er im ganzen verloren?

Kreuzworträtsel.



Bedeutung der einzelnen Wörter: Von links nach rechts: 1. Stadt an der Esch, 4. Blütenstand, 8. Freiheitsheld, 10. Titelheld eines Dramas von Shakespeare, 11. Hohlmaß, 13. Schiffsteil, 14. Gerät, 16. Waffe, 18. Stadt in Mecklenburg, 20. altes Musikstück, 21. Einschlagelstift, 23. Stadt in Thüringen, 24. Behälter, 25. weiblicher Name, 26. Gewässer. — Von oben nach unten: 1. Kartenwert, 2. Bummer, 3. Singstimme, 5. Dasein, 6. Gegner Friedrichs des Großen, 7. Arbeitseinheit, 9. Körperorgan, 12. Nebenfluß der Donau, 15. Körperschaft, 16. Trockenvorrichtung, 17. Raubvogel, 18. rheinisches Fürstengeschlecht, 19. Blutgefäß, 20. türkischer Titel, 22. Beleuchtungsmittel.

Wie alt sind die Kinder?

Ein Vater sagte zu seinen beiden Söhnen Werner und Ludwig: „Ich bin jetzt gerade doppelt so alt als ihr beide zusammen. Vor zwei Jahren war ich viermal so alt als du, Werner, und vor vier Jahren war ich sechsmal so alt als du, Ludwig." Wie alt war jeder?

Ergänzungsrätsel.

Auf Seite 2 reimt ein Zitat aus Schillers Jungfrau von Orleans".

Als Stubenmädchen trat jüngst Hannchen ein. Doch warf sie bald empört den Besen nieder; Dann lief sie fort und sprach bei sich allein:

— — — — — — — — — —

Gegensätze.

1. Wasser, Gast, 2. Warm Kern, 3. Dürfte sie, 4. Kurz Feigheit, 5. Roh ein, 6. Komm marsch, 7. Ging aus, 8. Sie du

Zu den vorstehenden je zwei Wörtern sind die Gegensätze zu suchen, ein jeder von diesen muß ein zusammenhängendes Hauptwort ergeben.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe: 1. Kb8—c8, Ke5—e6, 2. Td7—b8, Ke6—e5, 3. Ke5—d7, Ke5—d4, 4. Kd7—e6 matt.

Denksportaufgabe:

Der Zug links kuppelt zunächst 4 Wagen ab, und die Lokomotive fährt mit den übrigen 4 Wagen auf das Ausweichgeleise. Der Zug rechts fährt nun hinüber und schiebt die 4 Wagen so weit zurück, daß er rückwärts über das Ausweichgeleise fahren kann. Der Zug von links ist inzwischen mit seinen 4 Wagen nach rechts weitergefahren. Nun fährt der andere Zug rückwärts über das Ausweichgeleise, nimmt die 4 stehengelassenen Wagen mit und kuppelt sie auf dem Ausweichgeleise ab. Jetzt ist für diesen Zug der Weg frei. Der andere Zug fährt nun ebenfalls rückwärts nach dem Ausweichgeleise, kuppelt sich die dort stehenden Wagen an und setzt nun ebenfalls seinen Weg fort.

„Das gekochte Ei" Um ein Ei weichzukochen, braucht man bei normalem Luftdruck, also im Tiefland vier Minuten. In 2700 Meter Höhe über dem Meeresspiegel liegt der normale Luftdruck bei etwa 52 Millimeter Quecksilbersäule. Bei normalem Luftdruck kocht das Wasser bei 100 Grad Celsius, bei einem Luftdruck von etwa 52 Millimeter kocht das Wasser jedoch schon bei 88 Grad. Infolgedessen müssen die Eier natürlich länger kochen in 2700 Meter Meereshöhe etwa zehn Minuten. Dann sind sie erst weichgekocht.

Silbenrätsel: 1. Dohle, 2. Enkel, 3. Neni, 4. Fuge, 5. Akkord, 6. Uhde, 7. Laufig, 8. Elmen, 9. Hela, 10. Ampel, 11. Tegner, 12. Imme, 13. Mühlheim. — Der Faule hat immer Langeweile.

Eine Mauer und zwei Maurer
2. 36 Tage, B. 45 Tage.

Zahlenrätsel: Lakehurst.

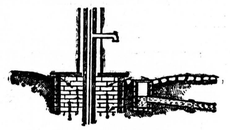
Buchstaben-Scherz-Rebus: Andere Länder, andere Sitten.

Kapselrätsel: Ring, Olm, Don, Elb, Sel, Sold, Chor, Heu, Land, Fschl, Tang, Tor, Ehe, Nil. — Rodelschlitten.

Haus, Hof und Garten

Der Bau von Hofbrunnen

Anlage und Bau eines Brunnens erfordern die Berücksichtigung einer ganzen Reihe von Punkten, wenn der Brunnen den gestellten Wünschen entsprechen soll. Zunächst ist man durch die gegebenen geologischen Verhältnisse des Bodens ziemlich stark gebunden, da durch diese der Charakter des Brunnenwassers festgelegt ist. Allgemein ist hier zu sagen, daß ein Brunnen um so weniger den typischen Verunreinigungen des Bodens ausgesetzt ist, je tiefer er geführt wird. Erfahrungsgemäß sind ferner in einer Tiefe von etwa 5 Meter gesundheitsschädliche Bakterien selten anzutreffen, und es ergibt sich bei dieser Bodentiefe weiter der Vorteil, daß das Brunnenwasser eine ziemlich gleichmäßige Temperatur aufweist. Eine völlige Bakteriensicherheit eines Brunnens zu erzielen, ist schwierig, insbesondere in jenen Fällen, wo der Brunnenkessel nicht auszementiert wurde. Weiter vermag ein mangelhafter Verschluß des Brunnenkopfes oder ein schadhafter Abfluß aus der Pumpe eine Verunreinigung des Brunnenwasserz herbeizuführen. Besonders aber können Hausbrunnen gesundheitsschädlich werden, wenn sie in zu großer Nähe von Dunggestätten, Aborten und Jauchegruben oder Abwässern liegen: hier soll stets ein Abstand von mindestens 10 bis 12 Meter eingehalten werden. Als feststehende hygienisch-technische Grundsätze beim Brunnenbau können ferner folgende gelten: Jeder Brunnen ist mindestens bis auf etwa 1,5 Meter unter den niedrigsten Grundwasserstand herunterzuführen und es soll weiter der abgesenkte Spiegel tunlichst nicht unter den obersten Wassereintrittsöffnungen liegen, damit die Luft keinen Zutritt hat, da es sonst zu schädlichen Eisenausscheidungen kommt. Bei jedem Brunnen ist mit allen Mitteln dafür zu sorgen, daß kein Oberflächenwasser zu ihm gelangen kann; ferner soll bei einem gut gebauten Brunnen während des Betriebes der Wasserstand im Brunnen nur wenig niedriger sein als außerhalb; zu große Absenkungen über etwa 50 Zentimeter Größe rufen die Gefahr plötzlicher Sandeinbrüche hervor. Neben der herrlichen Ausstattung hat die Zeitschrift den Vorzug, daß die darin enthaltenen Vorschläge auch bescheidenen Ansprüchen für eine behagliche Wohngestaltung Rechnung tragen. Ausführliche Besprechungen ergänzen die zahlreichen schönen Bildbeispiele. (Bruckmann, München.)



Zeichnungen 1—3: Martell M

Abbildung 1. Schlecht angelegter Brunnen

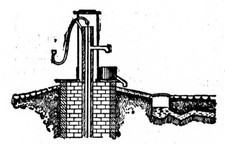
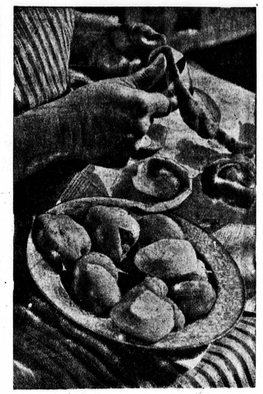


Abbildung 2. Guter Schachbrunnen

Abbildung 3
Röhrenschraubbrunnen

Brunnen mit etwa 1500 bis 3000 Millimeter Weite und mehr. Für die Wahl eines Kesselbrunnens sprechen die bequeme Zugänglichkeit und Reinigungsmöglichkeit des Brunnens sowie der Umstand, daß hier das Grundwasser an einem wesentlich größeren Umfang in den Brunnen tritt als bei einem kleinen Durchmesser; bei tonigem Boden und Fliesen des Grundwassers in einzelnen Adern ist letzterer von besonderem Wert. Ein weiter Durchmesser gestattet auch mehrere Saugleitungen anzubringen, und man kann gegebenenfalls die Pumpen selbst im Brunnen unterbringen; zugleich wirkt ein weiter Brunnen bei kleiner Pumpenleistung und stark wechselnder Entnahme als Ausgleichsbehälter. Besteht ferner der Boden aus groben Geschieben, so lassen sich die weiten Brunnen leichter herstellen als engere, und sollen in engen Höfen mit nur wenig freier Bodenfläche größere Wassermengen gefaßt werden, so ist ein weiter Brunnenbau dem Rohrbrunnen vor allem den Vorzug, daß je brunnen eine bestimmte Wassermenge billiger fassen als mit einem Kesselbrunnen. Die fast ausschließlich für Haus- und Hofbrunnen verwendeten Rohrbrunnen sind verhältnismäßig einfach und auch demgemäß nicht teuer; bei den einfachen Absfinierbrunnen handelt es sich meist um schmiedeeiserne Rohre von 25 bis 60 Millimeter lichter Weite, welche mit einer Stahlspitze armiert und dann mittels einer Jugramme oder durch Hammerschläge in den Boden eingetrieben werden. Etwa 30 bis 40 Zentimeter oberhalb der Stahlspitze hat das Brunnenrohr auf etwa 2 Meter Länge entweder 4 Millimeter weite Löcher oder auch an deren Stelle Schlitze für den Eintritt des Grundwassers. Handelt es sich um einen sehr feinen Boden, so übergieht man die Löcher und die Schlitze mit einem dichten, verzinkten Kupferdrahtnetz, um das Eindringen von Sand usw. in das Brunnenrohr zu verhindern. Zur Feststellung der Erfolgaussichten eines beabsichtigten Brunnens untersucht man stets vorher die Boden- und Wasserverhältnisse, insbesondere die Richtung und Stärke des Grundwasserstandes, mittels Beobachtungsröhren von etwa 1 Zoll l. W., welche mindestens bis 1,5 Meter unter den Grundwasserspiegel geführt werden; sie zeigen zugleich den Stand des Grundwasserspiegels an und gestatten auch die Entnahmen von Wasserproben und die Bestimmung der Grundwassertemperaturen. Dr. P. Marteil.



Kampf dem Verderb!

Eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Erfüllung des Vierjahresplanes ist der energische Kampf gegen den Verderb von Nahrungsgütern und die Vernichtung wertvoller Abfälle in den Haushaltungen. Für 20 Pfennig Verbrauchsgut geht täglich in jedem Haushalt verloren. — Die Kartoffeln müssen geschält, d. h. nur die Schale und nicht die halbe Kartoffel entfernt werden. (Atlantic, K.)

Das gesunde Zimmerklima

Wenn wir uns zuhause wohl fühlen wollen, muß das Zimmerklima allen gesundheitlichen Anforderungen entsprechen. Die Zimmerluft muß frisch und staubfrei sein und soviel Feuchtigkeit enthalten, als für die Atemorgane notwendig ist; ihre Temperatur muß in gewissen Grenzen liegen. Wenn wir dann noch dafür sorgen, daß möglichst viel Licht in das Zimmer gelangt, so haben wir ein gesundes, zuträgliches Zimmerklima geschaffen und damit manchen Erkältungsmöglichkeiten vorgebaut. Denn viele kommen nur von einem ungesunden Zimmerklima.

Die Lüftung der Zimmer soll während der kalten Jahreszeit so erfolgen, daß möglichst wenig der kostbaren Wärme aus dem Zimmer entweichen kann. Deshalb müssen wir nur kurz, aber kräftig lüften und dies tagsüber öfters wiederholen. Wenige Minuten nur werden alle Fenster, auch alle von ineinandergehenden Zimmern geöffnet, also ein Durchzug erzeugt, der in kürzester Zeit die Zimmer mit frischer Luft erfüllt. Bei dieser Lüftungsart fühlen sich die Zimmerwände, Boden und Möbel nur sehr wenig ab, und nach dem Schließen der Fenster wird in den gelüfteten Zimmern bald wieder eine behagliche Temperatur herrschen. Diese Temperatur soll um 18 Grad Celsius betragen; in kühleren Zimmern fühlt man sich unbehaglich, wärmere geben leicht zu Erkältungen Anlaß, wenn man aus ihnen ins kalte Freie geht. Sehr wichtig ist eine genügende Luftfeuchtigkeit, denn trockene Luft ist Gift für die Atmungsorgane und die Augen. Es ist ein großer Irrtum zu glauben, daß in ofenbeheizten Zimmern die Luft feuchter wäre als in zentralbeheizten. Das war einmal, als wir unsere Oefen noch mit Holz heizten, wo die Ofenfüre immer etwas offen stehen mußte und der Ofen dann als Ventilator wirkte, indem er die Luft aus dem Zimmer zog und durch Fenster und Türritzen frische Luft einsaugte. Heutzutage heizen wir mit Kohlen in Dauerbrennern, deren Türen nach dem Anheizen fast vollständig geschlossen werden; da findet keine Ventilation statt. Deshalb müssen wir, ob Ofen- oder Zentralheizung, die Luft anfeuchten und auf beiden Wasserbehälter anbringen, die nie leer sein dürfen. Auf Oefen stelle man möglichst weite, flache Gefäße mit Wasser, auf Zentralheizungskörper Wassergefäße von der Länge und Breite der Heizkörper. Bei eingebauten Heizkörpern lassen sich diese leider nicht anbringen, hier muß man nasse Tücher anhängen. Ungeheure Tongefäße zum Anhängen sind nicht zu empfehlen, denn die im Leitungswasser stets enthaltenen Mineralsalze verstopfen beim Verdunsten des Wassers deren Poren, und dann sind sie wirkungslos. Regenwasser enthält keine schädlichen Salze, aber seine Verwendung ist zu umständlich. Ebenso lästig und gesundheitsschädlich wie trockene Zimmerluft ist stauberfüllte Luft. Der stärkste Stauberzeuger im Winter ist der Aschenkasten des Ofens, seine leider nicht zu umgehende tägliche Leerung bringt bedeutende Mengen feinsten Aschenstaubes in die Zimmerluft. Wem bedeckt daher den Aschenkasten sofort nach dem Herausnehmen aus dem Ofen mit einer Zeitung und entleere ihn außerhalb des Zimmers in den Mülleimer. Wer Oefen ohne Aschenkasten muß man die Asche vor dem Herausschaufeln anfeuchten. Aber auch die Zentralheizungskörper sind Staubentwickler, ihre Form ladet den Staub förmlich zum Niedersetzen ein. Beim Abstauben bindet der Staub erst recht in der Zimmerluft herum, man soll daher die Heizkörper nur abwaschen, nie abkehren.

Was endlich das Licht im Zimmer betrifft, das in keinem gesunden Klima mangeln darf, so sollten wir eigentlich nie daran dichte Vorhänge, Gardinen usw. ihm den Zutritt erschweren; die Fensterscheiben müssen vollkommen frei von jeder Verhüllung sein. Wer im Erdgeschoß wohnt, beginne sich mit Scheibengardinen an den unteren Fensterscheiben, so daß durch die oberen das Licht frei hindurchtreten kann. Alle Arbeiten verrichte man so nahe am Fenster, wie nur möglich, damit der Körper recht dem Licht ausgesetzt ist. Dr. F. St.

Praktischer Ratgeber

Schützt die empfindlichen Gartengewächse!

Niemand weiß, wann der Winter einsetzt. Darher müssen wir uns rechtzeitig Deckmaterial für die Gartengewächse beschaffen. Verrotteter Dünger, Deckreis, Laub, Torfstreu, kurzes Stroh, Bohnen-, Erbsen- und Wickenkraut und abgeblühte Staudenstengel sind wertvolles Deckmaterial für frostempfindliche Pflanzen. Diese Streu- und Deckmittel sind alle mehr oder weniger schlechte Wärmeleiter, sie ziehen die Wärme nicht aus dem Boden und vermögen somit den Frost abzuhalten oder dessen Wirkung abzuschwächen. — Es ist falsch, wenn die Schutzdecke, die am besten auf den Bereich des Wurzelschlages um die Pflanze herum etwa 30 bis 40 cm im Durchschnitt angebracht wird, zu dicht, d. h. zu hoch aufgetragen wird, denn dies würde den Erstickungs- und Fäulnistod nach sich ziehen. — Ratsam ist es, das Laub aber noch das Regenwasser abziehen können und auch noch Luftwechsel möglich sein. Eine Schutzdecke von etwa 8 bis 5 cm Höhe genügt daher vorläufig. Sie wird jedoch nicht vor dem bei trockenem Boden und trockener Witterung, sondern erst nach dem ersten Frost von 5—8 Grad Celsius aufgebracht, zumal wenn später noch eine Schneedecke darauf kommt, die bekanntlich das sicherste natürliche Schutzmittel gegen Kälte ist. Sollte jedoch bei schneelosem Frost eine Zunahme der Kälte über 10 bis 15 Grad Celsius hinaus zu befürchten sein, dann muß sofort mit einer weiteren Schicht von 5—10 cm nachgeholfen werden, die jedoch wieder teilweise entfernt werden muß, sobald milderes Wetter einsetzt. Daß man die oberirdischen Teile, wie z. B. Ranken der Schlingrosen und Reben, zeitweilen noch mit Deckreis überhängt oder nach Bedarf vom Gerüst bzw. von den Latten ablöst, herunterlegt und sie mit Tannenreis noch besonders bedeckt darf nicht übersehen werden. P. S.

Die Verfütterung roher Zuckerrüben an ekzegende und säugende Sauen.

Rohe, zerfleinerte Zuckerrüben können ohne Bedenken an hochtragende und säugende Sauen unter Einsparung von Getreide des Beifutters verfüttert werden. Wie in allen derartigen Fällen hat selbstverständlich der Futterwechsel stets allmählich zu erfolgen, und er sollte kurz vor und nach dem Abferkeln der Sauen ganz vermieden werden, um Durchfälle der Saugferkel zu vermeiden. Beim Auftreten von Durchfällen ist dem Futter der Sauen regelmäßig Brambluan beizufügen. Lk.

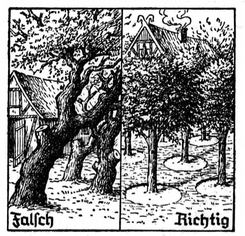
Serradelle gedeiht nicht auf sauren Böden.

Es wird jetzt häufiger darüber geklagt, daß Serradelle auf ihren Standorten nicht mehr so gut gedeiht wie früher, als noch der Chilesalpeter der Hauptstickstoffdünger war, und man behauptet, die neuzeitlichen stickstoffhaltigen Handelsdünger seien daran schuld. Das ist sicher eine falsche Auffassung! — Man läßt bei der Beurteilung der Frage gänzlich außer acht, daß früher hauptsächlich Thomasmehl der ergänzende Phosphorsäuredünger zu Chilesalpeter war. Thomasmehl enthält aber bis zu 50 % nutzbare Kalkverbindungen, die wahrscheinlich geeignet sind, das Kalkbedürfnis der Serradelle zu befriedigen. — Es ist richtig, die Serradelle ist, wie man behauptet, kalkliebend, d. h. sie verträgt keine frische Kalkung, aber während ihrer Entwicklung zieht sie ihrem Standort ebenso große Kalkmengen wie die anderen schmetterlingsblütigen Futterpflanzen mit Ausnahme der Lupine. Hierfür ein paar Jahlen: Grünfutter enthält in tausend Teilen von Serradelle 4,2, Esparlette 4,0, Weißklee in Blüte 3,5, Rotklee in Blüte 4,7, Erbse 3,5 und nur Lupine 1,6 Teile Kalk. — Wo also die Serradelle gegen früher nicht mehr recht gedeihen will, lasse man den Boden auf seinen Kalkzustand prüfen; auf sauren Böden kann die Serradelle nicht gedeihen. Dr. E.

Das Gerinnen der Ziegenmilch.

Das Gerinnen oder Zusammenkochen der Ziegenmilch kann verschiedene Ursachen haben. Einmal können Unreinlichkeiten oder zu warme und dunstige Stallungen schuld sein. Da hilft einerseits schon gute Reinigung und Lüftung der Stallungen und peinliche Sauberkeit der Melkerin und der Geräte, anderseits sofortige Entfernung der Milch aus dem Stall. Es kann sich aber auch um eine vorübergehende Erkrankung, z. B. Erkältung oder Magenverstimmung handeln. Mit dem Schwinden der Krankheit hört dann das Uebel von selbst wieder auf. Oft genügt schon ein Futterwechsel. Es gibt aber auch Ziegen, bei denen infolge reichlichen Vorkommens von gerinnbarem Eiweiß das Gerinnen der Milch häufig eintritt. Fehlerhaft bzw. ungesund ist die Milch darum nicht. Wiederholte Gaben von Bikarbonat in die Tränke, in Tier und Fütterung einen Teelöffel voll, ferner Lein- und Palmkuchenfütterung helfen manchmal dem Fehler ab. Hält jedoch das Gerinnen an, so kann man annehmen, daß es eine besondere Eigenschaft des Tieres ist, von dem man keine Nachzucht aufziehen sollte. Um derartige Milch beim Abkochen noch vor dem Gerinnen zu bewahren, gibt man eine Messerspitze voll Natron bei; man kann auch die Milch mit der Milch eines anderen Tieres mit wenig gerinnbarem Eiweiß vermischen. Hoth.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß ein alter Obstbaum, auch wenn er schon etwas verkrüppelt ist und wenig trägt, mit den Augen des Pflegers gesehen, schön ist. Auch kann in einem Erdhof solch Baum mit einer Krone



Zeichnung: Blumberg M

Kräpplige Bäume im Garten hinter der Scheune

Bäume mit gepflegter Baumscheibe

nerung an einen Vorfahren verbunden sein. Aber dann ist der Baum mehr ein Zierbaum. Wer seinen Boden nützen und Ertrag haben will, darf krippelige Obstbäume nicht stehen lassen, sondern muß, wie der rechte Teil der Abbildung zeigt, für gesunden Wuchs sorgen. Schfd.

Immer abends als Letztes
Chlorodont

Vorsorglich

Dame (zu einem Jungen, der ein Paket trägt): „Was hast du denn da?“

Junge: „Da ist Mutters Holzpantoffel drin. Ich sah, daß ein Nagel aus der Sohle rausguckt und da soll der Schuster ihn hineinschlagen, ehe Mutter nach Hause kommt.“

Dame: „Das ist aber nett von dir, so für deine Mutter zu sorgen. Sie hätte sich sonst den Fuß verletzt.“

Junge: „Das weiß ich nicht. Aber es ist der Pantoffel, mit dem sie mich immer verprügelt.“
(„Washington Herald“.)

*

Das Eisenbahnabteil war mit vier Herren besetzt, von denen drei eifrig lasen, während der vierte lächelnd in der Ecke saß, hin und wieder den Kopf schüttelte, die Lippen bewegte und dann abwehrende Handbewegungen ausführte. Schließlich wurde einer der Reisegenossen neugierig, und er fragte den seltsamen Mann, was sein Benehmen zu bedeuten hätte.

„Wissen Sie“, erklärte der freundlich, ich kürze mir die Fahrt ab, indem ich mir selbst Witze erzähle.“

„Ja, aber warum winken Sie dann immer ab?“ fragte der andere zurück.

„Ach, wissen Sie, das ist nur, wenn ich den Witz schon kenne!“
(„Tits-Bits“.)

*

Peter stand vor dem Schaufenster der Schokoladenhandlung. Ein älterer Herr trat näher: „Na, was möchtest du denn wohl gern haben?“

Peter: „Na, wat wolln Se denn anlegen?“
(„Fliegende Blätter“.)

*

Strohzwiebler ist keiner von den Redseligen.

Neulich, wie er von der Sonntagspredigt nach Hause kommt, forscht sein teures Weib: „So, und jetzt erzähle, worüber hat unser Pfarrer gepredigt?“

„Ueber die Sünde“, brummt Strohzwiebler, hinter die Zeitung verschanzt.

„Und was hat er darüber gesagt?“

„Er war dagegen.“

*

Rübe geht in ein Restaurant.

Rübe ißt drei Schnitzel. Rübe trinkt vier Bier. Dann zahlt Rübe. Es macht drei Mark zwanzig aus. Und Rübe zahlt drei Mark zwanzig.

„Sie vergaßen den Kellner zu zahlen, Herr!“

Rübe schaut groß auf:

„Wieso? Ich habe doch keinen gegessen?“

*

Bemm borgte einen an:

„Borgen Sie mir, bitte, zehn Pfennige!“

„Wozu?“

„Ich möchte mit der Straßenbahn zu meinem Freund fahren, der mir zehn Mark borgen wird, damit ich zu meinem Vater fahren kann, der mir hundert Mark borgen soll, damit ich mit dem Geld nach Budapest fahren kann, wo man mich nicht so viel fragen wird, wenn ich mir einmal zehn Pfennige borgen will.“

*

„Ich habe auf der Friedrichstraße ein Weekendhaus!“

„Auf der Friedrichstraße?“

„Ja. Ein achtstöckiges Weekendhaus. Unten sind Geschäfte darin, oben Büroräume.“

„Aber das ist doch dann kein Weekendhaus?“

„Und ob! Den ganzen Tag denke ich: Wiekennt ich das Haus wieder loswerden!“

*

Aufschneider

Der französische Marschall Bassompierre kam in Rom mit einem Reisenden zusammen, der ihm die merkwürdigsten Abenteuer erzählte. Der Marschall hörte den Aufschneidereien geduldig zu. Dann aber begann der andere von einem Seegefecht zu berichten, an dem er teilgenommen und eigenhändig über hundert seeräuberische Araber getötet haben wollte.

Auch diese Erzählung hörte Bassompierre an, ohne die Miene zu verziehen. Dann fing er selbst einiges zu erzählen an.

„Vor zwei Jahren“, sagte er, war ich in Sibirien. Es war dort ein so paradiesisches Klima, daß ich die saftigsten Feigen frisch von den Bäumen pflücken konnte.“

„Aber, mein Herr!“ unterbrach der Reisende, „was erzählen Sie da! In Sibirien gibt es doch keine Feigen!“

Der Marschall blickte ihn stirnrunzelnd an. „Habe ich Ihnen gestattet, hundert Araber zu töten, wo es Ihnen beliebt, warum hindern Sie mich dann, ein paar Feigen zu pflücken, wo es mir beliebt?“

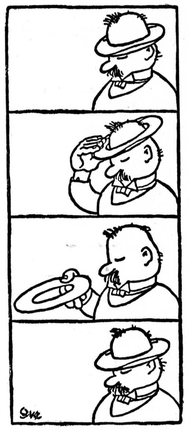
„Weiß er dein Alter?“
„Teilweise . . .“

Der berühmte Mathematiker Euler gab seinen Schülern ein al eine Aufgabe auf, wobei er die Mahnung anschloß: „Ich gebe Ihnen heute eine Aufgabe mit zwei Unbekannten und bitte mir aus, daß sie nicht mit zwei Bekannten gelöst wird.“

*

Der Richter forschte nach der Herkunft des Geldes.

„Wie hoch war Ihr Vermögen?“
„Zehntausend Mark?“
„Wo hatten Sie diesen Betrag her?“
„Ich habe eine Entdeckung gemacht.“
„Eines Patentes?“
„Nein. Eines Dummen.“



Eine Hutgeschichte

5. Jahrgnag – Nr. 48 Sonntag, 29. November 1936
Einzelnummer 15 Pfennig
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Heute neuer Roman

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Schritt in den Advent

Wenn das Jahr seinem Ende näher kommt, scheint sich die Zeit zu überstürzen. Die kurze Spanne Tageslicht, die uns die Sonne im späten Herbst noch schenkt, ist reichlich karg bemessen; mitten im Nachmittag müssen wir schon Licht machen und des Tages Arbeit in der Lampe Schein vollenden. Mag sein, daß das den Gang der Stunden beschleunigt. Aber es kommt noch etwas anderes hinzu: Bisher haben wir immer zurückgeschaut auf den entschwundenen Sommer, auf die letzten Freuden des Herbstes; wenn es aber Advent geworden ist, lassen wir endgültig die Höhe des Jahres hinter uns und wenden all unsere Gedanken vorwärts auf das schönste Fest, des Jahres Ausklang und der winterlichen Zeit herrliche Krönung, auf das Weihnachtsfest. Noch vier Wochen! denkt man erleichtert und meint, daß das noch eine ungeheure Spanne Zeit wäre; aber schon fällt einem bei, wie schnell die Zeit seit Allerheiligen vergangen ist, und daß es bis Weihnachten immerhin ja nur eben so lange ist. Man bekommt einen tüchtigen Schreck und wie ein Filmstreifen laufen all die Besorgungen vor dem geistigen Auge ab, die man bis dahin noch erledigen soll. Und dann bekommt jene nervöse und unruhige Hast Gewalt über uns, die einen zwar aufreiben und müde machen kann, die aber im tiefsten Grunde immer aufs neue des Menschen Herz beseligt . . .

*

Was wir so mit Hilfe unseres im praktischen Leben so oft bewährten Verstandes begreifen (und wie stolz sind wir noch, wenn wir's zeitig begreifen!), das ahnen die Kinder. Eines Tages fangen sie an, davon zu sprechen, ohne daß sie vielleicht auf den Kalender geguckt haben. Für sie beginnt die schönste Zeit des Jahres, die von Träumen und seliger Erwartung so übervoll ist. Und das Wunder geschieht: die Großen lassen sich von den Kleinen einfangen, sie werden selbst ganz wunderselig und machen alle Geheimnistuerei willig mit. Sie ziehen mit den Kindern durch die abendlichen, lichtüberflutenen Straßen, stehen mit ihnen vor den Auslagen und werden nicht ungeduldig über die endlosen Betrachtungen, die ein erwartungsvolles, wünschefreudiges Kinderherz vor den hellen Schaufenstern anstellt. Da werden die kleinen Augen ganz groß und freudestrahlend, und das Wünschen, Fragen und Erklären findet gar kein Ende. Wenn aber der Zauber eines Schaufensters, etwa eines Puppenladens ein Mädchen oder eines Wehrmachtstruppenteiles einen Jungen ganz in seinen Bann geschlagen hat, stemmen sich die kleinen Fäuste tief in die warmen Mantelsaschen und die Nasen drücken sich auf den Fensterscheiben platt. So steht die kleine Garde, in tiefer Betrachtung versunken: Wie sag' ichs nur dem Christkind . . .?

*

Kalt und ungemütlich ist's jetzt draußen, und wenn's nicht soviel zu schauen gäbe, würde man schon gern drinnen in der warmen Stube bleiben. Da sitzt es sich jetzt recht gemütlich und beschaulich. Wenn im Ofen das dürre Holz prasselt und durch die dunklen Scheiben die blanken Sternlichter hereinschauen, fühlt man sich recht geborgen. Indem hat jeder jetzt seine Arbeit in der Stube, vor allem die Kinder treiben eifrig schon ihre heimlichen Geschäfte. Sie haben einen Schlüssel in der Hosentasche von einer

Bavaria-Verlag, Gauting (Eigene Klischeeanfertigung)

KLEINE PROBE IM ADVENT

Das kleine Licht im grünen Kranz
Blüht wie ein Stern im Himmelsraum
Und überhellt mit seinem Glanz
Den ersten, viel zu frühen Traum . . .

Wir sitzen sinnend am Klavier
Und schlagen an: vertraute Klänge!
Und lauschen still, ob vor der Tür
Nicht schon ein lichter Engel sänge.

Es streicht der Geige Saiten sacht
Und tastend noch der Fidelbogen;
Und wieder ist's, als hätt' die Nacht
Ein wunderheller Schein durchflogen.

Die Klänge finden sich. Und kaum
Ist leis das erste Lied erklungen,
Strahlt hell vor uns der Lichterbaum
Aus glücklichen Erinnerungen.

Die Heilung jeder Krankheit ist ein natürlicher Vorgang. Die schlummernden Kräfte im Organismus müssen nur durch geeignete Mittel und Maßnahmen angeregt und zur Abwehr der krankmachenden Faktoren mobilisiert werden. Dazu benötigen Sie solche Mittel, die nicht nur die Symptome, sondern auch die Ursache bekämpfen, nachhaltig wirken und unschädlich sind. Diese Gewähr bietet Ihnen die Homöopathie-Homoia. Begeisterte Anerkennungen bestätigen die gute Wirkung. Verlangen Sie das große Homoiabuch „Der Selbstschutz“. Für Unkosten sind nur 30 Pfg. in Marken beizufügen. Dieses interessante und lehrreiche Buch enthält Ratschläge über 250 Krankheiten. Homoia-Gesellschaft, Karlsruhe A 270 n

Roolle Bezugsequelle Neue Gänsefedern mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt ½ kg 2.-, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.- u. 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, in Volldaunen 7.- u. 8.-. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Pa. inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück. Willy Manteuffel, Gänsemästerei, Neutrebbin 60c (Oderbr.). Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Kuckucksuhr 25 cm hoch, mit 1 Stck. aufziehend, Wanduhr eingewirkt, absolut zuverlässig, mit Garantie, frei Kassenhaus M 9.40 Nachnahme. Katalog fr. auch über Taschenuhr... Carl Joos Schwarzwald-Uhren Schonach 97 (Schwarzw.)

Heiraten Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre o o s t f e r t i g zugehen.

Für meine Nichte, 28 J., dunkelbl., mittelgr., angen. Erscheinung, aus gesund. u. tücht. kathol. Bauernfamilie wünscht Einheirat auf größ. Bauernhof oder tüchtigen Beamten in sich. Stellung. Vermög. ist dar. 20000 RM und gute Ausst. Ausf. Zuschr., wo mögl. mit Bild u. Nr. 7/1156 an „Der 7. Tag“, Paderb.

Erbhofbauer, kth. wünscht mit einer Dame von 28–35 Jahr. bekannt zu werden zwecks Heirat. Der Hof hat nahe an 50 Morgen, ist schuldenfrei, verbunden mit gut. Vermögen. Eilt mit Bild unt. Nr. 7/1157 „Der 7. Tag“, Paderborn.

Warmer Umschlagschuh, 6 mm Gummisohle, innen gepolstert. 38/42 M 4.75 Beispiel aus dem großen Schuhversandkatalog Deutschlands, 500 erste Markenschuhe! Übermorgen können Sie für die ganze Familie wählen. Ostertüten Glasse heute noch, ehe sie vergriffen sind! Scheier Überlanddienst Frankfurt a. M. MK 44

Häkelarbeit vergibt Paul Hemmersbach, Mannheim Waldhof

Echte Gebirgshandschuh-Felle fürs Heim! Marke „Silberbär“, Lammfell, silbergrau, dunkel 8, 10, 12 RM, Luxusfelle 14.– RM. Katalog frei. Gustav Heitmann, Lederfellfabrik, gegr. 1880, Schneverdingen 766 (Lüneburger Heide)

Richtig — ein Stricker-Rad zu Weihnachten! Weihn.-Prospekt sofort anfordern. Kinderräder sehr billig. E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Geschenke Billig! Katalog umsonst SIGURD GESELLSCH. Kassel 15

Gute Musik Handharmonikas Katalog fr. von Musik-Spezialfirma HEROLD & CO. Klingenthal Sa. Nr. 15 Für andere Instrumente Sonderliste anfordern

Eine Freude! auf Abzahlung. Für 15.— Mark 1. Mod. Herren- oder Damen-Armband-Uhr, Weißgold-Double Zylind. — 6 Rubis 2. Dieselbe verchromt oder echt 800 Silber 3. Herren-Taschenuhr, verchromt, Zylinderwerk, — 10 Rubis. Jede Uhr mit Garantie, vom Fachmann sorgfältig reguliert u. eingestellt, in 8 Raten zahlbar, lt. Liste. Lieferung sofort. Uhrmacher Hoffmann Versand Ges. m. b. H. Berlin Schöneberg 1/40

Große Auswahl Spielwaren, Baumschmuck u. tausende andere Geschenke. Katalog umsonst an jedermann. EMIL JANSEN Solingen-Wald 211

Bei Hexenschuß, Gicht, Rheuma, Ischias, Rückenschmerzen, Kopfgicht mit Kräuter-Auszug Nadalin einreiben. Arbeitswirtes Hausmittel. Nach 2-3 Einreibungen meistens schon Linderung. Flasche Mk. 3.25 frk. g. Nachn. Nadalin-Vertrieb, Borken i. W.

EISU Stahl Betten Schlafsofas, Kinderbetten, Stahlfedern u. Aufgepreßte, an alle Vorschrift. Katal. frei. Eisenmöbelfabrik Suhl/Th.

Blond-Haare Verschwinden wieder! Prämiiert mit Goldmedaille. Broschüre kostenlos. H. Goh Nürnberg 5/H 46.

Glas-Christbaumschmuck in herrlichst. Märchenpracht. Ebenso Prachtkollekt. reiz. Puppen u. Spielwaren. Bevor Sie kauf. verl. Sie erst mein Prachtkatalog 1936 kostenlos. Niedrige Preise. Theodor Müller-Hipper Lauscha/Thür. Nr. 147

Nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg. – Das sollten Sie beim Werben beachten

Wer inseriert, wird nicht vergessen

Bei Hexenschuß, Gicht, Rheuma, Ischias, Rückenschmerzen, Kopfgicht mit Kräuter-Auszug Nadalin einreiben. Arbeitswirtes Hausmittel. Nach 2-3 Einreibungen meistens schon Linderung. Flasche Mk. 3.25 frk. g. Nachn. Nadalin-Vertrieb, Borken i. W.

Anzeigenpreise Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf. für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf.. Reklame-mm-Zeile. 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn Hannover 3504.

Graue Haare verschwinden 4. einfaches Mittel. Auskunft gern. Frau A. Müller, München 9 Postf. Alpenrosenstr. 2

Raucher entwöhnt rasch u. dauernd, angenehm. Mittel. Kein Gurgeln. Näh. frei. A. Schwarz Darmstadt A 62, Inselstrasse 52

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet

Vertrauen gegen Vertrauen

Unsere verehrten Inserenten setzen ihre Ware der allgemeinen Kritik und dem Urteil aller Leser unserer Zeitung aus. Sie bezeugen damit ein großes Vertrauen in die Güte und Preiswürdigkeit ihrer Angebote. Verdienen deshalb die Anzeigen dieser Firmen nicht auch das Vertrauen der Leser?

Recht deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten

ÄRZTE erschliessen ist Aufgabe planmässiger Werbung!

Hasteitter's Kräuterfuren gegen Kropf u. Basedow Tee zum Trinken und Umschläge Unschädl. u. giftfrei. Tausende von Erfolgsberichten. Verlangen Sie kostenlos Broschüre Nr. 2 Friedr. Hasteitter Gauting bei München

Eisbär-Felle sind nicht besser, aber teurer als meine Rodschnuckenfelle Marke „Eisbär“. Preis ab RM 7.–. Bildkatalog u. ab. Teppich, Deck. u. Fußstck. frei. W. Heimb Lönzmühlen 7/6 b. Soltau

In Geschenk, das Freude macht!

Schublade, die sonst niemand öffnen kann. Und Mutter nimmt natürlich ein ganzes Zimmer in Anspruch, das abgeschlossen wird und das von nun an nicht mehr betreten werden darf. Ueberall gib's Geheimnisse, und kleine Nöttigen werden nicht übel genommen. Abends aber findet sich die ganze Familie zusammen um den Tisch, über dem nun als Zeichen seliger Verheißung der Adventskranz hängt. Zwar brennt erst ein Licht, aber die anderen drei werden sich schon noch dazugesellen, und dann hat sich die Zeit erfüllt; dann ist das Fest, dem wir entgegengehen, ganz nahe gekommen. Die kleinen Adventslichter aber sind schon ein erster Gruß, und wer ihn recht versteht, wird die Zeit nützen, sich auch innerlich auf das traulichste und innerlichste aller deutschen Feste zu bereiten. —

*

Nach dem ersten Blick / Erzählung von Ernst Kreuder

Als ich den kleinen, verlassenen Dorfbahnhof hinter mir hatte und in der herbstlich stillen Landschaft allein war, überkam mich eine tiefe Unsicherheit. Das Wetter war dieselbe, ein dieser, vergangener grauer Herbstmorgen, das Braun, Gelb und Rot der reglosen Büsche leuchtete auf eine kalte, leblose Art, die Landschaft schien zu schlafen oder in einen todesähnlichen Verschlossenheit erstarrt. Dies alles waren schlechte Vorzeichen für mich, traurig klang das Krächzen der Raben in der tiefen Stille, es kam mir vor, als riefen sie immerzu „Grab, Grab, Grab", diese dunklen Herbstbewohner. Auf den Aeckern standen Blaukrautköpfe, vergilbte Maisstauden, ach ich würde wohl schon mit dieser Stimmung fertig werden, wenn sie mich erst ganz eingehüllt hatte, ich würde durch diese tiefe, herbstweite Stille ziehen wie durch eine unendliche und verlorene Erinnerung. Aber wie würde Fräulein Holl dieses Wetter aufnehmen?

Ich ging zwischen brachen, schwarzerdigen Aeckern den ansteigenden Weg hinaus, es war noch eine gute Stunde bis zu der Ruine des halbverfallenen Turms auf dem Kamm der waldigen Höhe. Natürlich hoffte ich, daß sie käme. Aber ich hatte eigentlich nicht den geringsten Grund zu dieser Hoffnung. Ich kannte das stille große Mädchen garnicht, ich hatte sie ein einziges Mal gesehen und hatte auch nicht mit ihr gesprochen, nicht einmal, als mich Frau Krüger vorgestellt hatte. Wermann hatte mich zu diesem zwanglosen literarischen Abend in die kleine Vorstadtvilla geschleppt, wo man einige Gedichte und Prosastücken lesen und Tee getrunken hatte. Ich schwand meine Scheu, zumal Wermann mir versicherte, wir würden dort eine Menge Bekannte treffen. Ich traf nur eine Menge fremder Leute, in zwei geräumigen Zimmern verteilt, ich wurde allen vorgestellt und befand mich in der größten Verlegenheit, da ich mit niemand reden konnte, weil mir wirklich niemand gefiel.

Als ich aber Fräulein Holl vorgestellt wurde, konnte ich noch nicht einmal die wenigen förmlichen Worte murmeln, die man im Schlaf sagen kann. Sie gefiel mir gut, schon als sie mit der Gastgeberin auf mich zu kam, ich erschrak richtig, weil sie mir so gut gefiel, ich hatte sofort das sichere Gefühl, daß sie mir verwandt war, es war so stark, daß ich vertraut war, ein geheimes Zeichen zu machen, das ich selbst nicht kannte und das sie verstehen würde. Aber als sie dann vor mir stand und wir uns höflich lächelnd ansahen, während unsere Namen genannt wurden, lächelten wir schon nicht mehr höflich und sahen uns verwundert an, wie im Traum hob ich meine Hand, hinter mir sobte jemand einen Dichter, auch Fräulein Holl sprach nichts, ihr Mund öffnete sich leicht. es war, als hätten wir beide die gleiche Erinnerung an eine lang vergessene Hoffnung.

Sie war größer als ich, und das schöne, knappe, schwarze Kleid vertiefte den Eindruck ihrer stillen Wesensart, zumal da sie dunkles, wohl dunkelbraunes Haar und ruhige, dunkle Augen hatte. Plötzlich mit ihr im Zimmer allein gelassen, wäre es mir vielleicht ebenso schwer gefallen, etwas zu reden, wie jetzt in diesen überfüllten Räumen. Vor allen Dingen überfiel mich wieder eine tiefe Scheu. Ich fürchtete ängstlich, mein sonderbarer Zustand könnte von irgend jemand bemerkt werden. Ganz unvernünftigerweise haßte ich jetzt alle übrigen Leute hier, außer ihr. In dieser ungewöhnlichen Befangenheit würde ich sicherlich stottern, wenn ich öffentlich mit ihr reden wollte, von Zeit zu Zeit zwang ich mich, nach ihr hinüberzusehen, die in ruhiger Unbefangenheit mit einem angenehmen, älteren Schauspieler sich unterhielt. Als wäre sie jedesmal davon unterrichtet oder von meinem Blick angerufen worden, wandte sie leicht den Kopf im Gespräch und sah nun auch mich an, verwundert, frauenhaft still, aus einer vertrauten, dunklen Stille. Eine Zeitlang hatte ich die abergläubische Furcht, wir könnten, treffen wir uns plötzlich allein an einem der kleinen Teetischchen, beide gleichzeitig mit denselben Worten ein Gespräch beginnen.

Ich ging drei Tage unter dem Eindruck dieser Begegnung umher und wußte mir gleichfalls nicht zu helfen. Dann schrieb ich. Wermann hatte eine jüngere Schwester von ihr in seiner Klasse und gab mir die Adresse. Ich bat sie, nicht zu antworten. Und am Schluß des Briefes schlug ich plötzlich diesen Herbstspaziergang vor, man sah den Turm auf der bewaldeten Höhe schon von dem kleinen Dorfbahnhof aus, wir konnten und dort oben treffen und die andere Seite des Hügels hinunter gehen durch die stille, verlassene Talschlucht mit den alten Mühlen nach einem anderen kleinen Dorf, von dem man bequem in die Stadt zurückfahren konnte. Karoline Holl, Bessunger Weg 7. Sie mochte wohl 25, 27 Jahre alt sein dieser Brief hatte sie gestern früh erreicht. Es war so diesig zwischen den Büschen und Rußbäumen hier, daß ich es manchmal für Nebel hielt, Krähruch krächzte es über der Stelle hinter mir. Ein dichtes, urloses stilles Grabeswetter. War das die Verabredung eines Phantasten, was würde Karoline Holl von diesem mutlosen Briefschreiber denken? Ich hatte gar nichts überlegt, man konnte sich hier, wo man keiner Menschenseele begegnete, mit einem stillen Menschen treffen und in der schweigenden Abgeschiedenheit dieser herbstlich reinen, lautlos ruhenden Landschaft ein Stück Weges nebeneinander gehen. Wenn es nur nicht so endlos still hier gewesen wäre. Es war Sonntag, an anderen Tagen wären sicher einige Bauern auf den Aeckern gewesen. ein Fuhrwerk wäre den Hohlweg heraufgekommen und hätte die fahle Realosigkeit der Landschaft belebt. Es war, als hätte das Jahr hier auf seiner Reise eingehalten und alles ringsherum, Baum und Strauch und die verlassenen feuchten, sandigen Wege mit einer unverletzlichen Stille überzogen.

Es war noch früh am Vormittag, ich war zwei Stunden früher gekommen, als ich in meinem Briefe vorgeschlagen hatte. Ich konnte mich nun mit diesem Schweigen, mit diesem bangen Zwielicht vertraut machen und durch geduldiges Schauen dem verborgenen Wesenszug dieser Stimmung näherkommen. Allmählich wurde mir dieses Grabeswetter leichter. es war gar nicht mehr so düster und traurig. wie es am Anfang schien, die Stille breitete eine feierliche Friedlichkeit aus, und der Herbsttag ruhte in einer lautlos vollkommenen namenlos vollkommenen Eintracht.

Ich hielt mich die ganze Zeit in der Nähe des Weges, der zu der Turmruine führte, zwischen den Gräsern und dem verblühten Heidekraut standen gelbe Schlüsselblume, einmal hoppelte ein Kaninchen über den Pfad, und dann hörte ich aus der Ebene das Läuten eines Zuges in den stillen Luft verklingen. Dies war wohl der Zug, dachte ich, mit welchem Fräulein Holl hätte fahren können. Nun ging ich wieder ein Stück abwärts, und plötzlich stand da jemand neben der großen, fastlweißen Birke am Weg.

Ich spürte einen leichten Stoß gegen die Stelle, wo das Herz langsam und schwerfällig schlug. Ich war unwillkürlich stehen geblieben. Der Himmel war von einem einzigen undurchdringlichen Grau, kein Blatt regte sich, nichts drang in die Stille. Fräulein Holl hatte einen schwarzen Lodenmantel an, den gleichen wie ich, sie hatte die Hände in den Taschen und blickte verwundert zu mir her. Ich rief mich aus dieser waffenlosen Verbannung los, und dann gingen wir beide aufeinander zu.

Ich war so ungeheuer überrascht, daß ich zuerst keine Freude empfand, und einen Augenblick war ich erschöpft wie von einer unerträglichen Anstrengung.

„Hier ist es wirklich schön", sagte sie und reichte mir ihre weiße, schmale Hand. „Sie machen mir Ehre, daß Sie so fern, vielleicht war sie auch schon einige Stunden unterwegs in diesem stillen, herbstlichen Gelände. Wir gingen nebeneinander den sandigen Pfad hinauf, und mit einem Male war diese schwere Bann fortgerückt, und ich konnte mich freuen eine tiefe Glut durchdrang mich, ich wehrte mich gegen dieses Zittern, ich faßt sie neben mir scheuten und faste, mit geschlossenem Mund, stumm, daß dies eine wunderbare Frau war. eine junge, stille und schöne Frau, eine ernste, wunderbare Frau. Dann konnte ich langsam reden, und etwas später konnte ich auch ihr scheues, fleißes Gesicht dabei ansehen, die dunklen, ruhigen Augen, die eine namenlose, tiefe verschlossene Süßigkeit verborgen zu halten schienen.

Die Meue fanden sich von selbst, einer nach dem anderen, wir brauchten ihnen nur zu folgen, bald waren wir auf der Höhe neben dem Turm und schauten in die verhangene graue Weite der Ebene hinein. In dem kleinen Dorf drunten klirrte es Mitten. Rauchsäulen wußten wir schon, daß wir beide die gleichen, wenigen Bücher liebten, die Maler der Romantik. die Musik der Barockzeit. und doch waren wir nicht Geschwister in jenem grenzenlosen Land eine verwirrende Fremdheit kam uns an. und was war denn alles in diesen vom Nebeln duftenden, schwer ruhenden, dicht verhangenen Herbsttag gefüllt.

Wie lange standen wir neben dem hohen Turm und schauten in das stille, verschiedene Land hinaus. Ich zitterte nicht mehr, ich fühlte mich schwerer geworden, lange sah ich über ihre Schulter, da sie ein wenig vor mir stand, in die Nähe hinunten. War sie einen Schritt zurückgetreten, hatte ich mich vorgebeugt? Sie lehnte plötzlich leicht gegen mich. ihr Gesicht war immer noch geradeaus gegen den niedrigen, bleifarbenen Himmel gerichtet. ich rührte mich nicht. Seiten zwei Boote auf dem unendlichen Meer nebeneinander an? Ihr Haar duftete warm, vielleicht hatte sie den Lodenmantel offegen wollen, denn sie hob die Arme ein wenig, ich konnte spüren ein Stück der weißen Bluse unter dem schwarzen Mantel sehen, aber nun wandte sie sich halb um, ihre Arme blieben leicht erhoben, wie fragend sah sie mich an, woher wußte sie den Vornamen. den hatte ich wohl in meinem Brief mit hingeschrieben, sie nannte, wie leise rufend, meinen Vornamen. War dieses stumme Schauen in die fast brennende Stille zuviel gewesen? Wie schwere müde Träume, wie stille, wegesmüde Wanderer ruhten unsere Arme um die Schultern, um den Hals des anderen. Kühl war ihr Gesicht, fühl und weiß, und dann war es plötzlich warm, als sich die Lippen in die stumme Süßigkeit schmiegten. Dann gingen wir langsam weiter, Schritt für Schritt, kamen hinunter in die dämmerige, verlassene Talschlucht, wo der Mühlbach wie durch tiefe Fernen rauschte, und manchmal mußte ich stehen bleiben und den schmalen Kopf, die dunklen Augen, das weiße Gesicht, die dunkelbraunen Haare ansehen und die wenigen Silben nennen, die sie antwortete, „Karoline". Dann lächelte sie verwundert und nickte, fast zerstreut, wieder ernst geworden vor diesem heldunklen, zauberstill vergilbenden Herbsttag.

Dies nebenbei

Wenn man das Büro einer Londoner Importgesellschaft betritt, wird man von einem freundlichen blonden Tippfräulein empfangen, das von sich sagen kann, für zwei Jahre Millionärin gewesen zu sein. Daß sie es nicht mehr ist, ist ihre eigene Schuld oder besser, ihr eigener Wunsch gewesen. Miß Beatrice Ellershaw erbte im Jahre 1934 von einer Tante einen Betrag, der in Reichsmark umgerechnet, beinahe eine Million ausmachte. Bereits damals erklärte sie den Reportern, daß sie keineswegs gewillt sei, ihr bisheriges Leben, das sie sehr befriedige, aufzugeben. Sie wolle weiterhin an ihrer Schreibmaschine sitzen bleiben, denn sie sei keiner jener Menschen, die um das goldene Kalb herumtanzen und von Reichtum und Luxus träumten. Sie wolle nur für einige Zeit Urlaub nehmen und sich, solange das Geld reiche, amüsieren, dann aber wieder an ihren Arbeitsplatz zurückkehren, um der gleiche einfache Mensch zu bleiben und rechnete aus, daß eine Summe von 50 000 englischen Pfund gar nicht so schnell durchzubringen sei. Fräulein Ellershaw hat das Kunststück in zwei Jahren fertig gebracht. Und sie erklärte, es sei nicht einmal so schwer, wie sie anfänglich gedacht habe. Sie kaufte sich ein Luxusauto, mietete sich eine prächtige Villa, schaffte sich einige Rennpferde an, kaufte sich Schmuck und kostbare Kleider, kurz, sie führte das Leben einer

Beachten Sie unsere nächste Nummer: Wir beginnen mit der Veröffentlichung einer

illustrierten Serie

die von dem Lebensschicksal des Kaisers Franz Josef I. von Oesterreich berichtet, jenes Kaisers, der von seinem Leben das bekannte Wort prägte: „Mir ist nichts erspart geblieben . . ." Unsere Serie heißt:

Der letzte Kaiser der alten Schule

Millionärin. Sie reiste in der Welt umher, sie gab Einladungen, gewann schnell „Freunde", die es verstanden, auf ihre Kosten mitzuleben, sie trug Seidenstrümpfe, die pro Paar vierzig Mark kosteten, sie trank Champagner und stieg in den teuersten Luxushotels ab. Sie warf das Geld mit vollen Händen aus und freute sich geradezu, wenn es Tag für Tag dahinschwand. Sie schlug alle guten Ratschläge zur Anlage des Kapitals in den Wind und erklärte, sie sei fest entschlossen, die ganze Erbschaft möglichst schnell zu verbringen. Sie hielt es über den Ozean nach zwei Jahren meldete sie sich zum Wiedereintritt in ihrer alten Firma, setzte sich lächelnd in ihrem Arbeitssessel wieder an die Schreibmaschine und erklärte, sie sei glücklich, nun wieder von der Last des vielen Geldes befreit zu sein und ein zufriedenes Leben führen zu können. Erstaunlich rasch hat sie sich wieder in ihrer alten Umgebung zurechtgefunden und versichert nach wie vor, daß sie es keine Minute bereue, nach zwei Jahren des tollsten Vergnügens wieder in „ihrer alten Haut" zu stecken.

*

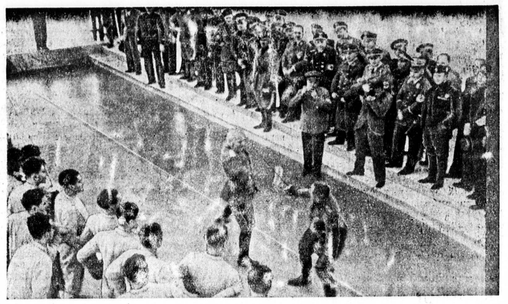
Ein Arbeitsloser namens Zynger, der vor dem Kriege Russe war, zurzeit aber keine Nationalität angehört, hatte sich wiederholt vor dem Pariser Gericht deshalb zu verantworten, weil er dem Ausweisungsbefehl keine Folge geleistet hatte. Im Oktober 1934 hatte man ihn bereits einmal aus diesem Grunde für drei Monate ins Gefängnis gesteckt, während ihn im Oktober 1935 eine erneute Inhaftierung, diesmal waren es sechs Monate Gefängnis, traf. In der jetzigen Gerichtssitzung hatte der Gerichtsvorsitzende doch Erbarmen mit dem Unglücklichen. Er meinte, es sei doch offensichtlich ein Hohn, einen Menschen ins Gefängnis zu schicken, der sich im Grunde genommen keines Vergehens schuldig gemacht habe. Daß er trotz Ausweisungsbefehls Frankreich nicht verlassen habe, sei ihm nicht als Schuld anzurechnen. Da der Beklagte nämlich keinen Paß besitze, sei es ihm unmöglich, irgendwie der Aufforderung zu folgen, weil ihm ja jedes andere Land verschlossen sei. Wenn man ihn jetzt fortgesetzt verhaften und ins Gefängnis setzen wolle, so würde er sein ganzes Leben nicht mehr aus ihm herauskommen. Da dies aber ein Unding sei und die Verfahren zu dem auf Kosten der französischen Steuerzahler gingen, sei es zweckmäßiger, ihn freizusprechen. Zynger wurde daraufhin in Freiheit gesetzt und der Ausweisungsbefehl aufgehoben.

*

Ein recht seltsames Herzleiden konnte nach überaus sorgfältiger, fünf Jahre währenden ärztlichen Behandlung in einem Londoner Krankenhaus auf operativem Wege beseitigt werden. Der Patient ist ein 28jähriger Mann aus Kettering (Northants). Sein Herz hatte sich mit einem kreideähnlichen Belag überzogen, so daß die Arterien immer stärker gerieselt und die Blutzirkulation langsam unmöglich gemacht wurde. Dieser harte Ueberzug mußte nun in schrittweiser, recht vorsichtiger Behandlung langsam abgeschabt werden, eine Prozedur, die bisher in England nur zweimal vorgenommen worden war. Schließlich gelang es der ärztlichen Kunst, den Leidenden, an dessen Krankenbett unzählige Nächte hindurch seine 27jährige Braut gewacht hatte, gesundheitlich wiederherzustellen. Der Rekonvaleszent ist zwar zur Zeit noch in einem Sauerstoffzelt untergebracht. Er gedenkt nach seiner völligen Genesung, die binnen kurzem zu erwarten ist, seine treue Pflegerin zu heiraten. Die beiden Menschen kennen sich schon seit ihrer Kinderzeit, und so würde ein Jugendtraum zweier Liebenden nun seine Erfüllung finden.

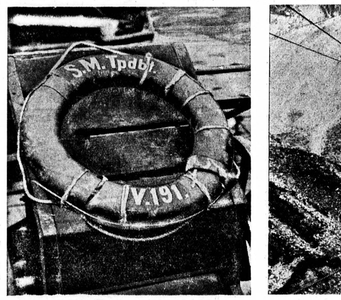
Staatssekretär Dr. Schmidt in Berlin

Der österreichische Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten, Dr. Guido Schmidt, traf als Gast der Reichsregierung zu einem zweitägigen Besuch in Berlin auf dem Anhalter Bahnhof ein. — Staatssekretär Meißner, Staatssekretär Dr. Guido Schmidt, Reichsaußenminister Freiherr von Neurath und Botschafter von Papen. (Weltbild, K.)



Mussolini – ein Meister der Klinge

Die in Rom weilenden Vertreter der deutschen NS.-Presse führte der Duce selbst durch die große italienische Sportanlage Forum Mussolini und führte ihnen mehrere Säbelduelle mit einem Milizoffizier vor, in denen er sich als wahrer Meister der Klinge erwies. (Associated Preß, K.)



Der letzte Zeuge von „V 191"

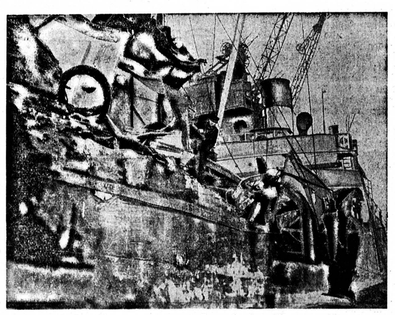
In der Nähe von Schulau (Elbmündung) trieb dieser Tage ein Rettungsring des Torpedobootes „V 191" an, das am 17. Dezember 1915 in der deutschen Bucht durch Auflaufen auf eine Mine gesunken ist. Der Ring, dessen Echtheit nicht bezweifelt werden kann, wird in den nächsten Tagen durch die Kriegsmarine der Garnisonkirche in Wilhelmshaven übergeben. (Weltbild, K.)

Ein Marmorberg wurde gesprengt

Die unerschöpflichen Marmorbrüche von Carrara waren jetzt der Schauplatz der größten Jestenissprengung, die jemals vorgenommen worden ist. In den unteren Lagen war der Abbau im Laufe der Zeit so stark vorgeschritten, daß man dazu übergehen mußte, Blöcke von den höheren Lagen abzusprengen, was den Nachteil hatte, daß das Material in zu kleine Teile zersplittert unten ankam. Man entschloß sich daher, den Gipfel des Monte Teccione, einen Block im Gewicht von einehalb Millionen Tonnen, von der Größe des Mailänder Domes, auf einmal abzusprengen. 700 Arbeiter bereiteten die Sprengung ein ganzes Jahr lang vor. Unser Bild zeigt den Augenblick nach der Sprengung, 3000 Kilogramm Dynamit und 10 000 Kilogramm Schwarzpulver explodieren. (Pressephoto, K.)

König Eduard in den englischen Elendsgebieten

König Eduard VIII. hatte sich in Begleitung des Arbeitsministers und des Gesundheitsministers nach Süd-Wales begeben, um die dortigen Industriebezirke zu besichtigen und sich besonders über die Lage der Arbeitslosen zu erkundigen. Hier besichtigt der König einen Bauernhof. (Weltbild, K.)



Schiffszusammenstoß auf der Themse

Der Dampfer „Westburn" stieß mit dem deutschen Motorschiff „Python" in Gravesend zusammen. (Pressephoto, K.)

Frankreichs Innenminister beging Selbstmord

Innenminister Salengro, der in seiner Pariser Wohnung den Gashahn öffnete und Selbstmord beging. In letzter Zeit war gegen den Minister ein schwerer Feldzug entfesselt worden, in dem er der Fahnenflucht und des Verrats als Frontsoldat im Kriege bezichtigt wurde. (Scherl Bilderdienst, K.)

Die erste Zusammenkunft der Deutsch-Französischen Gesellschaft

In Hamburg trafen die französischen Gäste zur ersten Zusammenkunft der kürzlich gegründeten Deutsch-Französischen Gesellschaft ein. Erste Reihe von links nach rechts: Röhrig, ein deutsches Vorstandsmitglied der Gesellschaft, Abbé Lepage, der französische Vizekonsul Vequad, der französische Kriegsopferführer Pichot und Landherr Klepp, der stellvertretende Vorsitzende der Deutsch-Französischen Gesellschaft.

Neue Autostraßen in Aethiopien

Unter den verschiedenen Straßen, die gegenwärtig im eroberten Aethiopien von den Italienern erbaut werden, geht die nach Gimma führende der der Vollendung entgegen. (Weltbild, K.)

Eine Fliegerbombe schlägt in Madrid ein

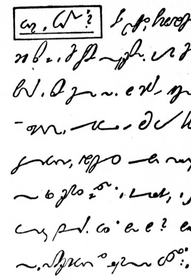
Die neueste Aufnahme von der Belagerung Madrids: Einschlag einer Fliegerbombe dicht vor der spanischen Hauptstadt, deren Gebäude bereits deutlich zu erkennen sind.

Kurzschriftfunken

Frankfurt wies den Weg!

Als die deutschen Stenografen sich im Sommer 1935 in Frankfurt am Main zum Deutschen Stenografentag zusammenfanden, hat, wie nie zuvor, die ganze deutsche Oeffentlichkeit teilgenommen an diesem Fest wahrer deutscher Kultur, wahren deutschen Bildungsfleißes. Frankfurt vermittelte nicht nur der Welt, sondern gerade unseren eigenen Volksgenossen, die ihn noch nicht kannten, den überaus großen Wert von Kurzschrift und Maschinenschreiben. Die Stenografen sind sich der Förderung bewußt, welche die Deutsche Kurzschrift durch folgendes Wort des Reichsministers Dr. Frick findet: „Die Deutsche Stenografenschaft ist eine von Partei und Staat betreute Organisation". Das gibt uns die Gewißheit, daß wir in unserem Streben, die Deutsche Kurzschrift zum wahren Volksgut, zum Gehstock für jeden ernstlich Strebsamen zu machen, die Unterstützung finden, deren wir so dringend bedürfen. Frankfurt wies den Weg, das nationalsozialistische Volksbildungswerk erreichen zu helfen, das für uns Stenografen bedeutet: „Jedem Volksgenossen Kurzschrift-Kenntnis!" ⟶

Warum „Parterre"? Viel unnützes, fremdländisches Zeug hat sich in die deutsche Sprache eingeschlichen. Beim deutschen Heim fängt die Sache schon an. Da gibt es Etagen, Parterre und Souterrain, obwohl es doch weit treffender hieße Stockwerke, Erdgeschoß oder Kellergeschoß. Ein besonders schlimmes indessen ist die Toilette, die zu jeder Wohnung gehört. Was ist denn das? Darüber belehrt uns ein „Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens": „Unter Toilette verstand man ursprünglich ein Tuch, das man über den Putztisch der Damen breitete, dann das ganze zum Putz notwendige Gerät und schließlich auch den Bedürfnis- und Waschraum."



Meide jeder, der seine deutsche Muttersprache liebt, die Verwendung von überflüssigen Fremdwörtern. Gerade die deutsche Sprache ist reich genug, jedes deutsche Empfinden mit echt deutschen Worten auszudrücken.

Pgötnb Gnimmonf

Von Barthold Blunck

Von draußen brauste der Lärm der Avenida durch die geöffneten Fenster des Privatkontors herein. Die Ventilatoren surrten; sie vermochten aber die erstickend heiße Luft nicht zu kühlen.

Peter Versmann legte den Telefonhörer auf die Gabel und schlug die Unterschriftsmappe auf, um einige dringende Geschäftsbriefe zu unterzeichnen, als der alte Neger Pedro, der das Amt eines Bürodieners versah, hereinkleffürte und demütiger Gebärde eine Karte überbrachte. Nmand wolle den Firmeninhaber in einer Wohltätigkeitssache sprechen. — Der Herr möge warten, bestimmte der Chef.

Versmann war ein großer, kräftiger Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit etwas Neigung zur Fülle. Sein Haar zeigte an den Schläfen einige graue Strähnen; das hartlose Gesicht überspannte straffe, rotbraune Haut, die durch die Hitze härter gerötet erschien. Der breite Schädel war machtvoll gewölbt; an der Stirn traten die Adern auffallend hervor.

Der Bittsteller, ein Deutscher, wurde endlich vorgelassen. Er warb mit Eifer und Wärme um einen Beitrag zur Linderung der Not arbeitsloser Landsleute und erreichte bald das Versmann sich zur Ueberweisung eines größeren Betrages verpflichtete, dabei aber zur Bedingung machte, seinen Namen nicht zu nennen.

Die eilige Post war unterzeichnet. Versmann schickte die Mappe mit den Briefen ins Kontor zurück. Er wollte die Arbeit einige Minuten unterbrechen, um sich zu sammeln. Dabei schweiften seine Gedanken in die Vergangenheit zurück:

Er sah sich als Knabe auf dem Bauernhof seines Vaters in einem dithmarschen Kirchdorf. Es war ein Tag, der sich ihm unauslöschlich in die Erinnerung eingraben hatte; denn damals hatte sich zum ersten Male ein Schleier über sein Kindheitsparadies gebreitet. — Eine junge Drossel, noch nicht flügge, war aus dem Nest gefallen. Oben im Baum, bei den anderen Jungen, saß die Mutter und zirpte kläglich. Da hatte er das Tierchen vom Boden aufgehoben und neugierig betrachtet. Zufällig war der Vater, der vom Felde heimkam, hinzugetreten und hatte ihn hart angefahren in der Meinung, sein Junge habe das Tier aus dem Nest geholt. Ehe er dem Vater hatte Aufklärung geben können, war der Alte zornig ins Haus gegangen. Die Mutter hatte den bitterlich Weinenden getröstet und mit seinem Hund auf den Baum geschickt, um den Vogel wieder mit den anderen im Nest zu vereinen. „Sei nicht traurig," hatte sie gesagt, als er später mit zusammengekniffenen Lippen, von Trotz gegen die ganze Welt erfüllt, vor ihr im Garten gestanden hatte, „hörst du nicht, wie schön dir zum Dank die Mutter singt, der du ihr Kind wiederbrachtest? Dafür muß man auch einmal Schelte auf sich nehmen, die unverdient sind." Manches Mal hatte er sich noch nach draußen geschlichen, um dem süßen Drosselsang zu lauschen.

Knorrig und verschlossen war der Vater, aber das Kind fühlte wohl die lohende Liebe, mit der die Eltern es umgaben. Einmal, als er von Hamburg aus, — er war dort in ein Handelshaus als kaufmännischer Lehrling eingetreten, — ein paar Ferientage bei den Eltern verbrachte und nicht genug von den Wundern der Großstadt, von den interessanten, weltumspannenden Geschäftsbeziehungen seiner Lehrfirma erzählen konnte, hatte der Vater zuerst leise vor sich hin gelächelt und dann ernst gesagt: „Ja, mein Junge, sieh dir einen Grashalm oder eine Kornähre an, dann wirst du finden, daß die Welt voller Wunder ist. Du hast von manchen klugen und guten Dingen gehört, aber das alles ist doch nicht viel. Dabei hatte der Vater voll Stolz auf seinen Aeltesten und Hoferben geblickt; der war seine Hoffnung und seine Freude; der war nichts als Bauer und so recht nach dem Herzen des Alten. Ach, wie lange lag die Zeit zurück. Wie grausam war das Schicksal gegen die Eltern gewesen. Den ältesten Jungen hatten sie im Kriege verlieren müssen, und der jüngere war im Ausland an seine Arbeit gefesselt.

Peter Versmann war mit zwanzig Jahren nach Süd-Amerika gegangen, hatte sich durch rastlosen, eisernen Fleiß zum Teilhaber und später zum alleinigen Inhaber eines Welthauses emporgearbeitet. Es waren Jahre harter Arbeit gewesen, aber er hatte es geschafft. Je älter er wurde, desto schmerzlicher empfand er in Zeiten innerer Einkehr, wie einsam er geblieben war, und immer bitterer wurde die Erkenntnis, daß er sein großes Werk einmal irgend einem Fremden werde überlassen müssen. Auf Mahnungen guter Freunde, die ihm eine Heirat nahelegten oder ihn aus seinem rastlosen Schaffen in ihre geselligen Kreise ziehen wollten, hatte er stets die gleiche Entschuldigung: „Ich habe keine Zeit dafür!"

Er hatte seine Eltern nicht vergessen. Seiner Kindespflicht glaubte er dadurch zu genügen, daß er zu jedem Weihnachtsfest mit einem schnell diktierten Begleitschreiben seine guten Wünsche und einen namhaften Geldbetrag nach Deutschland schickte. Immer hatte die Mutter in einem längeren Brief auch für den Vater gedankt; hatte geschrieben, was von dem letzten Weihnachtsgeschenk angeschafft werden sollte. In jedem Brief war eine Nachschrift, wie sehr sich ihr Herz nach ihrem Jungen sehne, wie sie immer hoffe und bete, daß er endlich einmal kommen möge. Der Vater selber schrieb nicht; der fühlte aus den wenigen kurzen Briefen des Sohnes eine unkindliche Kühle; zwar ging es der Mutter nicht anders, aber sie vergieb ihm im voraus und hatte immer eine Entschuldigung bereit für ihr Kind und für sich selbst zum Trost.

Seltsam, heute ließen ihn die Gedanken an die Eltern nicht los. Warum eigentlich hatte er alles, was sein Geschäft betraf, für so ungeheuer wichtig gehalten? Warum hatte er seinen Eltern, die er beide trotz ihrer einfachen Sinnesart zärtlich geliebt hatte, später so wenig Liebe zurückgeben können? — Seine Arbeit und der Machtdunger waren stärker gewesen und hatten Heimweh und Sehnsucht nach denen, die ihm die Dichtesten auf der Erde waren, unterdrückt und seinen Sinn verhärtet.

Weiter, weiter . . . nicht nachdenken! Versmann klingelte nervös. Der alte Pedro stolperte erschreckt herein und überreichte seinem Herrn Stock und Aktenmappe mit zitternder Hand. Der Chauffeur, meldete Pedro, sei schon vorgefahren.

Versmann schickte den Wagen weg. Ein kurzer, aber sehr heftiger Regen war eben niedergegangen und hatte auf der heißen Avenida etwas Kühlung verbreitet. Die Feuchtigkeit war am Verdunsten. Ein leichter weißer Dampf lag auf der Straße. Müdsam stapfte Versmann heimwärts. Merkwürdig, das Gehen fiel ihm heute so schwer; er versuchte gegen das Schwächegefühl anzukämpfen; da sich aber leichtes Unwohlsein einstellte, ging er zur nächsten Station, um mit der Bahn schnell sein Haus zu erreichen, das auf einer schönen Anhöhe in einem Wohnviertel lag und einen herrlichen Blick über die blaue Bucht und das Meer bot.

Als er in das Haus trat, ließ er sich gleich ein eisgekühltes Getränk bringen. Dann setzte er sich an den Schreibtisch. Was wollte er hier? Ließ ihn sein Gedächtnis im Stich? War es die Erinnerung an alte Zeiten, die seine Sinne so schwächte? — Der Fernsprecher läutete . . . Nein, man stelle ihn jetzt mit geschäftlichen Sachen in Ruhe lassen; er würde später in die Stadt fahren und Anweisungen geben! — Erst wollte er noch durch seine Sekretärin im Kontor einen Brief besorgen lassen; dann besann er sich und bat einen alten Freund, Dr. Pareiro, der im Klub den Ruf eines bedeutenden Internisten hatte, telefonisch zu sich. Pareiro, der beim Anruf bemerkt hatte, daß es sich um etwas Außergewöhnliches handelte, sagte sein Kommen zu, sobald er einige dringende Besuche erledigt haben würde.

Um sich die Zeit des Wartens zu verkürzen, ging Versmann in die Bibliothek, deren zwei Fenster auch auf das Meer sahen, und nahm ein schlichtes, schwarzes Buch, das neben einigen deutschen Klassikern stand, aus dem Schrank. Es war die Bibel, die ihm seine Mutter einst geschickt hatte und die die's Jahre unberachtet zwischen anderen, auch wenig benutzten Büchern gestanden hatte.

Er schlug die Verheißung auf: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!" — Tod . . . Das gerade heute ihn dieses Wort so merkwürdig traf! Die Gedanken an ein Ende hatte er immer als etwas Störendes, Unbehagliches beiseite geschoben — er hatte keine Zeit dafür gehabt. — Krone des Lebens . . . Er wollte den rechten Sinn nicht verstehen. War sein Lebenswerk nicht gekrönt? Konnte er nicht stolz auf seine einzigartigen Erfolge sein? — Ach, er wußte wohl, daß kein Trugschluß sein Gewissen überlisten konnte. Wöglich sah er im Geiste seine Eltern vor sich: Die gute Mutter, klein und müde von vieler Arbeit — denn immer mußte sie tätig sein — aber mit dem gleichen gütigen Blick ihrer schönen graublauen Augen; den Vater mit dem versonnenen grüblerischen Blick, tief gebeugt und mit weißem Bart um den breiten, niedersächsischen Bauernkopf.

Kam dort nicht Dr. Pareiro? Nein, der Wagen fuhr vorbei.

In diesem Augenblick faßte Versmann einen seiner schnellen Entschlüsse, den er sofort in die Tat umsetzte: er rief die Schiffahrtslinie an und bestellte eine Kabine auf dem in den nächsten Tagen nach Europa fahrenden Schnelldampfer. In London wollte er Geschäftsfreunden einen kurzen Besuch abstatten — das ließ sich trefflich verbinden —, so würde ein Brief, den er jetzt schreiben wollte, die Eltern vorher erreichen und sein Kommen ankündigen.

Er griff nach seiner Brust, wie um einen Ring, der sich beklemmend um sein Herz gelegt hatte, zu lösen. Es wäre gut, dachte er, wenn der Arzt bald käme.

Von unten her war gedämpft der verworrene Schall des Großstadtverkehrs vernehmbar. Am Horizont, auf dem Meer, lag die Rauchfahne eines Dampfers. Er wähnte sich schon auf dem Schiff. Mit einem Male wollte ihm alles nicht schnell genug gehen. Hastig setzte er sich an den Tisch und schrieb einen langen herzlichen Brief an die Eltern, in dem er sie auf seine baldige Ankunft vorbereitete und von dem großen Glück sagte, das ihn erfülle, nun bald für eine Zeit bei ihnen zu sein. Dabei ergriff ihn ein Gefühl unüberwindlichen Heimwehs, das ihn mit schwerem, glückhaftem Schmerz umfing, wie er es nie zuvor empfunden hatte.

Er stellte sich seine Ankunft in Deutschland vor, wenn er nach dreißig Jahren das Vaterland wieder betreten würde . . . An einen frommen Entdecker, von dem er früher gelesen hatte, mußte er denken, der, nach langen Fahrten heimkehrend, von seinem König und vielen Großen des Reiches mit hohen Ehren empfangen, zuerst demütig niederkniete und die heilige Erde der Heimat küßte. —

Tränen traten ihm in die Augen. Ich bin ernstlich krank, sagte er sich, wie komme ich nur auf diese rührsamen Gedanken! Er konnte sie aber nicht bannen, sein ganzes Sein war von Heimweh erfüllt, und er fühlte dankbar, daß sein Geschick ihn zu einer endlichen Entscheidung getrieben hatte.

Draußen fuhr ein Wagen vor. Dr. Pareiro trat ein. Er erschrak, als er das Gesicht des Freundes sah; über dem wehen, müden Ausdruck lag ein Schimmer verklärten Glückes. Nach eingehender Untersuchung riet er zu sofortiger Abreise nach dem Norden. In der Bergluft, sagte der Arzt, werde Versmann sich bei völliger Enthaltsamkeit von allen geschäftlichen Angelegenheiten bald wieder erholen; allzu ironisch sei die Sache nicht zu nehmen, allerdings müsse der Kranke sich größte Schonung auferlegen.

Peter Versmann sah den Freund abwesend an, — er war mit seinen Gedanken weit weg, — dann lächelte er und versprach mit gedämpfter Fröhlichkeit, in wenigen Tagen einen langen Urlaub anzutreten.

Dr. Pareiro verließ das Haus nachdenklich und nahm sich vor, gegen Abend wieder vorzusprechen, um auf schleunige Abreise zu drängen und dem Patienten dabei mit allen Mitteln, die ihm als Arzt zur Verfügung standen, behilflich zu sein.

Peter Versmann öffnete die Verandatür. Da klang ein seelenflehender Ton herein: der Gesang eines Vogels, so schön und glückerfüllt — wie einst der Sang der Drossel daheim, die jubelnd ihren Schöpfer pries. Der Kranke ging ins Zimmer zurück; er setzte sich an den Schreibtisch und lauschte lange. Da entfiel ihm das Tuch, mit dem er sich Kühlung zufächeln wollte. Als er sich niederbeugte, um es aufzunehmen, fühlte er einen leichten Schwindel.

Und plötzlich erfüllte ein ungeheures Brausen seinen Kopf, rasend spannte und weitete sich sein Herz. In Todesnot griff er nach dem Brief an die Eltern, wie wenn die ihrem Kinde helfen sollten . . .

Peter Versmann ist ganz still geworden. Er sitzt in dem Armstuhl; sein Kopf ruht auf der Brust. Nichts regte sich mehr.

Draußen ruft der Vogel. Ferner und ferner tönt sein Gesang. Er schwingt sich zum blauen Aether empor, und es ist, als ob er die Seele des Toten zur ewigen Heimat begleiten wolle. —

In jedem Manne steckt ein Kind

Lichtenberg hat einmal gesagt, daß Menschen in Nebenstraßen ein anderes Gesicht aufsetzen als in Hauptstraßen. Diese Feststellung scheint noch zuzutreffen, wenn man sich beregenwärtigt, daß auch Männer zuweilen — sobald sie allein sind — ein anderes Gesicht zeigen als in den Augenblicken, wo sie sich beobachtet wissen. Wir haben vorhin das „zweite Gesicht" des Mannes, das fast immer in einem kindlichen, spielerischen Tun zum Ausdruck kommt, einmal festzuhalten und hier ein paar typische „Kindereien des Mannes" aufgezeichnet.

Welcher Mann hätte noch niemals in der Badewanne mit dem Thermometer Schiffchen gespielt?

Welcher Mann freute sich nicht diebisch über einen gelungenen Turmbau aus Bieruntersätzen?

Welcher Mann hätte noch nie in seinem Leben auf einer Straßenbahnhaltestelle heimlich die Fahrtklingel zu treten versucht?

Welcher Mann könnte leugnen, nicht schon mal aus Tischdeckenfransen kleine Zöpfchen geflochten zu haben?

Welcher Mann kennt nicht jenen heimlichen Genuß, auf einer Waage mehrere Freunde hintereinander für einen Groschen sich wiegen zu lassen?

Welcher Mann könnte von sich sagen, noch nie beim morgendlichen Brausebad Schulgedichte nach selbsterfundenen Melodien gesungen oder gepfiffen zu haben?

Welcher Mann hätte in der Eisenbahn noch nicht die beschlagenen Fensterscheiben mit komischen Zeichnungen verziert?

Welcher Mann dürfte behaupten, nicht zu jenen Erwachsenen zu gehören, die mit scheinheiliger Miene eine aufgeblasene Tüte zum Platzen bringen?

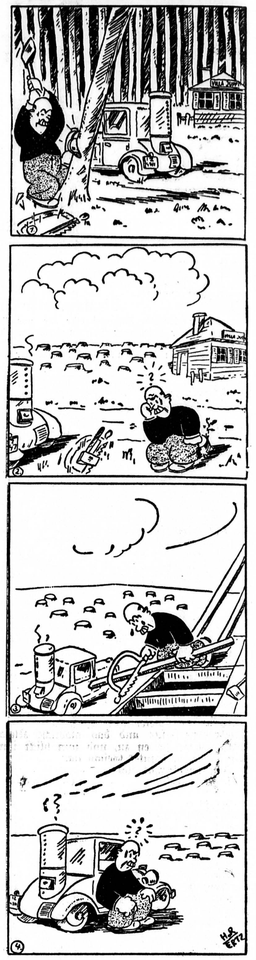
Welcher Mann verfluchte nicht schon mal im Park auf den Gittern der Rasseneinfriedigungen zu balancieren?

Und welcher Mann hätte noch nie mit dem größten Vergnügen mit jener Eisenbahn gespielt, die er seinem Sohn eben erst zum Geburtstag geschenkt hat?

Welcher Mann . . .? — Keiner.

Max Weinheber.

Jupp hat ein Auto mit Holzantrieb



Zeichnungen: Ertz.

Das Geburtstagsgeschenk / Von Walter Jelen

Kleine, engegewundene Gassen, plätschernde Springbrunnen, Orangenhaine — — Dies ist der erste Eindruck von Almeria, einer kleinen hübschen spanischen Stadt.

Eines Tages kam Mr. Smith aus Milwaukee dorthin und wollte die Almerianer mit den Segnungen einer original-amerikanischen Schuhreparaturwerkstatt vertraut machen. Er mietete einen Laden und ließ sich gute, teure Maschinen kommen. Als schließlich alles fix und fertig war, wollte er natürlich das Geschäft eröffnen. Doch er bekam keine Bewilligung. Man vertröstete ihn von einem Tag auf den anderen.

Endlich hatte er von der Sache genug. Müde mutig ging er zu seinem Hauswirt und sagte dem freundlichen Spanier, er werde den ganzen Krempel in die nächste Stadt transportieren lassen, denn er wolle sich nicht länger hinhalten lassen.

Der Spanier machte ein erstauntes Gesicht. „Sie waren tatsächlich schon beim Bürgermeister? — Und ohne Erfolg —?"

„Schon zehnmal war ich oben und dieser verfluchte Schurke . . ."

Der Spanier sah den Fremden streng an. „Haben Sie ihm auch schon zu seinem Geburtstag gratuliert?"

„Wa . . wa . . was —?" flaunte der Mann aus Milwaukee. „Nein. Ich kenne ihn doch gar nicht! Und wußte auch nicht, daß er Geburtstag hat . . ."

„Es ist eine merkwürdige alte Sitte," erklärte der Spanier, „daß wir immer unserem Bürgermeister zu seinem Geburts- oder Namenstag gratulieren und ihn mit einem hübschen Andenken erfreuen, wenn . . ."

„Wenn was —?"

„Wenn —" ergänzte der freundliche Spanier, pfiffig lächelnd, „wenn wir etwas von ihm wollen . . .!"

„Aaha —!" sagte der Amerikaner.

Tags darauf hatte er die Bewilligung. — Er zeigte sie seinem Hauswirt. Der Bürgermeister hat darin, das kleine Versehen, das durch die Nachlässigkeit einer untergeordneten Schreibkraft entstanden sei, gütigst zu entschuldigen. Denn nur deshalb habe sich die Erledigung so lange verzögert.

Der Spanier las den Brief und sagte: „Ja — ja — Was haben Sie ihm denn geschickt?"

Lächelnd überreichte ihm Mr. Smith eine Briefkopie. Da stand:

„Hochverehrter Herr Bürgermeister! Einem glücklichen Zufall verdanke ich die Nachricht, daß Sie heute Ihren Geburtstag feiern! Obwohl ich erst ganz kurze Zeit in dieser wunderhübschen Stadt weile, will ich die Gelegenheit doch nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen meine tiefgefühlten Glückwünsche zu entbieten. Als Zeichen meiner Wertschätzung erlaube ich mir, Ihnen das Bild meines Präsidenten zu überreichen. Sie finden es in der Anlage. Ergebenst John Smith."

Der Spanier staunte. „Sonst gibt sich unser Bürgermeister aber nicht mit einem lumpigen Bild zufrieden!"

„Mit diesem schon!" lächelte der Amerikaner. „Noch immer habe ich mit ihm erreicht, was ich wollte — es befand sich nämlich auf einer — Hundertdollarnote!"

Joseph Rienerz:

Das verlorene Ich

Der Roman eines seltsamen Frauenschicksals

Gestalten und Namen:

Dr. PHILIPP SPIELVOGEL, ein junger Arzt aus Wien

Herr ZEISER, Patient und Inhaber einer fliegenden Auskunftei

TRUMPF, Mädchen für alles bei Dr. Spielvogel

Medizinalrat Dr. ISEL, Leiter einer Heilanstalt

Generaldirektor FRANZ NEUDORFER, angesehener Kaufmann in Salzburg

—

MARIA VOLTELINI

HILDE HILD

I.

Dr. Philipp Spielvogel saß sinnend vor dem Tisch seines Hotelzimmers. In den Händen hält er ein Lichtbild, das seine Gedanken aufs tiefste aufwühlt und gefangenhält. Es ist die Wiedergabe eines Gemäldes, eines Frauenporträts aus der Biedermeierzeit.

Immer wieder versenkt er sich in den Anblick des schönen Gesichts. Dann deckt er plötzlich in spielerischer Zerstreutheit die Biedermeierfrisur und das modische Kleid vergangener Zeiten zu, und nun blickt ihn ein liebes, vertrautes Gesicht an.

Jäh überkommt ihn die Erkenntnis: Er sieht das Gesicht mit einemmal von einer Schwesternhaube umrahmt, sieht ein hochgeschlossenes Kleid, die Glasvitrine mit dem Roten Kreuz, er sieht ein kahles Zimmer mit Feldbetten und Holzstühlen, er glaubt Krankenrauch zu riechen und Lokomotivpfeifen zu hören, und die Tore der Vergangenheit rollen auseinander und geben weiten Blicken Raum.

In düsterer Fülle überstürzen sich die Erinnerungsbilder, und nun glaubt er: Diese Frau ist keine andere als jene Krankenschwester vom Wiener Nordbahnhof, die ihr Gedächtnis verloren hatte.

Ist sie es wirklich?

In einem nebligen Novembertag des Jahres 1918 hatte er mit einem Maschinengewehr seines Regiments die Wache am Nordbahnhof in Wien bezogen. In dem Herzkessel der Revolte schien der Puls der Stadt nur bei den Bahnhöfen zu schlagen, wo Heimkehrerzüge ankamen und fortfuhren. Verwundete, Kranke und armselige Leute verschachert wurden, wo alle möglichen Gerüchte entstanden und wo sich verbrecherische Verräter ihre Opfer holten — Gegen Abend sammelte Leutnant Philipp Spielvogel seine Leute auf dem Bahnsteig und ließ zwei Maschinengewehre in Stellung, um im Notfall die Gleise der Länge nach abstreuen zu können.

Transport über Transport langte an. Da tauchte ein Zicht auf der Straße auf, immer größer wurde es, das Blechsignal klingelte, und polternd stürzen die Soldaten aus dem Wachzimmer. — Lovalam fuhr der Zug ein.

Ein stämmiger älterer Korporal, der auffallend stramm grüßte, trat an Spielvogel heran.

„Herr Leutnant, bitte gehorsamst, sind wir in Wien?"

„Ja, warum?"

„Melde gehorsamst, wir haben eine Krankenschwester im Wagen, die ich in Wien dem Bahnhofs-Kommando übergeben soll. Hier sind ihre Papiere."

Philipp entfaltet die Blätter. Es findet sich darunter ein zweifaltiger Verpflegungszettel, ausgestellt vom Etappen-Stationskommando Sanjano, der neben Stempel und handschriftlichem Vermerk auf eine „Krankenschwester Name unleserlich, etwa 32 Jahre, deutscher Nationalität" lautete.

„Wer kann das Geschreibsel lesen!" brummte Philipp.

„Melde gehorsamst, es ist vom Sanitätszimmer am Bahnhof in Graz," sagte der Korporal. „Der Oberarzt hat die Schwester untersucht und mir befohlen, sie in Wien dem Bahnhofskommando zu übergeben."

Mühsam konnte Philipp entziffern: „Kranke untersucht. Herz, Lunge, Pupillenreflex normal. Kniesehnenreflex ziemlich lebhaft. Verheilte Narbe am linken Scheitelbein. Erinnerungsvermögen vollkommen erloschen. Offenbar schwere seelische Erkrankung. Sofort an die Psychiatrische Klinik in Wien abzugeben!"

„Gedächtnis erloschen?" fragte Philipp. „Stimmt das, Korporal?"

„Jawohl. Herr Leutnant. Sie weiß gar nichts von sich, nicht einmal ihren Namen."

„Wie kommt sie denn in euren Transport?"

„Wir sind vom 17. Schützenregiment, von dem mein Bataillon seit April in Sarajewo Garnisondienst machte. Eines Tages wurde ein Transport zusammengestellt und aus gestreuten Abteilungen ergänzt, die in Golizien und an der Balkanfront gekämpft hatten.

Da waren auch ein paar Leute dabei, die jene Schwester bei sich gehabt haben. Diese Gruppe hat sich schließlich uns angeschlossen, im Gedränge bei der Abfahrt haben wir sie aber verloren, nur die Schwester ist bei uns geblieben. Wir haben sie mitgenommen und verpflegt. Da die wenigen Worte, die sie spricht, deutsch sind, wollte ich sie dem ersten Bahnhofskommando auf deutschem Gebiet übergeben. Die erste Station war Graz. Aber der Oberarzt dort hat mir gesagt, ich solle sie in Wien übergeben, weil da eine große Klinik sei."

„Gut, Korporal", sagte Philipp und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ich werde sie übernehmen und der Klinik übergeben. Wo ist die Schwester?"

Sekunden später betrat Leutnant Spielvogel sich über eine in ein Zeltbett gewickelte Frauengestalt. Der Lampenkegel beleuchtete eine große blasse Frau in der Tracht einer Krankenschwester.

Heftes Mitleid ergriff Philipp, als er in das Gesicht mit den tiefliegenden schwarzen und tot ins Leere starrenden Augen blickte.

Mit Hilfe eines Postens führte er die Frau langsam über den Bahnsteig. Sie blieb stumm.

„Hat sie wirklich keine Papiere bei sich?"

„Nichts, Herr Leutnant", antwortete der Korporal. „Sie hatte kein Gepäck, und wir wissen nichts über sie."

Philipp drückte dem Korporal die Hand. Diesmal ließ er die Untersuchung des Waggons ausfallen, er verständigte den Zugführer und begab sich mit der Kranken in das Wachzimmer.

Bei Tisch saß die Schwester regungslos, den Kopf tief gebeugt.

„Bring ein Glas Tee her!" sagte Spielvogel zur Ordonanz, „mit einem tüchtigen Schuß Rum."

Als der dampfende Tee vor ihr auf dem Tische stand und sie mechanisch wie im Traum die ersten Züge gierig schlürfte, glaubte Philipp einige Fragen stellen zu können.

Er erhielt keine Antwort. Plötzlich senkte sie ihren Kopf auf seine Schulter und schlief ein. Vorsichtig nahm er sie in seine Arme, legte sie auf ein Bett und hüllte sie in Decken ein.

Dann horchte er sich in die Bahnhofskanzlei, um die Psychiatrische Klinik anzurufen. Eine gute Heilanstalt war dort. Die zweite Maschinengewehre in Stellung, um im Notfall die Gleise der Länge nach abstreuen zu können.

Transport über Transport langte an. Da tauchte ein Licht auf der Straße auf, immer größer wurde es, das Blechsignal klingelte, und polternd stürzen die Soldaten aus dem Wachzimmer. — Lovalam fuhr der Zug ein.

Ein stämmiger älterer Korporal, der auffallend stramm grüßte, trat an Spielvogel heran.

„Herr Leutnant, bitte gehorsamst, sind wir in Wien?"

„Ja, warum?"

„Melde gehorsamst, wir haben eine Krankenschwester im Wagen, die ich in Wien dem Bahnhofs-Kommando übergeben soll. Hier sind ihre Papiere."

Philipp entfaltet die Blätter. Es findet sich darunter ein zweifaltiger Verpflegungszettel, ausgestellt vom Etappen-Stationskommando Sanjano, der neben Stempel und handschriftlichem Vermerk auf eine „Krankenschwester Name unleserlich, etwa 32 Jahre, deutscher Nationalität" lautete.

„Wer kann das Geschreibsel lesen!" brummte Philipp.

„Melde gehorsamst, es ist vom Sanitätszimmer am Bahnhof in Graz," sagte der Korporal. „Der Oberarzt hat die Schwester untersucht und mir befohlen, sie in Wien dem Bahnhofskommando zu übergeben."

Mühsam konnte Philipp entziffern: „Kranke untersucht. Herz, Lunge, Pupillenreflex normal. Kniesehnenreflex ziemlich lebhaft. Verheilte Narbe am linken Scheitelbein. Erinnerungsvermögen vollkommen erloschen. Offenbar schwere seelische Erkrankung. Sofort an die Psychiatrische Klinik in Wien abzugeben!"

„Gedächtnis erloschen?" fragte Philipp. „Stimmt das, Korporal?"

„Jawohl. Herr Leutnant. Sie weiß gar nichts von sich, nicht einmal ihren Namen."

„Wie kommt sie denn in euren Transport?"

„Wir sind vom 17. Schützenregiment, von dem mein Bataillon seit April in Sarajewo Garnisondienst machte. Eines Tages wurde ein Transport zusammengestellt und aus gestreuten Abteilungen ergänzt, die in Golizien und an der Balkanfront gekämpft hatten.

Da waren auch ein paar Leute dabei, die jene Schwester bei sich gehabt haben. Diese Gruppe hat sich schließlich uns angeschlossen, im Gedränge bei der Abfahrt haben wir sie aber verloren, nur die Schwester ist bei uns geblieben. Wir haben sie mitgenommen und verpflegt. Da die wenigen Worte, die sie spricht, deutsch sind, wollte ich sie dem ersten Bahnhofskommando auf deutschem Gebiet übergeben. Die erste Station war Graz. Aber der Oberarzt dort hat mir gesagt, ich solle sie in Wien übergeben, weil da eine große Klinik sei."

„Gut, Korporal", sagte Philipp und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ich werde sie übernehmen und der Klinik übergeben. Wo ist die Schwester?"

Sekunden später betrat Leutnant Spielvogel sich über eine in ein Zeltbett gewickelte Frauengestalt. Der Lampenkegel beleuchtete eine große blasse Frau in der Tracht einer Krankenschwester.

Heftes Mitleid ergriff Philipp, als er in das Gesicht mit den tiefliegenden schwarzen und tot ins Leere starrenden Augen blickte.

Mit Hilfe eines Postens führte er die Frau langsam über den Bahnsteig. Sie blieb stumm.

„Hat sie wirklich keine Papiere bei sich?"

„Nichts, Herr Leutnant", antwortete der Korporal. „Sie hatte kein Gepäck, und wir wissen nichts über sie."

Philipp drückte dem Korporal die Hand. Diesmal ließ er die Untersuchung des Waggons ausfallen, er verständigte den Zugführer und begab sich mit der Kranken in das Wachzimmer.

Bei Tisch saß die Schwester regungslos, den Kopf tief gebeugt.

„Bring ein Glas Tee her!" sagte Spielvogel zur Ordonanz, „mit einem tüchtigen Schuß Rum."

Als der dampfende Tee vor ihr auf dem Tische stand und sie mechanisch wie im Traum die ersten Züge gierig schlürfte, glaubte Philipp einige Fragen stellen zu können.

Er erhielt keine Antwort. Plötzlich senkte sie ihren Kopf auf seine Schulter und schlief ein. Vorsichtig nahm er sie in seine Arme, legte sie auf ein Bett und hüllte sie in Decken ein.

Dann horchte er sich in die Bahnhofskanzlei, um die Psychiatrische Klinik anzurufen. Eine gute Heilanstalt war dort. Die diensthabende Ärztin erklärte sich bereit, die Kranke sofort aufzunehmen. Philipp verständigte den Korporal, der einen Krankenwagen besorgte.

Nachmittags war er angekommen. Der Hotelautobus stand schon wartend vor dem Bahnhof, und der Chauffeur fragte sogleich:

„Herr Dr. Spielvogel?"

„Jo!"

„Steigen Sie, bitte, ein. Wir fahren gleich. Ich schau nur noch, ob Post da ist."

Er nahm dem Fahrgast den Koffer aus der Hand und schob ihn unter den Sitz. Dann ging er wieder ins Bahnhofsgebäude zurück, während der Doktor indes in einem der bequemen Lederfessel des Wagens Platz nahm.

Es war ein trüber Tag, Regen rieselte, alle Berge ringsum hatten dicke Federbetten um die Ohren gezogen. Im halb erfrorenen Grün zeigten dann und wann sich Prieuela und silberne Nadelkäschen. Das war alles, was der Frühling aufzuweisen hatte.

Dem einsamen Fahrgast schien das schlechte Wetter nichts anzuhaben. Er summte fröhlich vor sich hin, rekelte sich faul auf seinem Sitz und blickte den Bauernweiblein nach, die zur Ortskapf die Straße entlang strebten.

Der Chauffeur kam zurück. Sie fuhren ab. Der Wagen durchsauerte das weite Taurachtal, an fetten schwarzen Aeckern und üppigen Waldhängen ging es vorbei, die Tauernhöhe empor.

Bald hog der Wagen auf einer gut gepflasterten Straße in einen hohen stämmigen Fichten- und Lärchenwald ein.

Da, in einer Lichtung, lag schon das Hotel, anmutig vor steil ansteigenden Bergwald gestellt. Offenbar war es ehemals Jagdschloß eines Hofmannes gewesen. Der etwas spitze nüchterne Barockstil war gottlos durch lebhafte Farben gemildert.

Wirklich, man verstand sich im Hotel „Eggraute" auf richtige Aufmachung: Eine sehr gemütliche Eingangshalle mit Eichentäfelung und Jagdtrophäen, ein Steinkamin, in dem Scheitholz brannte.

Der Pförtner überreichte dem Ankömmling den Schlüssel seines Zimmers und trug seinen Namen ins Fremdenbuch ein:

„Dr. Philipp Spielvogel,
praktischer Arzt aus Wien."

Ueber eine breite, barocke Prunktreppe folgte Philipp dem Hausdiener, der seinen Koffer trug, in den ersten Stock. Sein Zimmer war modern eingerichtet, hoch und geräumig. Philipp wusch sich Hände und Gesicht und begann dann auszupacken.

Schon nach einer Stunde lag er auf dem Sofa und überlog ein etwas veraltetes, aber sehr gutes medizinisches Werk über Giftkunde.

Wenn das Wetter so weiter blieb, würde er in zwei oder drei Tagen mit dem Schmöker fertig werden.

Aber was dann?

Während des Kaffees im Speisesaal hatte er feststellen können, daß die Mehrzahl der Gäste Damen waren, acht von zwölf. Waren etwa die Herren alle auf den Schiwiesen bei diesem Wetter?

Schließlich war es nicht zu verwundern, daß im ganzen Hause gähnende Langeweile dunstete, daß das Auftreten eines neuen Gastes wie eine Sensation wirkte.

Philipp beschloß, sich abends nach dem Essen nicht in die Tanzbar zu begeben, sondern gleich in sein Zimmer zu gehen und den Abend mit der alten Giftkunde und ein paar Glas Schwedenpunsch zu verbringen.

Als er am nächsten Morgen die Fensterläden aufstieß, entdeckte er, daß sich das tropfende Rieseln des Vortages in einen richtigen Landregen verwandelt hatte.

Was wollte er anfangen? Nachdem Philipp im Lesezimmer die alten und neuen Zeitungen und Zeitschriften durchgeblättert hatte, beschloß er, sich ein wenig im Hause umzusehen. Er wanderte durch die Gesellschafts- und Speiseräume des Erdgeschosses und den breiten Korridor des ersten Stockes. Eine schmale Treppe am Ende des Ganges führte ins Dachgeschoß. Der Korridor endete an einem der großen Mansardenfenster. Hier standen zwei Korbstühle und ein Tischchen, auf dem ein Stoß vergilbter Hefte lag.

An den Wänden hingen zwei Bilder, zwei ganz nette Biedermeierbilder, Porträts.

Philipp trat näher und — erschrak. Das war doch, ja, wer war das nur? Dieses Gesicht hatte er doch schon einmal gesehen! Er suchte den Namen des Malers und stellte fest:

Fürenholzer, ein Salzburger wahrscheinlich.

Das Bild stellte ein Frau von etwa fünfundzwanzig Jahren dar, die ihre tiefschwarzen Haare in der unsinnigsten Mode des Freistils frisiert hatte und hohe Knoten mit gerollten Seitenrollen trug.

Das Gesicht war von einer ungemein eindrucksvollen Schönheit. Schwarze Augen unter dünnen, hochgeschwungenen Brauen, eine gerade Nase über einem Mund mit vollen Lippen. Eine sehr mild wirkende Schönheit, die der schmeichelnde Maler selbst mit den feinsten Mitteln nicht zu verbessern vermocht hatte.

Philipp war ganz sicher, einmal eine Frau mit dem gleichen, oder zumindest ähnlichen Gesicht gesehen zu haben. Eingehend prüfte er das Gemälde. Diese Frau, die um die Jahrhundertwende geboren sein mußte. Langsam ging er die Treppen wieder hinunter in die Halle und fragte den Geschäftsführer, woher das Bild stamme und wen es darstelle.

Der Geschäftsführer war verwundert. Das muß vom Boden sein; denn die Bilder, die wir für das Hotel einens gekauft haben, kenne ich alle. Das Bild, das Sie meinen, muß von dem früheren Besitzer des Hauses stammen."

„Und wer war das?"

„Das war eine Familie Voltelini. Soll früher einmal sehr reich gewesen sein. Diese ganze Umgebung, fast bis zum Twenn hinunter, hat einmal ihr gehört. Zum Schluß blieb nur das Schloß hier übrig, aus dem wir 1920 ein Hotel gemacht haben."

„Wir vielleicht jemand unter den Personal, der diese Voltelini näher kennt?"

„Vielleicht weiß die alte Wabi etwas, unsere Wäschewerwalterin."

Gleich aber besann sich Dr. Spielvogel.

Dann beschloß er, kurzerhand, das Bild fotografieren zu lassen. Er ließ Platten für seine Kamera kaufen und ein Gelbfilter, er machte mehrere Aufnahmen und ließ sie entwickeln.

Nun hatte der Geschäfts

Sie konnte ganz gut der Großmutter oder Urgroßmutter des Bildes ähnlich sehen, aber — sie war ja gestorben, sagte die Alte.

„Wissen Sie, Frau Wabi, wann diese Tochter geboren wurde und gestorben ist?"

„Geboren ist sie in deutschen Jahr, wie der Ringelbiesbauer abgebrannt is, dös war . . . dös war im Achtundneunz'gerjahr, alnab i. Aber wann's g'storbn ist, dös woaß i net, dös kunnt nur der Herr Pfarrer wissen."

Philipp bedankte sich freundlich. Dann ging er wieder ins Lesezimmer hinab, wo inzwischen wohl schon die Zeitungen angelangt sein mußten.

Wenn das Wetter besser wurde, konnte man zum Pfarrer gehen, nach Tweng war eine gute Stunde, ein netter Spaziergang also — und man konnte die Lichtbilder dem Pfarrer zeigen. —

Der nächste Tag hielt das Versprechen, das der Vorabend gegeben hatte. Bei prallem Sonnenschein wanderte Philipp nach Tweng hinunter, einem winzigen Dorf an der Tauernstraße.

Der Pfarrer war zu Haus, saß in seinem gewöhnlichen, mit altväterlichen Ledermäppln ausgeschlagenen Amtszimmer hinter einer Zeitung und war offensichtlich gerne bereit sich in ein längeres Gespräch einzulassen. Es war ein behäbiger Mann von fünfzig Jahren, mit jenem naturnahen und verständnisvollen Wesen, das so viele Verweser der armen Bergpfarren des Alpenlandes auszeichnet.

Er schob Philipp eine Holzschachtel mit schwarzen Virginia-Zigarren hin und löschte vermutlich, als ihm Philipp den Anlaß seines Besuches schilderte.

„Das Bild kenne ich nicht", sagte er, „aber wenn die alte Mahi behauptet, daß es eine Poltelini ist, so könnte es der Tracht zufolge nur die Großmutter der letzten Poltelini darstellen. Aber die Großmutter hat, war doch die Amerikanerin, die war doch blond! Und Sie sagten, daß die Frau auf dem Bild brünett ist?"

„Ja, Hochwürden, brünett, fast schwarz. Aber woher können Sie wissen, daß die Großmutter blond war?"

„Sie müssen bedenken, daß die Poltelini die einzig adelige und wohlhabende Familie in meinem Pfarrsprengel waren. Ich habe oft an ihre Mildtätigkeit appelliert, war auch häufig Gast im Schlosse. Da ist natürlich viel von den Familienmitgliedern und den Vorfahren gesprochen worden. Die Poltelinis waren alles sehr ungewöhnliche und unruhige Leute."

Der Pfarrer schwieg, offenbar überlegte er, wieviel er einem Unbeteiligten sagen konnte. In der Hoffnung, mehr zu erfahren, wenn er des Pfarrers Neugierde erweckte, zog Philipp jetzt die Fotos aus der Brusttasche.

„Ich habe das Bild fotographiert, Hochwürden, erklärte er. „Vielleicht sehen Sie sich einmal die Fotos an."

Der Pfarrer nahm die Bilder entgegen und stieß beim ersten Blick einen Ruf des Staunens aus.

„Das ist ja Maria!"

„Die letzte Poltelini, nicht wahr, die Fürstin?"

„Ja, natürlich."

„Die etwa 1898 geboren wurde."

„Ja, ja, 1897, glaube ich. Tatsächlich eine verblüffende Ähnlichkeit. Von aber kann nun das Gemälde wirklich stammen? Die Großmutter Marias ist es bestimmt nicht."

„Und doch muß es eine Poltelini sein!"

„Unbedingt! Maria hatte keine Ähnlichkeit mit ihrem Vater, aber ansonsten mit ihrem Großvater, der etwa um 1870 herum gestorben ist, und den ich natürlich nicht mehr kannte. Es müßte also eine Schwester dieses Großvaters sein. Dann wäre das Vorbild dieses Gemäldes gefunden. Doch wozu zerbrechen wir uns den Kopf? Sehen wir einfach in den Pfarrbüchern nach."

Er trat zu einem Wandschrank und nahm einen der mächtigen Bände heraus.

„Lange werden wir nicht suchen", erklärte er, während er im Buche blätterte. „Meine Pfarre hat kaum sechshundert Seelen. Da ist sie schon. Maria von Poltelini, geboren 15. Juli 1897, Eltern Albrecht von Poltelini und Pia, geborene Neudörfer. Und hier der Vermerk: Laut Totenschein des Kriegsmatrikelamtes Wien VII gestorben am 17. 10. 1918 in Bielani, Serbien."

„Also hat die alte Mahi doch recht."

„Ja, natürlich. Aber wir suchen doch den Großvater und seine Geschwister, nicht wahr. Marias Vater ist nicht bei mir eingetragen, da er in Amerika geboren wurde; aber der Großvater stammt von hier, geboren etwa 1800 bis 1825. Warten Sie nur."

Er blätterte eifrig.

„Halt, da haben wir sie", rief er plötzlich. „Geboren am 3. 11. 1819, Christine, Tochter des Franz Bernhard von Poltelini und der Maria, Freiin von Herrera. Also eine Schwester des Großvaters, der ein Jahr später geboren wurde, hier am 18. 12 1820, Ferdinand Joseph getauft. Diese Christine ist das Modell des Gemäldes gewesen."

„Sicherlich, Hochwürden. Aber ihre Nachforschungen haben eine Tatsache ergeben, die uns mehr interessieren muß als das Gemälde. Diese Maria, die dem Gemälde so ähnlich sieht, ist laut Totenschein am 17. 10. 1918 in Serbien gestorben, und ich habe Anfang November 1918 in Wien eine Krankenschwester gesehen, die dem Gemälde gleichfalls erstaunlich ähnlich sah. Und diese Krankenschwester kam aus Sarajewo."

Spätherbst

„Großer Gott," rief der Pfarrer, „Maria war ja auch freiwillige Krankenschwester."

„Dann wären Maria und diese Schwester ein und dieselbe Person."

„Deren Sie sich nicht im Datum, Herr Doktor?

„Ausgeschlossen. Etwa vom 6. bis 10. November"

„Aber der Totenschein! Marias Dokument hat ihm mir gezeigt, und ich habe der Ordnung halber in die Matrikel den Sterbevermerk gemacht. Ich bin sehr genau in diesen Dingen und glaube nicht, daß ich ein falsches Datum übertragen habe. Daß Ihre Krankenschwester dem Gemälde und damit der damals schon verstorbenen Maria so sehr ähnlich sah, kann nichts als ein wunderbarer Zufall sein. Vielleicht ist auch Ihre Miß-erinnerung durch das Betrachten des Bildes unbewußt beeinflußt worden. Das kommt häufig vor, wie Sie wohl besser wissen werden als ich. Und es sind immerhin mehr als sieben Jahre seit dem November 1918 vergangen."

„Alles richtig, Hochwürden, das habe ich mir selbst schon gesagt. Und doch ist meine Erinnerung so frisch, so deutlich, daß ich an ihre Verfälschung durch den Bildeindruck nicht glauben kann. Und daß es zwei so ähnliche Krankenschwestern, gleichen Alters, zu ungefähr gleicher Zeit von gleichen Erlebnissen hatten, erscheint mir doch sehr unwahrscheinlich."

„Nein, natürlich nicht," sagte Philipp, „verzeihen Sie mir bitte, wenn ich Sie mit meinen Vermutungen gequält habe. Aber Sie sagten vorher, daß die Poltelinis sehr unruhige Leute waren, und doch ist das Geschlecht seit Jahrhunderten hier ansässig."

„Genau genommen, seit zwei Jahrhunderten", erwiderte der Pfarrer, dem diese Ablenkung willkommen schien. „Der erste Poltelini, der hier in dieser Gegend auftrat, war ein gewisser Franz Christoph, kaiserlicher Steinmetzen, am Hofe des Salzburger Erzbischofs. Dieser Steinmetz ist wahrscheinlich mit der Werkstätte eines Architekten aus der Lombardei gekommen. Der Urahn war also Italiener; es würde mich aber nicht wundern, wenn er ein Zigeuner gewesen wäre. Denn die Poltelinis waren alle von einem unbändigen Wandertrieb besessen, aber ich glaube, Sie werden sich langweilen, wenn ich da diese alten Geschichten austrame."

„Im Gegenteil", protestierte Philipp eifrig. „Das alles interessiert mich wirklich sehr. Erzählen Sie nur weiter, Hochwürden, wenn ich Ihnen mit diesem Wunsche nicht etwa Ihre Zeit stehle."

„Nicht im mindesten. Dieser Franz Christoph also trat als einfacher Soldat in die kaiserliche Armee und machte die Feldzüge gegen die Franzosen in Italien und in den Niederlanden mit. Nach einem dieser Feldzüge tauchte er in Radstadt auf, das Glück war ihm hold gewesen, er war zum Offizier befördert und geadelt worden und hatte so reiche Beute gemacht, daß er vom Moosham Schloß und Herrschaft Goldegg zwischen der Straße und dem Lantschfeld und nach Osten bis zum Weißbriachtal kaufen konnte. Er ist der Gründer des guten Namens und Reichtums der Familie. Er war es auch, der das schöne Barockschloß bauen ließ, das so heute noch besteht, allerdings Ruine ist, seit der Besitzung nicht mehr lebte. Denn schon 1716 zog er gegen Osmanen, diesmal gegen die Türken, ins Feld und heiratete während des Feldzuges irgendwo in Ungarn oder Serbien. Vier Jahre später brachte ein alter Pandur zunächst mit der Nachricht vom Tode des Hauptmanns und seiner Frau einen dreijährigen Knaben ins Schloß, der nach unanfechtbaren Dokumenten der Sohn Franz Christophs war. Graf Moosham übernahm Vormundschaft und Erziehung des Knaben.

Wenn schon Franz Christoph jede Seßhaftigkeit haßte, so übertraf ihn sein Sohn in dieser Hinsicht noch bei weitem. Er führte jahrzehntelang ein unstetes Wanderleben, war in zahllose Liebesaffären und Ehrenhändel verstrickt und kehrte erst als Fünfzigjähriger in die Heimat zurück, um wie eine richtige Drohne zu sterben. Im Jahre 1770 heiratete er ein armes Bauernmädel und zeugte im Jahr darauf, ohne die Geburt seines Kindes erlebt zu haben.

Während seiner Abwesenheit war der große Besitz fast zugrunde gerichtet worden, aber seine Frau, eine fleißige und sparsame Bäuerin, brachte in den langen Jahren ihrer Witwenschaft den Besitz wieder hoch, sie seßhafte und getzte, leate Kreuzer auf Kreuzer und konnte ihrem Sohne Franz Bernhard, den sie mit bewußter Absicht zum einfachen Bauern erzogen hatte, bei ihrem Tode das Erbaut ungeschmälert und blühend übergeben."

„Der Pfarrer machte eine Pause und entzündete andächtig und mit den üblichen Zeremonien eine schwarze Virginia.

„Dieser Franz Bernhard ist also der Vater unserer Christine", fuhr Philipp, „und der Urgroßvater Marias?"

„Ganz richtig", nickte der Pfarrer, mächtig qualmend. „Er war dreißig Jahre alt, als er den Besitz übernahm, schien gänzlich wie ein Bauer, hatte bäuerliche Manieren und nur die allernotwendigste Schulbildung. Aber das Blut der Väter war stärker als die Erziehung der Mutter.

Kaum war sie bestattet, bestellte er einen Verwalter, nahm das Bargeld und ging in die Welt. Nun damals konnte ein grad-gewachsener Mensch kaum einen Schritt in die Welt tun, ohne in die Hände von Werbern zu fallen. Irgendwo verpraste er sein Geld und folgte in einem der italienischen Königreiche von Napoleons Gnaden dem Kahlbfell. Dieser zum Bauer erzogene Mann wurde weiter als alle anderen Poltelinis in der Welt herumgetrieben. Er wurde von Engländern gefangen, entfloh auf ein holländisches Schiff, diente bei den indischen Truppen der Holländer, war dann Seemann und kreuzte alle Meere. Nach 18 Jahren kehrte er heim, heiratete als erster seiner Familie nicht tief unter seinem Stande, sondern eine Norwegerin Herrera, die ihm zwei Kinder, Christine und Ferdinand, gebar. Er starb 1826.

Von der Tochter weiß ich nur, daß sie in einem Salzburger Kloster erzogen wurde, von dort als Achtzehnjährige entfloh und einige Jahre später von einem ihrer Verwandten mütterlicherseits in Paris gesehen wurde. Seither fehlt von ihr jede Spur und Nachricht. Sie ist verschollen. Der Sohn studierte in Wien, nahm an der Achtundvierziger Revolution teil und flüchtete nach dem Siege von Windischgrätz nach Amerika.

Auch er blieb jahrelang verschollen und kam erst 1866 in seine Heimat zurück, mit einem sechsjährigen Knaben, der in New-Orleans geboren war. Seine Mutter war eine Französin aus Louisiana, nach ihrem Tode war Ferdinand nach Europa zurückgekehrt. Er hatte sich in vielen Berufen versucht, war Goldgräber und Kinderhirt gewesen, hatte in der Südstaatenarmee gekämpft, ohne das Glück an sich fesseln zu können. Er fand das väterliche Erbe in den Händen eines Neffen mütterlicherseits, verrottet und verschuldet, aber dem Alten gelang es, den Zusammenbruch zu verhüten. Er reckerte sich buchstäblich zu Tode, und der Sohn arbeitete im Geiste seines Vaters weiter. Obwohl während der Wanderjahre seines Vaters im fremden Lande geboren, schien in diesem letzten männlichen Poltelini, dem Vater Marias, der Trieb des Blutes endlich zur Ruhe gekommen zu sein. Ueber 40 Jahre lang lebte er friedlich und glücklich als Gutsherr, brachte das Gut auf eine musterhafte Höhe, erbaute Sägewerke, Mühlen und Touristenhöfe. Im Jahre 1895 heiratete er die Tochter eines Salzburger Kaufmanns, nannens Neudörfer. Zwei Jahre später wurde Maria geboren.

Ich bin seit dreißig Jahren hier Pfarrer, und von 1895 bis 1910 traf ich mit dem Gutsherrn mindestens jeden Sonntag, manchmal auch öfters, zusammen, wir plauderten oft stundenlang, und ich glaubte diesen aufrechten und tüchtigen Mann zu kennen wie mich selbst.

Und trotzdem war mir wie jedem anderen Menschen unerklärlich, aus welchem Grunde er im Jahre 1910, als Sechzigjähriger, sein Haus verließ. Ob der 1908 erfolgte Tod seiner Frau sein Leben verdüstert hat, oder ob der Wandertrieb seines Geschlechtes, den wir beide so oft besprochen und belächelt hatten, endlich zum Durchbruch gekommen ist, wage ich heute noch nicht zu entscheiden. Er bestellte sein Haus wie ein pedantischer Selbstmörder, regelte die Erziehung seiner Tochter in allen Einzelheiten, bestimmte Verwalter und Rechtsfreund und verschwand eines Tages, ohne Abschied zu nehmen mit einer Barschaft von ein paar Tausend Kronen. (Forts. folgt.)

8. Fortsetzung (Schluß)

Im Lande der aufgehenden Sonne

Ein Bericht von Johannes Mayrhofer

Fernöstliche Reise nach Japan

Die Tage der Kirschenblüte

In Washington kann man eine große Zahl japanischer Kirschbäume blühen sehen, ein Geschenk des Landes an die Vereinigten Staaten. Es muß also doch etwas Besonderes sein um die japanische Kirschenblüte, denn meichem europäischen Staat würde es einfallen, einer befreundeten Nation etwa Stachelbeeren- oder Himbeersträucher zu schicken!

Es kommt freilich dazu, daß die japanischen Kirschenbäume nicht nur prachtvoll blühen, sondern daß der Japaner auch mehr als alle anderen Völker ein begeisterter Naturfreund ist, der den Mond und die Bäume und die Blumen bewundert und in ästhetischen Träumen schwelgt. Man kann den kleinsten Touristenführer zur Hand nehmen, irgendein Büchlein von vielleicht hundert Seiten, man wird sicher einen Blütenkalender darin finden, der uns erzählt, daß Ume, die Pflaume, schon Ende Januar blüht, Momo, der Pfirsich, im März, Sakura, die Kirsche, im April, und der uns weiter berichtet, wann die Wisteie blüht und die Azalee, wann die Glycine und die Schwertlilie, die Iris, wann der Lotos und das herrliche Chrysanthemum, und schließlich daß Ende Oktober bis Mitte November die Ahornblätter in schönsten Farben leuchten. Denn der Ahornbaum mit seinem bunten Herbstgewand ist dem Japaner ebenso wichtig wie die Blütenträume des Frühlings. Singt doch ein japanischer Dichter davon, daß er jetzt seine Opferagaße zum Tempel tragen werde, die Götter sollen ihr Herz erfreuen an den bunten Blättern des Ahornbaumes.

Ich hatte schon zu Beginn meiner Reise viel Freude erlebt an der Pflaumen- und Pfirsichblüte. Besonders lebhaft steht mir in der Erinnerung der Hain mit den dreitausend Pflaumenbäumen, nicht weit von Atami.

Märchenwunder in Weiß und Rosa

Aber der Höhepunkt der Ereignisse ist und bleibt die Kirschenblüte, die natürlich in dem weitgedehnten Inselreich nicht überall zu derselben Zeit beginnt, sondern sehr verschieden, nach der Lage, nach den geographischen Breitengrad. Wenn jemand im März seine Reise in Nagasaki beginnen würde, könnte er über Kyoto und Nara nach Tokio bis zum hohen Norden überall der Kirschenblüte in ihrer schönsten Entfaltung folgen.

Es gibt hauptsächlich sechzehn Arten unter den japanischen Kirschenbäumen. Fast alle tragen ihre Blüten an blätterlosen Zweigen. Man könnte fragen, ob die Kirschenblüte am Rhein nicht ebenso schön ist oder ob es sich für den Berliner ebensosehr lohnt zur Baumblüte nach Werder zu fahren. Aber es ist wahr, daß die japanische Kirschenblüte in ganzen Wäldeln und daß die Unmenge herrlichster Bäume an langen Alleen, in weitgedehnten Parkanlagen und weiten Flächen zusitzer herrlicher Landschaft ein Entzücken für jeden schönheitsfrohen Wanderer sein muß. Ich selbst habe dieses Märchenwunder in Weiß und Rosa am prachtvollsten in Beppu gesehen, herrlich schön auch in Kamakura, in dem berühmten Nara-Park in Tokio dagegen erlebte ich eine kleine Enttäuschung: die vergängliche Schönheit des Blütenstromes hatte schon durch den Regen gelitten.

Aber in den vierzehn Tagen, in denen man sich an der Kirschenblüte erfreuen mag, ist Japan in besonderer Seelenverfassung. Es sind freilich keine Feiertage, an denen man Arbeit und Geschäft ruhen läßt, aber das Gemüt reiert trotzdem in goldener Stimmung. Und in der freien Zeit luftwandelt man, seinen möglich in schöner Feiertagskleidung, in leuchtenden Kimonos unter den wunderbaren leuchtenden Blütenwolken. Man hält mit Freunden und Bekannten fröhlich Picknick im Angesicht der blühenden Bäume. Man schwärmt und phantasiert und dichtet.

Und man denkt nicht etwa daran, wie die Ernte sein wird und wie die Kirs'n schmecken werden. Im Gegenteil, man weiß, daß die Bäume keine Frucht spenden oder eine so kmliche, daß es nicht der Mühe wert ist, sich dafür zu interessieren. Aber ist nicht gerade das ein schönes Zeugnis für den Schönheitssinn dieses Volkes? Es ist doch ein großer Unterschied, ob jemand sich an grünen Fluren und friedlich weidenden Tieren ästhetisch erfreut oder ob er vor diesem Bilde über saftgründe und fallende Fleischmassen meditiert oder sich ausmalt, wie die Kalbsbrane bei einer guten Maß Bier schmecken wird, und es ist ein Unterschied, ob man Kirschen einsammeln und gewinnbringend verkaufen und genießerisch essen will oder ob man die vergängliche und doch so liebliche Blütenherrlichkeit beseligt in Auge und Seele aufnimmt.

Kirschenblü'entanz

Die Kirschenblüte inspiriert die japanische Kunst. In Osaka wohnte ich im Theater der Feier des Kirschenblütentanzes bei. Es war nicht etwa eine einzelne kurze Tanzvorführung von wenigen Minuten, sondern ein ganzes, nahezu eine Stunde währendes Spiel, wechselnd in Tanz und Pantomime. Das Ganze umrahmt von köstlichen Szenerien, die der Poesie der blühenden Kirschenbäume gerecht zu werden suchten. In den Künstlerinnen auf der Bühne, die mit ihren geschmackvollen, bezaubernden Gewändern und einer durch lange künstlerische Tradition geheiligten Technik der Bewegungen das Auge erfreuten, gesellte sich die Musik der Geishas, die in langen Reihen rechts und links vom Zuschauerraum saßen. Schwerinnen mit einem kleinen Pult. Samisen-Spielerinnen, wieder andere mit Trommeln, Handtrommeln und den in der Form an eine Sandale erinnernden Tsutzumi. Geheimnisvoll fanden auch Metallplatten Verwendung, die mit einem Stäbchen, das eine Kugel trägt, geschlagen werden. Man schien Wert darauf zu legen, alle bedeutenderen Künstlerinnen zur Geltung kommen zu lassen. Ganze Reihen der musizierenden Geishas verschwanden gelegentlich in der Versenkung, um neuen Reihen ihrer Kolleginnen in ebenso schönen Kimonos Platz zu machen.

Wenn ich mich auf meinem Platz umwandte, konnte ich einen Blick in den Hof des Theaters werfen. Auch hier die heitere Pracht der Naperlaternen wie im Theater selbst, und natürlich weißleuchende Kirschenblüten.

Und wandere ich durch die Straßen der Hauptstadt, so sehe ich auch hier wieder, wo es am fröhlichsten und lebhaftesten zugeht, drauhen auf dem Bürgersteige und drinnen in den Lokalen denselben heiteren Schmuck, der die Stimmung des Kirschenblütenfestes weckt und lebendig erhält.

„Blüten zu besehn . . ."

Was so in vorübergehenden Erscheinungen Gestalt gewinnt, wird in dauernden Werken festgehalten von Malern und Dichtern. Wie manches Haus mag gerade jetzt geschmückt sein mit schönen Rakemonos, mit Wandbehängen, die die Kirschenblüte feiern! Und wie viele Dichter mögen auch jetzt wieder in kurzen sinnigen Strophen, etwa in einem köstlichen Haiku, ihrer Stimmung Ausdruck verleihen!

Es ist eine alte, bewundernswerte japanische Kunst, ein Haiku von ganzen drei Zeilen zu schreiben, mit wenigen Details eines Bildes die Phantasie anzuregen und eine Stimmung zu wecken. Und es ist eine alte japanische Kunst, ein Haiku verständnisvoll zu lesen und zu genießen. Den Ursprung dieser Kunst haben wir vor 700 Jahren zu suchen. Ihre Hochblüte erlebte sie im 17. Jahrhundert. Und heute noch wird sie von zahllosen Japanern geübt.

„Welcher Maler mag *)
Diesen schönen Frühlingstag
Malen, wie er ist?"

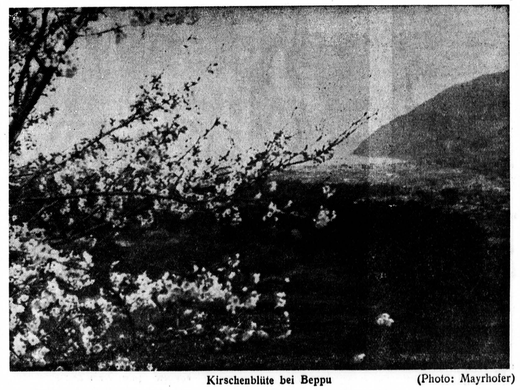
„Blüten zu besehn,
Läßt den Kahn ganz langsam gehn.
Unser Schiffersmann."

„Auf dem Zweig, verschmitzt
Blickend, ein klein Mädchen sitzt.
Blüten zu beschau'n."

Daß aber bei allem Idealismus auch einmal ein Mißton sich in die Poesie der Kirschenblütenfeier mischen mag, beweist ein reichlich modernes Haiku, ein Gedicht von Kojetu, in welchem er ironisch sagt, wie neugierlicher Geist und materialistische Oberflächlichkeit die Schönheit eines Picknicks im Kirschendüftenpark beeinträchtigen kann:

„Saß den Mag entlang,
Schwimmend auf Sake-Düften —
Frühlingsgelang!"

*) S. „Die Seele Japans". Japanische Gedichte aus ältester, mittlerer und neuester Zeit. Deutsch von Ludwig Harald Schiff.



Kirschenblüte bei Beppu (Photo: Mayrhofer)

Aber trotz einzelner Pfiffiger aber auch Materialisten bleibt die Tatsache bestehen: die Japaner sind ein schönheitsfrohes, poetisch empfindendes Volk. Und man spricht sogar von einer Philosophie der Kirschenblüte. Es ist ein Bild des Japaners: Reiche Blüte, Schönheit der Entfaltung und vielleicht ein rascher Verfall. Freudige Hinopferung für die Ehre, echter Samurai-Geist, das soll der letzte Sinn der Kirschenblüte sein.

Und einer meiner japanischen Freunde hat mir einen Dichterspruch ins Album geschrieben, der etwa so lautet: „Willst du wissen, wie das Herz des Japaners ist? Es ist der Kirschenblüten gleich, die am Vergeshang der Morgensonne entgegendurftet."

Abschied von Japan

Von der Insel Kyushu aus fahre ich durch die weltberühmte Inlandsee mit ihrer reichen Inselwelt nach Kobe. Aber der Gesamteindruck ist diesmal trotz mancher Einzelschönheiten eine Enttäuschung. Man darf solche Szenerien nicht bei schlechtem Wetter erleben.

Von Kobe über Nagoya nach Yokohama und Tokio. Noch einmal besuche ich geschichtlich oder kulturgeschichtlich bedeutsame Stätten. Ich fahre mit der Untergrundbahn zum Asakusa-Park und wandere durch die lange Reihe dichtgedrängter Verkaufsbuden zum Kwannon-tempel, der sich so großer Beliebtheit beim Volke erfreut und durch den unablässig ein Strom frommer Besucher flutet. Ich betrachte die Tauben, die sich hier so wohlfühlen, wie ihre in der Nähe immerhin einige Altersspuren aufweist, aber doch von hoher künstlerischer Wirkung ist. Ringsum die lebendige Unruhe: Leben, Wald und Kirschenblüten.

In einem schauerlichen Zustand ist immer noch der Kwannon-Tempel. Gerüste, Bretter und Flechtwerk. Im Halbdunkel der Riesenstatue der Göttin im goldigen Glanz, im Licht der Kerzen. Ein Kimonodenverkäufer hat sich im Tempel eingerichtet. Irgendwo hängt eine Inschrift, unterzeichnet schon im Jahre 1899, mit der Bitte um Geld, da die „Pfarrei" zu arm sei. Bei der katholischen Kirche sind sie diesmal, nicht mehr den liebenswürdigen Missionar, den ich vor einigen Jahren besuchte. Aber auch mit seinem Nachfolger, Vater Joly, kann ich sehr fesselnde, aufschlußreiche Gespräche führen.

Am 16. April endlich fahre ich mit dem Frachtdampfer „Oder" von Yokohama ab, benutze einen kurzen Aufenthalt des Schiffes zu Einzelgängen in Nagoya und Kobe und erfreue mich an der herrlichen, ruhigen Inlandsee. Segelboote beleben die weite Fläche, auch dschunkenartige Segel erblicke ich, ein Dampfer zieht dahin mit langer Rauchfahne. Leuchtender Sonnenschein. Es ist Frühling. Am Ostersonntag fahren wir bei wunderschönem Wetter durch die Enge zwischen Moji und Shimonoseki. Die kurze Reise bis dahin war nicht ohne Abenteuer. Schon in der Einfahrt nach Nagoya war sehr schwierig, bei neblig-schlechtem Wetter. Es war schwer, die Gegend richtig zu erkennen. Kein Wunder, daß man einen „verkehrten" Weg bestimmte. Eine Boje wurde zu spät beleuchtet. Dabei drohen verborgene Felsen unter der Oberfläche des Wassers. Vor Moji hatten wir ein paar Engen zu passieren. Eine hatte Stunde war die Strömung sehr heftig, starker, ungewöhnlich starker Strom, gefahrdrohend für das Schiff. Aber es ging alles gut. Bei der Durchfahrt bei Moji begegnen wir einem englischen Kriegsschiff. Viele kleine Schiffe beleben hier die Gewässer, sehr hinderlich für die Navigation.

„Und nun leb' wohl . . . ."

Und nun leb' wohl, schönes Japan! Ich muß an Kellermann denken, der, da die Küste seinen Blicken entschwindet, resigniert ausruft: „Und während mich Sehnsucht nach jenem merkwürdigen Lande ergriff, wurde es mir klarer und klarer, daß ich es nicht im geringsten verstehen hatte." (Eine Spaziergang in Japan, S. 272.) Nun, die Unvereinbarkeit westlichen und fernöstlichen Denkens ist auch mir hinreichend klar geworden. Aber das soll kein Hindernis für mich sein, mit freundschaftlichen Gefühlen an das Land der aufgehenden Sonne zu denken.

Und ich gestehe, daß ich auch hier im fernen Westen oft genug ein stilles Heimweh empfinde nach dem schneebedeckten Fuji, nach Kirschenblüten und nach Kirschenblüten, nach lauberem Lackkästchen und unerschöpflichen Teekannen, nach einem Frühstück mit zwölf Holz- und Porzellanschalen, nach Hoteldirektoren, die sich tief vor mir verneigen, und Dienerinnen in leuchtendem Kimono, die grüßend auf ihr Angesicht fallen, nach freundlichen Menschen, die mich mit Liebenswürdigkeiten überhäufen und mir zum Schluß ein Blatt Papier oder ein Stammbuch reichen, damit ich ihnen ein Autogramm spende, nach einem Volke, das aktiv und energisch wie kein anderes zur Herrschaft berufen zu sein scheint, und das dabei zugleich unter blühenden Bäumen lustwandelt und seit Jahrhunderten Gedichte verfaßt auf die Schönheit der Kirschenblüte.

Rätselvolles, schönes, unvergeßliches Japan, sei tausendmal gegrüßt!

Im Rumpelkammer Museum

Diesmal soll nicht von Pompeji und Herkulanum die Rede sein, sondern von einem nähergelegenen Gebiete; — nämlich: unserer eigenen Rumpelkammer. Wir hatten schon ganz vergessen, daß seit Großmutters Zeiten auf dem Dachboden immer noch unser altehrwürdiger „Abstellraum" besteht. Einmal im Jahre — beim Frühjahrsgroßreinemachen — betrat man ihn mit aller Vorsicht, um nicht allzuviel von dem Staub- und Moderduft dieses einsamen Winkels einatmen zu müssen. Aber es war eigentlich nur eine „Reaktionshandlung" des allgemeinen Ordnungsgefühls. Man mußte ihn, als zur Wohnung gehörig, schließlich einmal betreten haben. Nicht etwa, um darin zu räumen, sondern höchstens, um wieder einmal ein paar Dinge dort „abzustellen", die man in seiner herrschaftlichen Etage mit dem besten Willen nicht unterzubringen vermochte. Da legte man's zu den Uebrigen; ein wehmütiger Blick, und die Akten über diesen Besitzteil waren für ein weiteres Jahr geschlossen.

Dann kam eine neue Zeit mit neuen Lebensformen und neuen praktischen Forderungen. Irgendwie in diesen Daseinsrahmen schlug das Wort: „Entrümpelung". Was ist Entrümpelung? Keine billige Erfindung des Putzteufels, sondern eine Notwendigkeit, die nur aus dem Begriff der Gefahrenabwendung zu verstehen ist. Entrümpelung in diesem Sinne ist die Räumung unserer Hausböden von allem Schutt und Unrat, der leicht brennbar ist, der uns bei Aktionen zur schnellen Rettung unseres bedrohten Besitzes hinderlich sein könnte.

Schutt und Unrat? — Scheußlich! — Wir hören unsere guten Hausfrauen wettern. Wo haben sie je Schutt und Unrat Unterschlupf in ihrem Hause geboten. — Wir geben ihnen recht. Aber sie haben durch Unachtsamkeit, Unkenntnis, Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit tausend Dinge, die unvergänglichen Wert besitzen, zum Gerümpel gemacht! Wer unsere Bilder sieht, wird sagen, sie seien „gestellt". Sicher sind sie gestellt; aber nur für den Fotografen, damit sie sich vom Hintergrunde des einfachen Nutzens abheben und auch ein stofflicher Betrachter erkennt, welche köstlichkeiten schönsten Kunsthandwerks und schwelgerischer Fantasie von uns achtlos zum Untergang verdammt gewesen sind. Jedes dieser Stücke ist aus einer solchen Rumpelkammer bei der Entrümpelungsaktion geborgen worden. Liebevolle Hände haben daran „herumgewienert" und nun, wie sie sich unseren Augen darstellen, ist nichts weiter darüber zu berichten.

Nicht aus dem Museum, sondern aus der Entrümpelung: Gebilderte Historien
Es gibt nichts Interessanteres, als darin zu lesen.

Aha, sie tranken also auch damals schon gern ein Schlückchen „guten". Wie sich die Welt doch wenig verändert! — Eine eiserne Kaffeemühle (etwa 1800) und eine Geburtstagstasse.

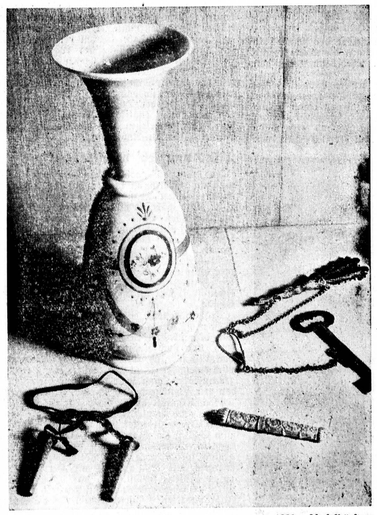
Wie konnten wir dazu kommen? Wir armen Menschen haben uns immer ausschließlicher ins Ich begraben und dabei alle Beziehung zu den Dingen verloren. Unser kleiner und kleinster Besitz hatte uns im Zeitalter der Sachlichkeit nichts mehr zu sagen. Maßstab für seine Bewertung war allein der Nutzeffekt. Als wir eines Tages den pompösen Straußenfederwedel bekamen, mußte der köstliche Fächer aus handbemaltem Pergament mit seinen geschnitzten Elfenbeinstäben auf den Schutthaufen. Die alte eiserne Kaffeemühle konnte nicht mehr vor unseren Augen bestehen, als die feine Majolikamühle mit den verchromten Nickelteilen an den Türpfosten geschraubt wurde. Der Bubikopf kam; wo blieben die herrlichen Haarspangen mit Bronzenadeln und Granatkronen? Auf dem Müll, — in der Rumpelkammer.

Nun kommt der eiserne Besen und fegt uns alles noch einmal vor die Füße. Und wer nicht alles Gefühl für die zeitlose Schönheit verloren hat, die gerade die Dinge des täglichen Bedarfs von jeher auszeichnete, der sagt sich heute: Gottseidank! Nur mit Gewissensbissen, die der Undank uns einbrennt, können wir auf diese schönen alten Dinge schauen. „Kunstwerte aus der Entrümpelung" nennt sie der Finder, der sie erneut ans Licht gezogen und vor seine Kamera gebracht hat. Aber sie sind mehr. Sie haben uns allen etwas ganz Persönliches aus der Geschichte unseres Hauses und unserer Familie zu sagen. Sie waren unseren Eltern lieb und wert, gingen täglich durch ihre Hände, erleichterten ihnen die vielfältigen Verrichtungen oder begleiteten schmuckvoll glänzend ihre glücklichsten Stunden. Haben sie es verdient, ein Dasein der Vergessenheit oder gar der Verachtung zu fristen?

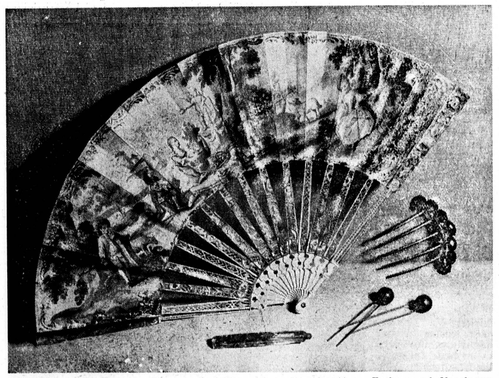
Aber wohin damit? Abstauben und in eine andere Ecke räumen? Das würde nur eine Wiederholung ihrer ruhmlosen Geschichte der letzten Zeit bedeuten. Darum wagen wir es getrost, ihnen heute wieder einen Ehrenplatz zu geben. Auf Paneelen und Schrankfinsen, in der Vitrine, auf der großen Anrichte, auf dem Bücherbord, — ach, es sind so viele Plätze, die darnach rufen, sinnvoll und hauseigen ausgestattet zu werden. Und wir können diese alten Dinge die Schönheit unseres Heims bereichern. Wir wollen ja keineswegs an Kunst und Kunstgewerbe vorübergehen und nun den ganzen Schmuckbedarf unserer Wohnung aus dem Entrümpelungsbericht bestreiten. Durch die Bewahrung und Achtung alten Geräts aber wollen wir die „Kulturgeschichte unseres Heims" lückenlos gestalten und Vorsorge dafür treffen, daß die Nachkommen mit ebenso schützender Liebe einmal die Dinge betrachten, die wir zur Jetztzeit unserem Herzen abgerungen haben.

So pflanzt sich die Entrümpelung fort und fegt auch ein bißchen durch die Seelengebiete. Es schadet nichts. Wir können's gut gebrauchen. Denn gleichgültig, ob es aus Pietätlosigkeit oder aus einem losen Anflug von Parvenutum geschah, wir täten in jedem Falle Unrecht, als wir uns vom Hausrat unserer Väter trennten. Hätten wir ihn damals den Flammen überantwortet, war es ein ehrenvoller Untergang. Aber in die Rumpelkammer . . .! — Der Märchendichter Andersen wüßte uns darüber mancherlei zu erzählen!

Jochen Blon.



Liebenswerte Kleinigkeiten: Biedermeiervase um 1830, Nadelbüchsen und Schlüssel.



Haben Sie nicht Lust, so etwas auch heute noch zu benutzen?! — Fächer und Haarkamm aus der „guten alten Zeit".

Photos (4): Dr. Weller — Bavaria.

Der Mozart unter den Malern

Vielfältig sind die Antworten der von Lochners Kunst hingerissenen Museumsbesucher auf die Frage, was sie denn als deren besonderen Vorzug, als den persönlichen Wert seiner Leistung empfänden: Die Schönheit und Anmut seiner Form, die ohne jede Verzerrung und die modische Absonderlichkeit und darum von aller Zeitbedingtheit frei, zu jedem Menschen und zu jeder Zeit mit der Selbstverständlichkeit der reinen Natur spricht; das edelsteinhafte Feuer der Farbe, deren durchdringende Kraft und Süßigkeit alle die so natürlich gesehenen Dinge doch über sich hinausheben und in das Märchenhafte verzaubert; die Liebenswürdigkeit seiner kernhaft lebendigen und doch wie von Traumlicht umflossenen und verklärten Gestalten; die eindringliche und dramatische, dabei häufig von leisem Humor durchwärmte, gewinnende Art seiner Erzählung; das warme Naturgefühl, die Gradheit und Wahrheit seiner menschlichen Empfindung. Groß in allen Dingen und vertraut zugleich, bringt seine Kunst dem Beschauer das Ungewohnte nahe und lehrt ihn das Alltägliche neu und tiefer schauen. Mühelos und in einem unbegreiflich hohen Grade meistert Lochner alle Schwierigkeiten des Handwerks, der malerischen Verwirklichung seiner Vorstellungen. Aber vielleicht sagen sich dies alles nur die wenigsten; die anderen wüßten nur einfach zu antworten, daß es ihnen wohl sei in seiner Gegenwart. Denn alles in ihm atmet Harmonie; er strahlt sie aus wie die Sonne ihre Wärme — unerschöpflich. Er malt wie der Vogel singt — nirgends merkt man seinem Werk den Kampf mit dem Gegenstand, mit der Form an. Als ob ihm alles zuflöge, aus einem jauchzenden Kraftüberschwang, einer lächelnden Sicherheit heraus wie von selbst entstanden, niemals vergrübelt, immer ganz verständlich, aus innerlichster Daseinsfreude strahlend und klingend, stehen alle Dinge da, die er gemalt hat — der Mozart unter den Malern.

Mit diesen treffend charakteristischen Worten leitet Otto H. Förster seinen großen Aufsatz über Stefan Lochner in der 11. Lieferung des 2. Bandes der Folge „Deutsche Kunst" (Angelsachsenverlag Bremen) ein, der wir auch den Ausschnitt aus Lochners Weltgericht entnommen haben. Förster hat eine feinfühlige Art, in die 13 Tafeln Lochnerscher Kunst und darüber hinaus in sein ganzes künstlerisches Werk einzuführen. Von dem großartigen Weltgerichtsaltar ist heute nur noch das Mittelbild in Köln; es bietet einen ungeheuer dramatischen Anblick. Aus den Gräbern stehen die Toten auf, rechts reißen die Teufel (und man muß sich diese entsetzlichen Fratzen und Teufelsköpfe einmal ansehen, um das Grausen zu bekommen!) die Verdammten zu den ewigen Qualen hinab, links ziehen die Seligen an dem hl. Petrus und musizierenden Engeln vorbei durch das Himmelstor ein; und über allem thront richtend Gott Vater, und fürbittend knien vor ihm Christus und Maria. Aus dem Zug der Seligen veröffentlichen wir einen kleinen Ausschnitt, in dem sich die ganze Verzückung und alle Wonnen der Seligkeit spiegeln, der aber auch die feine und fleißige Kleinarbeit und das liebenswürdige Erzählertalent des deutschen Meisters am Ausgange des Mittelalters offenbart.

Stephan Lochner: Weltgericht (Ausschnitt: Zug der Seligen) Photo: Angelsachsen-Verlag

Der Eid

Dünwegges Gerichtsbild im Rathaus zu Wesel

Als der Rat der Stadt Wesel zu Beginn des 16. Jahrhunderts bei dem Dortmunder Meister Heinrich Dünwegge ein Gerichtsbild bestellte, mag der Meister die Stadt an Rhein und Lippe aufgesucht haben, um an Ort und Stelle seine Studien zu machen. Der Schöffensaal wird vielleicht das heutige Bürgermeisterzimmer sein, wo das Bild noch jetzt hängt. Das Fenster des Bildes hat dasselbe Steinkreuz, wie die Fenster der Rathausfront, und die dargestellten Personen waren Ratsherren und Bürger der Stadt, die dem Meister Modell gestanden haben.

Des Meisters Blick wird mit Wohlgefallen auf den mit Treppengiebeln geschmückten Markt geschaut und den edlen ostflevischen Tuffsteinbau des Rathauses bewundert haben, bevor er die Freitreppe hinauf ging und auf der schweren Eichentreppe im Innern zum Schöffensaal gelangte. Vielleicht wurde ihm dort nachher auch der Pokal mit edlem Wein kredenzt, wie es ja mittelalterliche Sitte war, Auftrag und Abnahme eines bedeutenden Kunstwerkes mit handfestem Umtrunk zu feiern.

Das Werk ist wohlgelungen, eine der schönsten Schöpfungen des berühmten Malers. Die Komposition ist ungemein lebendig und geschlossen. Ein warmes leuchtendes Kolorit liegt auf dem Bild. Die Köpfe sind charaktervoll, die Gewandung ist reich und mannigfaltig drapiert.

Photo: Rheinisches Museum.

Schauen wir die Schöffenbank: In der Mitte den würdigen Richter in brokatner Robe. Ernst und fleißig zugleich blickt er auf den schwörenden Jüngling, zu dem er, mit der Rechten auf das Bild vom jüngsten Gericht weisend, mahnend spricht:

„Siet hier beschüt wael wat gh diat,
swert nyet valselick um tytlic guet,
Wan got die heer die weit dat wael
Int leste Gericht he u ordellen sael."
(Seht hier wohl zu, was ihr tut,
schwört nicht falsch um zeitlich Gut,
denn Gott der Herr, der weiß das wohl,
im letzten Gericht Euch urteilen soll.)

Rechts neben ihm sitzt ein behäbiger Patrizier, der mit einer Handgeste den Worten des Richters Nachdruck verleiht, vielleicht ein Kaufherr, der das maasländische Tuch in Geldern und Goch kauft und im In- und Ausland veräußert. Sein Nachbar wendet den feingeschnittenen Kopf fast gleichgültig zum Fenster; er denkt wohl an seine Schiffe, die auf Rhein und Lippe fahren, und seine Fuhrwerke, die seine Ware weit in den deutschen Osten tragen. Kühl rechnende Hansaherren mögen auch die drei Schöffen zur Linken sein; der Jüngere mit dem lockenumwallten Künstlerkopf und die beiden Aelteren mit den scharfgeschnittenen, hageren Zügen. Aber ihre Teilnahmslosigkeit ist nur scheinbar, ihre Bewegungen zeigen deutlich, daß sie tiefinnerst bei der Sache sind.

Der schwörende Jüngling hebt zaghaft die Hand zum Schwur. Ein Engel in weißem Gewand mahnt ihn:

„Swert niet valselik wat ghi duet
gi verliest got dat ewighe guet."
(Schwört nicht falsch, was ihr tut.
Ihr verliert Gott, das ewige Gut.)

Der Teufel hinter ihm, mit Hörnern und Klauen, raunt ihm zu:

„Bald up die hant wilt u nyt seamen
swert in ake dijwel name."
(Hebt auf die Hand, wollt euch nicht schamen
schwört in aller Teufel Namen.)

Was wird er tun? Der Wahrheit die Ehre geben, oder falsch schwören? Unschlüssig schwankt er zwischen dem Mahner und dem Versucher, indeß scheint er mehr zum Enge zu neigen.

Die Parteien und Zuschauer im Vordergrund folgen mit Spannung der Szene. Eine alte Frau links, vielleicht die Mutter des Schwörenden, blickt starr auf ihn. Es muß eine wichtige Sache sein, um die verhandelt wird.

Hier wird altes deutsches Recht gesprochen nicht auf Grund papierner Satzung, sondern aus natürlichem Volksempfinden. Im Mittelpunkt steht, dem Geist der Zeit entsprechend, die Heiligkeit des Eides, vom Maler eindringlich veranschaulicht.

J. I.

Ich spiele immer nur ‚mit'

Paula Wessely über ihre Filmarbeit — Sie spielt mit Attila Hörbiger in „Julika"

Schon viel ist über Paula Wessely gesagt und geschrieben worden. Wahres und Unwahres. Kein Wunder, daß die Wessely eine Scheu vor Interviews hat. Und es ist gut so, umso besser, als an diesem, ihrem letzten freien Abend vor Beginn ihres neuen Films „Die Julika" sie sich die Dinge, die noch heißen oder nie in der Zeitung standen, frisch vom Herzen spricht.

„Jetzt gehe ich nun schon zum vierten Mal an die mich so unendlich interessierende Filmarbeit heran, und doch ist es wieder wie ein Debut. Und anders darf es auch gar nicht sein — man muß das Gefühl der Spannung jedes Mal von neuem haben — die tausend Kleinigkeiten, die unzähligen Momente, die entscheidend sind auf dem Weg, der dazu führt, daß zum Schluß eine Figur, durch schauspielerische Kraft zum Leben erweckt, von der Leinwand her zu den Augen und hoffentlich auch zu den Herzen der Menschen sprechen kann — von dieser ungeheuren Spannung muß man beherrscht sein! Das ist der Hauptgrund, der es mir verbietet, im Jahr mehr als ein- oder höchstens zweimal zu filmen. Ganz abgesehen davon, daß man die Kraft, mit voller Ursprünglichkeit immer wieder diese faszinierende Kunstform, genannt Film, auf sich wirken zu lassen, nicht allzu oft aufbringen kann. Man braucht die Zeit zur Ruhe, zur Sammlung um seine innere Position, oder sagen wir ruhig, das „bißel Gute", das man in sich glaubt, gegen den Betrieb, der von außen her einstürmt, zu wahren und zu verteidigen."

Während Paula Wessely temperamentvoll über die Kunst und das Leben spricht spürt man, wie wirklich ernst es ihr mit dieser Kunst und ihrem Leben für sie ist. Mit dem jedem Temperament der Persönlichkeit und der Angriffslust, die zu ihrem Wesen gehört, wettert sie harmant gegen das übertriebene Star-System, gegen die schlechten Manuskripte und gegen die Dummheit im allgemeinen:

„Mir erscheint jedes Star-System sinnlos: schließlich spiele ich ja in einem Film nur „mit" und bleibe in jeder Beziehung allein, wenn nicht meine Partner richtige Künstler und alle anderen, vom Autor über den Kameramann bis zum letzten Beleuchter, gleichfalls Meister ihres Faches wären. Von mir aus brauchte es gewiß nicht „ein Paula-Wessely-Film" zu heißen, mit derselben Berechtigung sollte ein Film einmal den Namen des Kameramanns oder — was ja zuweilen vorkommen pflegt — den Namen des Autors tragen.

Aber ich wollte ja etwas über meinen neuen Film „Die Julika" sagen: „Ich spiele ein schlichtes ungarisches Landmädel — ein Menschenschicksal, das mich gepackt hat und mit dem ich so hoffe ich, auch die Menschen im Filmtheater packen werde. In einem „Bolvary-Planer-Film". Denn so heißt für mich der Film. Bolvary ist der für alles verantwortliche Meisterl, und Franz Planer ist wieder mein Kameramann.

Und noch etwas spricht gegen den Star. Daß man von ihm nämlich immer verlangt, in Mittelpunkt zu stehen, wo es doch schon so schwer ist, sich den ersten Platz zu erhalten. Glauben Sie mir, man kann das nicht durch die sogenannte Sensation erreichen, sondern, wenn man eine wirkliche Schauspielerin ist, nur durch den Glauben an die Aufgabe und durch die innere Verbundenheit mit dem Werk. Wenn so viele Millionen Menschen einen sehen, so muß man sich wenigstens bemühen, ihnen etwas Ausreifes, Wertvolles zu sagen. Diese Verantwortung ist beglückend und belastend zugleich."

Während man Paula Wessely gegenübersitzt, muß man unwillkürlich an diese in ihrer Grundeinstellung so pflichtbewußt anmutende Karriere denken. Dieses einfache und natürliche Wiener Menschenkind ist heute in Japan gerade so beliebt wie in Oslo — diese Stimme besitzt die Menschen in allen Himmelsrichtungen. Es ist kaum zu glauben daß es gerade erst zwei Jahre her ist, als einige wenige Auserwählte im Rosenhügel-Filmstudio in Wien die Filmdebütantin Paula Wessely bei der Probevorführung von „Maskerade" erlebten. Und dann erlebte sie die ganze Welt. Und weitere acht Jahre vorher raunten sich nur einige wenige Theaterfachleute etwas von der großen Begabung der „jugendlichen Soubrette" Paula Wessely zu. Das war zur selben Zeit, als die Wessely in Prag — Attila Hörbiger als Partner kennen lernte. Die beiden spielten in den „neuen Herren" und standen sich noch oft auf den Brettern gegenüber. Heute, wo sie das Glück des Privatlebens als Frau und Mann genießen, kommt ihnen beiden dieses „Damals" wie ein Gestern vor. Nach langer Zeit führt sie dieser Film „Die Julika" wieder als Spielpartner zusammen. Im Film sogar zum ersten Male.

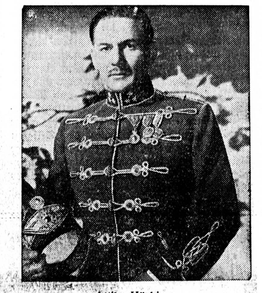
„Denn bevor man's nicht erlebt, das Leben, kann man es nicht schätzen, dieses wunderschöne, manchmal ein bißel grausame Leben!"

Die Wessely schaut ein klein wenig versonnen und ist sichtlich schon ganz im Banne dieser fesselnden Bauernmagd, deren Schicksal — das eines tiefen Herzens, der Reinheit und der stillen Eingabe — sie zu fühlen scheint. Vielleicht, weil es auch ihr Schicksal ist.

Paula Wessely und Attila Hörbiger in dem Syndikat-Film „Die Julika".

Ein neuer Film von Gustav Ucicky

Der Name Ucicky bezeichnet innerhalb des deutschen Filmschaffens ein Programm von persönlicher Färbung. Mit visionärer Gestaltungskraft formt Ucicky bedeutungsvolle Stoffe, und seine Filme tragen den Charakter künstlerischen Großtaten.



Attila Hörbiger in dem Syndikat-Film „Die Julika".

Schriftbild plastisch vor dem Hintergrund stehen, als ob es frei im Raum schwebt, läßt die Schrift aus weiter Entfernung nach vorn kommen, schiebt sie von oben oder von unten wie auf einem unsichtbaren Perband ins Bildfeld, oder er kippt ganze Zeilen auf oder um wie einen Raum und richtet das nächste Textbild auf. Fast ebenso unbeschränkt ist er in der Wahl des Hintergrundes. Von der einfachen grauen oder schwarzen Fläche bis zum raumlosen Sternenhimmel, vom Blütenkarton mit gepreßter Schrift bis zur granitenen Steinplatte mit eingemeißelten Buchstaben, vom Tapetenmuster bis zur getuschten Landkarte oder zum Lichtbild kann er jed. Kombination verwenden. Selbst auf dem bewegten Filmbild als Hintergrund, zwischen ziehenden Wolken und schäumenden Wogen, zwischen Schiffen und Eisenbahnzügen in voller Fahrt oder vor Bäumen und Häuserfassaden kann er seine Schrift zeichen aufrichten lassen. Immer ist der Zeichner bemüht, sein Textwerk in Einklang mit dem gesamten Filmwerk zu bringen und mit dem Kompositionsdes Bildes eine innige Ehe aus Schriftbild und Klang zu schaffen.

Ein alter Filmpionier

Oskar Maßter, der Begründer der deutschen Filmindustrie, vollendet am 21. November sein 70. Lebensjahr. (Scherl Bilderdienst, K.)

In Wien, das die Geburtsstätte so vieler filmkünstlerischer Talente ist, steht auch die Wiege Ucickys. Sein Vater war Maler. Er vererbte dem Sohn den Sinn für das optische und künstlerische Empfindungsvermögen. Eigenschaften also, die für das Schaffen des Filmregisseurs wichtig und unerläßlich sind.

Mit siebzehn Jahren war Ucicky Chefkameramann im Kriegspressequartier des österreichischen Armeekommandos. Nach dem Kriege arbeitet er elf Jahre als Kameramann bei der Sascha-Filmgesellschaft in Wien, bevor sein Wunsch, Regisseur zu werden, in Erfüllung ging.

Vor sechs Jahren holte ihn die Ufa. Nun schuf er die Filme, die seinen Namen bekannt und — mit den Filmen „Morgenrot", „Morgenrot", „Flüchtlinge" — berühmt machten.

Bei „Morgenrot" begann Ucickys Zusammenarbeit mit dem Dichter Menzel; bei den mit dem Staatspreis ausgezeichneten „Flüchtlingen" sehen wir zum ersten Male das Triumvirat Ucicky-Menzel-Albers in enger Arbeitsgemeinschaft vereinigt, das dem Film „Savoy-Hotel 217" zu seinem großen Erfolg verhalf.

„Unter heißem Himmel" ist der neueste Film, Wilderm schrieb Gerhard Menzel das Drehbuch wiederum verkörpert Hans Albers die Hauptrolle. Die Außenaufnahmen zu diesem Film drehte Ucicky in dem griechischen Inselgebiet der Kykladen an den Küsten von Santorin und von Syra. Dort fing er den Zauber einer malerischen Landschaft ein, vor deren Hintergrund sich die spannenden und seltsamen Ereignisse des Films abspielten. „Manchmal mußten wir unter den schwierigsten Verhältnissen drehen. Auf einem um dreißig Grad gereisten, langsam abkackenden Schiff arbeiteten wir bei einer mörderischen Hitze tagelang wie die Besessenen. Unsere Arbeit wurde ein Kampf gegen die Fiebe des Fiebers — aber es war ein einzigartig schöner Kampf." GK.

Paul Richter und seine Blanka

Zu einem rechten Jäger gehört ein guter Jagdhund

Paul Richter ist ein großer Rimrod vor dem Herrn. Es ist daher verständlich, daß man ihn als passionierten Jäger gern im Film in solchen Rollen beschäftigt, die seiner privaten Neigung entgegenkommen. Die Genaloser-Filme der Ostermayr-Produktion der Ufa brachten ihm dankbare Rollen und schöne Erfolge. Nicht nur romantische Gemüter sehen sich die Heimatfilme des beliebten bayerischen Dichters gern an; es geht jeder gern ins Kino, wenn ein Ganghofer-Stoff verfilmt wurde, um bei dieser Gelegenheit auch Paul Richter in seiner liebenswerten Naturhaftigkeit begrüßen zu können.

Nach „Schloß Hubertus" und dem „Klosterjäger" sehen wir Paul Richter demnächst wieder in einer Jägerrolle, und zwar spielt er den Hochgebirgler Friedl in „Der Jäger von Fall". Wieder darf er sich in einer sehr sympathischen Art zeigen. Paul Richter ist nun einmal prädestiniert für das Gute, und darum wollen wir uns freuen, wenn ihm seine Rollen Gelegenheit geben, als gutes Beispiel zu wirken! In diesem Film freit er die hübsche Sennerin Burgl, während Schlettow als Huisen Blasi ein schlimmes Ende nimmt, denn er ist ein gefährlicher Raubschütz und ein schlechtes Schicksal obendrein.

In Oberbayern brachte man Paul Richter das größte Interesse entgegen. Wo er sich zeigte, drehten sich die Leute nach ihm um. Die jungen Mädchen fanden ihn bestechend, denn so einem schmucken Burschen mußte man ja gut sein; nur schickte es sich doch nicht, sein Wohlgefallen so offensichtlich zu zeigen! Die sauberen Deandln von Lenggries hatten viel für den „Jager" übrig! Niemand hätte einen Scharfschützen in diesem hochgewachsenen schlanken Mann vermutet, der Richter nicht vom Film her kannte. Wie ein Einheimischer kam er daher in der kleidsamen „Kluft", in der Kraxlederen, in der schon Generationen der Familie Richter über Fels und Bergsteig geklettert und gewandert waren. Auch das verschossene Hütl mit dem Gamsbart war altehrwürdig, wie sich's gehört. Zu einem rechten Jager gehört ein guter Jagdhund — und nie sah man Paul Richter ohne seine Blanka, mit der er auch im Film zu sehen sein wird. Blanka war eine weitgereiste Hündin, sie hing an ihrem Herrn, und der war seinerseits mehr um das Wohl des Tieres als um sein eigenes besorgt. Er behandelt sie gut, aber streng: Tiere und kleine Kinder brauchen Güte wie Strenge. Blanka war bald nicht weniger beliebt als ihr Herr, und wenn sie einmal einen kleinen Fehltritt begangen hatte und eine Abreibung unvermeidlich war, erbeh sich unter den weiblichen Gästen des „Kalter Hofes" in Fall, wo die meisten Aufnahmen gemacht wurden, ein Entrüstungssturm. Der Jager Friedl aber blieb eisern, er wußte, wie leicht ein Hund, zumal ein Jagdhund, verdorben ist. „Aber, meine Damen, ein Rauhhund ist kein Schoßhund!" sagte er abwehrend, wenn Blanka immer wieder der Gegenstand zärtlichster Liebkosungen war. „Und mich lassen Sie aufschaun . . ." Die Damen lachten. „Unfreiwillig, Herr Richter!" Leider war und blieb Blanka der Clou-Man wollte sie füttern, und wenn Herrchen nicht so gut aufgepaßt hätte, wäre es um ihre Figur geschehen gewesen. Sie besaß offensichtlich die Gunst aller in Fall, bis auf einen! Den hatte sie „dicke", und der hatte es ihr sehr doch gezeigt, wie er über sie dachte, als sie sich ahnungslos und freundlich wedern wollte: das war der Keine Rotze Peter! Er verfehlte Blanka eine Ohrfeige, die nicht von Pappe war. Wahrscheinlich wollte er damit sagen: „Bei mir da hängste!".

Christiane von Husen

Ein Gongschlag - und das Spiel beginnt . . .

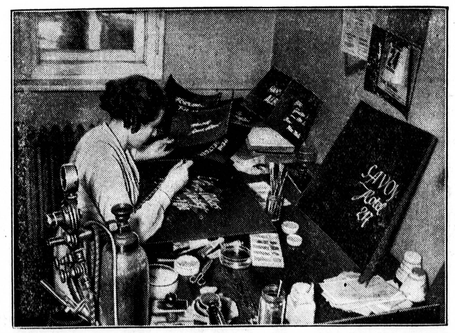
Der Titel des Films, und wie er hergestellt wird

Da sitzen wir bequem in unserem Sessel im Parkett oder im Rang und nehmen mit der Neugierde der Erwartung auf den Beginn des Filmspiels den Titelvorspann zur Kenntnis als eine unvermeidliche Selbstverständlichkeit. Und keiner der lesenden Zuschauer macht sich Gedanken darüber, wieviel Mühen und Können des Zeichners oder der Zeichnerin in diesen handgeschriebenen Texten zum Ausdruck kommt.

Der Titelvorspann eines Films ist mehr als nur ein sachlicher Programmzettel, der die künstlerischen und technischen Mitarbeiter am Film bei Namen nennt. Ein guter Titelvorspann ist wie ein gewandter Ansager vor dem Spiel ein Stimmungsmacher, der schon durch seine äußere Erscheinung und Aufmachung jeweils auf die Besonderheit des Filmspiels vorbereitet. Ein guter Titelvorspann ist im Verein mit der eigens geschaffenen Musik als „Ouvertüre" ein wesentlicher Teil des ganzen Werkes.

Die Konfektionsarbeit im Filmtitel, der maschinelle Druck von Buchstaben, Wörtern und Bezeichnungsleisten, wie er in der Frühzeit des Stummen Films üblich war, ist längst überwunden. Heute ist es die besondere Aufgabe und Kunst des Titelzeichners, das Schriftwerk in seiner zeichnerischen Gestaltung jedem Film wie beste Maßarbeit anzupassen. Sind doch die Möglichkeiten für den zeichnenden Künstler, immer wieder neue und eigenartige Entwürfe schaffen zu können, fast unerschöpflich. Da vor der Filmkamera jedes Bild bewegt werden kann und somit auch jeder zeichnerische Einfall auswirkbar wird.

Mit allen Arten von Schreibgeräten, mit dem spitzen Kreidestift oder mit dem konzessionierten Pinsel entwirft der Titelzeichner hell auf dunklem Grund seine Schußbilder und erreicht durch Verwendung der Spritzpistole feinste Zwischentöne und Schattierungen im stehenden Bild. Oder er wischelt ausgeschnittene und gelegte Schneeflocken, bis sie sich zu Namen, Zeilen und ganzen Texten zusammenfinden. Wenn er ganz besondere Wirkungen erzielen will, läßt er das



Bei der Arbeit am Filmtitel, der immer wieder eine neue künstlerische Lösung verlangt

Madrid

die Stadt des Südens

Monatelang schon tobt der Bürgerkrieg in Spanien. Nachdem anfänglich die nationalen Truppen gegen die roten Horden in verschiedenen Fronten vorgingen, konzentriert sich jetzt der Angriff vor allem auf ein Ziel. Dieses Ziel ist Madrid, jene stolze, schöne und elegante Stadt des Südens. Ungefähr eine Million Einwohner zählt sie, die auf der gewaltigen, baumlosen Hochebene Kastiliens liegt. Aus der Ferne grüßen die Gipfel des Guadarrama-Gebirges, das so häufig in den Frontberichten der letzten Zeit genannt wurde.

Die Stadt liegt genau im Mittelpunkt des spanischen Landes, ein Umstand, dem sie auch ihr Entstehen verdankt. Hier ließ einst Philipp II. eine gewaltige Christusstatue errichten, die schirmend ihre Hände über der gewaltigen Stadt hält. Der Mittelpunkt Madrids ist die Puerta del Sol, das Tor der Sonne, ein Platz, auf dem sich zahlreiche Hauptverkehrsadern kreuzen, und auf dem bis spät in die Nacht ein bunter Trubel herrscht. Oft schon war er der Ausgangspunkt politischer Geschehnisse, da an ihm das Innenministerium liegt. Von einem Tor ist allerdings heute nichts mehr zu sehen. In alten Zeiten versammelten sich einst dort die Mohammedaner, um sich dreimal vor Mekka zu verneigen, wie es ihr Glaube vorschrieb.

Heute nehmen von hier aus die riesigen Geschäftsstraßen ihren Ausgang. Nach Norden, in Richtung zum Manzanares, wendet sich die Calle Mayor. Die Plaza Mayor trägt heute noch die Standbilder der Könige, die ihr das unverändert mittelalterliche Aussehen erhalten haben. Noch heute kann der Besucher den Balkon sehen, auf dem Philipp II. stand, wenn der Zug der Ketzer zum Scheiterhaufen geführt wurde. Die Calle Arenal führt zum Opernhaus, das ebenso wie die Opernhäuser anderer Weltstädte ein Platz war, auf dem mancher international berühmte Künstler seine Triumphe feierte. Der Puerta del Sol nach Süden wendet sich die Calle Alcala, an der das prunkvolle Gebäude des Palastes der schönen Künste liegt und zu Dutzenden jene Cafehäuser, ohne die die gewaltige Stadt unter der Sonne des Südens undenkbar ist. Die sich abtrennende Gran Via ist das „Denkmal" des im Weltkriege neutral gebliebenen Spanien. Die gewaltigen Gebäude hier entstanden aus den riesigen Gewinnen, die das Land damals, als der Kriegsbrand alle anderen Völker Europas ergriffen hatte, erwarb. Hier liegt ein berühmter Kinopalast, in dem auch viele deutsche Tonfilme ihre spanische Uraufführung erlebten. In der Nähe befindet sich die deutsche Botschaft. Der Paseo del Prado führt zum Prado, jener gewaltigen Gemäldegalerie, die wohl eine der schönsten der Welt genannt werden kann, und die Schätze an Gemälden birgt, die spanische Maler aller Epochen hinterließen.

An schönen Bauten ist Madrid besonders reich. An der Spitze steht der Alkazar, das Königsschloß, daß sich mit seinen tausend Fenstern prunkvoll am Manzanares erhebt. Unmittelbar daneben liegt ein herrlicher Park: der Casa del Campo, der einst nur Mitgliedern des Hofes zur Verfügung stand und jetzt Schauplatz schwerer Kämpfe war. Der gewaltige Thronsaal des Schlosses ist mit seinen Kristalleuchtern und seinen herrlichen Deckenfresken der Zeuge von Reichtum und Pracht des einstigen spanischen Weltreiches.

Es läßt sich heute noch nicht übersehen, was von diesen herrlichen Kunstschätzen erhalten geblieben ist, wie weit die Roten mit ihnen allgemeinen Ausverkauf machten oder wie weit sie gar in den Kämpfen der Vernichtung anheimfielen. Aber was immer auch sein mag — möge die alte, stolze spanische Metropole neu erstehen als Zeuge eines alten Weltreiches und als äußeres Zeichen eines neuen, vom roten Joche befreiten Landes.

Plan von Madrid (Graphische Werkstätten, K.)

Gefangene des Edelsteins

Mit Röntgenstrahlen und Elektrizität gegen Diamantendiebe

Wenn man in Kapstadt die Frage stellt, wer in Südafrika eigentlich regiert, wird man fast stets die Antwort erhalten: „Die De Beers-Company". Dieser Trust, einer der mächtigsten auf der Welt, hat nämlich die alleinige Ausbeutung der südafrikanischen Diamantenfelder in Händen und ist sozusagen der Hauptlieferant der Diamanten für den ganzen Erdball. Jeder Edelstein, der auf den riesigen Feldern des Kaplandes gefunden wird, geht durch die Hände der „De Beers-Company", und man kann sich vorstellen, daß der Trust seine eigene Polizei und seine eigenen Privatdetektive hat, eine Armee von geschulten Männern, deren Unterhalt mehr als 100 000 Pfund jährlich kostet.

Dafür erzielt der „De Beers-Trust" einen jährlichen Reingewinn von etwa zwölf Millionen Pfund. Man erzählt sich, daß kein Reisender ein Hotel in Kimberley, der südafrikanischen Diamanten-Hauptstadt, verlassen könne, ohne daß ihm irgend ein Detektiv unbemerkt die Nähte seiner Anzüge aufgetrennt und wieder zugenäht habe, um zu untersuchen, ob er kein Diamantenschleichhändler sei. Das mag eine Anekdote sein — sicher ist, daß in keiner anderen Stadt ein solcher Spionagedienst existiert wie in Kimberley. Und dennoch werden jährlich auf den Diamantenfeldern des „De Beers-Trusts" Edelsteine im Werte von einer Million Pfund gestohlen.

Dreißigtausend fast durchweg schwarze Arbeiter sind bei der „De Beers-Company" beschäftigt, die in Partien eingeteilt sind, von denen jede ihre eigene Siedlung, die sogenannten „Compounds", besitzt. Diese Siedlungen sind durch elektrisch geladene Drähte von der Außenwelt streng abgeschlossen, sie gleichen beinahe einem Gefangenenlager. Die Siedlung liegt unmittelbar auf den Feldern, auf denen die Arbeiter tätig sind. Da gibt es Läden aller Art, Friseure, Bars, Cafés, Lichtspieltheater, Kneipen und dergleichen mehr. Jeder Arbeiter, der neu eingestellt wird, Hottentotte oder Zulu, Kaffer oder Weißer, muß sich schriftlich verpflichten, während der ersten sechs Monate seiner Tätigkeit die Siedlung überhaupt nicht zu verlassen und auch keinerlei Besuche zu empfangen. Er hat innerhalb der 30 Quadratkilometer, die so ein Compound umfaßt, genügend Möglichkeiten, sich zu bewegen und seine Freizeit zu verbringen. Nach Ablauf der Sperrfrist kann er ungehindert ein und ausgehen, nicht ohne jedoch am Ausgang der Siedlung einer eingehenden körperlichen Untersuchung unterzogen zu werden, bei der neuerdings auch stets eine Röntgenaufnahme gemacht wird, um zu verhindern, daß die Schwarzen, wie es früher vielfach geschah, etwa einen gefundenen Edelstein einfach schlucken.

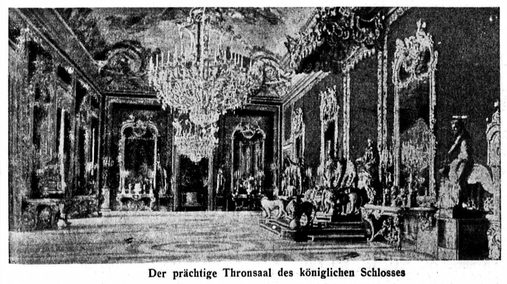
Die zahlreichen Neulinge stellen sich vor, man müßte des Nachts ohne große Mühen einen Diamanten, den man gefunden und vor den Kontrolleuren zu verbergen wußte, aus dem Lager bringen können. Aber es gibt nur vier streng bewachte Ausgänge. Durch den elektrisch geladenen Zaun zu dringen, der an den Außenseiten alle hundert Meter von einem bewaffneten, mit Telephon versehenen Posten bewacht wird, ist unmöglich. Wenn der Arbeiter seine Tagesbeute vorweist, steht er in einem ebenfalls elektrisch gesicherten Käfig, wo mit Maschinenpistolen ausgerüstete Prüfer den Fund in Empfang nehmen. Eine Stunde später holt bereits ein Panzerauto die Diamanten ab, die an einem Tag in den Lagern von Kimberley gefunden wurden.

Und dennoch — Edelsteine für eine Million werden jährlich gestohlen! Der „De Beers-Trust" ist mit den modernsten Erfindern unzufrieden. Er sucht nach neuen Methoden, um sich vor Verlusten zu schützen. Niemand weiß, wie es die Schwarzen fertigbringen, ihre wertvollen Funde zu unterschlagen. Schleichhandel mit Roh-Diamanten wird in Südafrika mit 15 Jahren Kerker und Landesverweisung bestraft. Man riskiert also allerlei, wenn man gestohlene Steine an den Mann bringen will. Freilich gibt es in Kimberley und Kapstadt eine ganze Reihe von Hehlern, aber sie bezahlen nur ein Trinkgeld für einen Stein, denn sie wissen, daß der Diamantengräber keine andere Möglichkeit hat, um das unterschlagene Gut loszuwerden.

So versucht sich eine Weltmacht, geschaffen, um der menschlichen Eitelkeit zu frönen, mit allen Mitteln gegen Verluste zu schützen und vermag es doch nicht ganz zu vermeiden, daß die lockenden Diamanten heimliche Liebhaber finden . . .

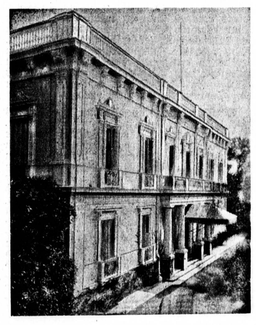
Eingang zum Modellgelängnis,
das jetzt unter dem Regiment der Roten zur blutigen Stätte furchtbarer Morde wurde. (Scherl Bilderdienst 5, K.)

Die Puerta del Sol,
der Mittelpunkt und belebteste Platz Madrids. Dieses Bild bot sich in friedlichen Zeiten. Neben Hotels lagen die belebten Cafés und Läden.



Der prächtige Thronsaal des königlichen Schlosses

Die deutsche Botschaft
liegt nördlich der Plaza de Castelar, des modernsten Platzes der Hauptstadt.



Das Häusermeer

Gewaltige Bauwerke vervollständigen das Bild der modernen Großstadt. Hier sehen wir den Blick, der sich vom Dach eines Hochhauses durch die Gran Via zur Calle de Alcala bietet. Im Hintergrund das turmgekrönte Gebäude der Hauptpost. Weiter hinten über die ganze Breite des Bildes der Retiro-Park.

Die Wundermotoren von Degerschlacht

Gottlieb Maier baut die kleinsten Dynamos der Welt

160 Motoren in einer Streichholzschachtel

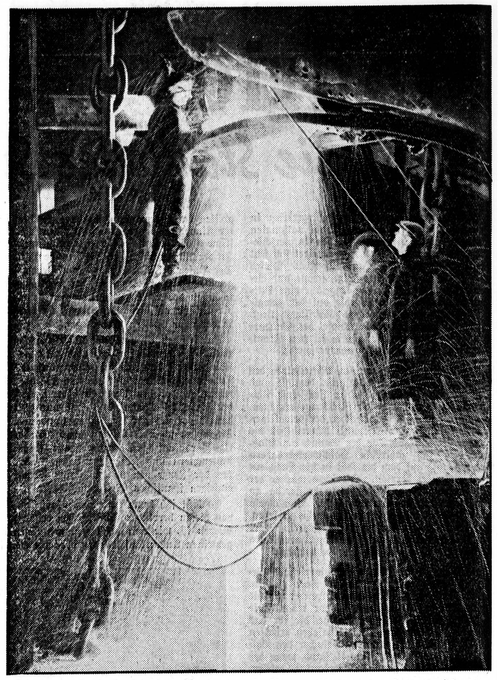
Nicht mit Unrecht sagt man von den Schwaben, daß sie mit offenen Augen und Ohren durch die Welt gehen, und es ist kein Zufall, daß gerade aus den Wäldern und Bergen und Seen der westlichen Hälfte Süddeutschlands die meisten Erfinder, Ingenieure und Techniker kommen. Gottlieb Maier, seines Zeichens ehrsamer Uhrmacher in Degerschlacht, einem württembergischen Dörflein bei Reutlingen, dessen Häuser und Seelenzahl gerade noch zu einer bescheidenen Gemeinde reicht, hat zwar nichts von dem Genius eines Grafen Zeppelin, immerhin ist er in seiner Art ein Genie, das noch seiner Entdeckung harrt. Wenn schon Degerschlacht so klein ist, daß seine Bewohner erst den weiten Weg nach ihrer Oberamtsstadt Reutlingen zurücklegen müssen, wenn sie einen Blick von der geschäftigen Welt erhaschen wollen, wie soll dann die Oeffentlichkeit Kunde erhalten von der kleinsten Uhrmacherwerkstätte dieses Dorfes, die abseits von der holprigen Straße liegt? Und wer kann schon wissen, daß der Mann, der da zwischen tickenden Uhren vor seinem Arbeitstisch sitzt, die ans Wunderbare grenzende Fähigkeit hat, die kleinsten Elektromotoren der Welt zu bauen?

Das ist nun beileibe keine Uebertreibung, denn die kleinste Dynamomaschine, die Gottlieb Maier bisher konstruierte, mußte er erst aus einer — Briefmarke wickeln, bevor er sie uns zeigen konnte. Nicht viel größer als ein gewöhnlicher Druckknopf ist dieser Motor, den er in monatelanger Arbeit herstellte: ganze 4 Millimeter hoch, 6,5 Millimeter lang und 6 Millimeter breit. Und sein Gewicht ist so gering, daß nicht einmal eine Briefwage darauf reagiert: 0,4 Gramm! Also, ein gar zierliches Spielzeug nur, ein Tändelwerk, das dieser Mann für seine Kinder in den Mußestunden schuf, wenn keine rasselnden Wecker oder „Taschenzwiebeln" zu reparieren waren, mögen Sie nun denken. Weit gefehlt, denn Gottlieb Maiers Wundermotoren sind genau so konstruiert wie die tausendpferdigen „Brüder" in den Elektrizitätswerken und Maschinenhallen der Industrie, sie besitzen Anker, Wicklung, Pol und Kollektor, und — man möchte es nicht für möglich halten — sie laufen auch, diese Maschinen, von denen 160 Exemplare in eine Streichholzschachtel gehen und das doppelte dieser Zahl in eine Hand, ja sie laufen, singen, summen, sobald der Konstrukteur einen winzig kleinen Hebel auf einer Schaltanlage drückt, die mit einer Taschenlampenbatterie betrieben ist.

Möchtelang brachte Gottlieb Maier die Uhr nicht vom Haus, ohne die er die Wunderwerke nicht hätte vollbringen können, denn selbst die Schraubenzieher, die er bei dieser Arbeit benutzte, sind ja nur durch ein Vergrößerungsglas zu erkennen. Kann man es sich vorstellen, welch unglaubliches Maß von Geduld und Zähigkeit aufzubringen war, um solche Dinge in die Welt zu setzen, welche Geistes- und Nervenkraft diese Kleinarbeit erforderte, bei der Schräubchen Verwendung fanden, die beim geringsten Hauch schon in alle Winde fliegen konnten?

Aber nicht nur diese kleinsten Elektromotoren der Welt erregen unser höchstes Erstaunen, auch zwei kleine Detektoren „machen" aus den Händen dieses Uhrmachers hervor, Empfangsapparate, die nicht höher als 14 Millimeter, also nicht größer als ein Fingerhut sind! Und dieses Konstruktionsgenie brachte es tatsächlich fertig, sogar mit — Radiomusik zu empfangen. Ist er denn ein Hexenmeister, der mit dem Teufel im Bunde steht? Nein, im Schwabendörflein Degerschlacht geht alles mit rechten Dingen zu und Herr Uhrmacher Gottlieb Maier ist sogar recht bescheiden. So glaubt er nicht daran, daß sein Werk einmal der Technik nützen könnten und meint nur: „Meine Finger fiedern förmlich darnach, sich im Kleinen und Kleinsten zu erproben und ich kann sie beim besten Willen nicht bezähmen."

zb.



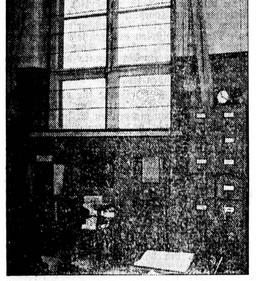
Feuerwerk bei der Arbeit / Panzerplatten werden zerschnitten
(Associated Press, M.)

genügt, um den Fensterplatz, das heißt einen an sich ausgezeichneten Arbeitsplatz, unbenutzbar zu machen.

Hier hat man das Heizkabel Abhilfe gebracht. Man ist auf den Gedanken gekommen, solche zugigen Fenster mit einigen Heizkabelwindungen zu überspannen, so daß die Luftschicht am Fenster ständig erwärmt wird. Mag es nun ständig oder nur beim Oeffnen der Türen ziehen: in jedem Fall strömt nur erwärmte Luft vom Fenster her in den Raum, und das Auftreten kalter Zugluft ist ein für allemal unterbunden. Man braucht dazu keine großen elektrischen Leistungen aufzuwenden, weil gewöhnlich eine nur geringe Erwärmung vollauf ausreicht, um den schädlichen Zug zu beseitigen. Es genügen daher einige wenige Heizkabelwindungen über das ganze Fenster verteilt, die kaum störend in Erscheinung treten und die man ohne weiteres an eine gewöhnliche Lichtsteckdose anschließen kann.

Wärme auf Draht

Wenn man von einem Menschen sagt, er sei „auf Draht", so will man damit sein selbstbeherrschtes Wesen kennzeichen. Auch für die „Wärme auf Draht", das heißt die in Drähten erzeugte Wärme gilt das gleiche. Es gibt kaum eine andere Art der Wärmeerzeugung, die sich so fein regeln, so genau beherrschen und so vielseitig anwenden läßt, wie die des elektrisch erwärmten Drahtes, des Heizdrahtes, wie ihn der Fachmann nennt. Man kann einen solchen Draht bis zur Weißglut erhitzen, so daß er Licht spendet, und hat dann die elektrische Glühlampe vor sich. Man kann ihn aber auch nur zur Rotglut gelangen lassen; dann hat man den Heizdraht der Glühkochplatte, des Brotrösters, der Haardusche und vieler anderer Geräte vor sich. Man kann ihn schließlich nur mäßig warm werden lassen, um eine sehr milde, gleichmäßige Wärmewirkung zu erzielen und gelangt dann zum sogenannten Heizkabel.



Keine Zugluft mehr am Fenster!
Mit einem wenig sichtbaren Gitterwerk von elektrischen Heizkabeln lassen sich die im Winter störenden Zugerscheinungen vermeiden. (Werkphoto)

Solche Heizkabel bestehen aus elektrischen Widerstandsdrähten, die durch den hindurchfließenden Strom erwärmt werden; die Drähte sind in eine wärmebeständige Isoliermasse eingebettet, und um das Ganze ist eine metallische Schutzhülle gelegt, meist ein Bleimantel, der vielfach noch eine „Bewehrung" zum Schutz gegen mechanische Beanspruchungen erhält. Läßt man durch ein solches Kabel Strom fließen, so strömt die im Heizdraht erzeugte Wärme zum Mantel des Kabels ab, der sich dadurch erwärmt; das ganze Kabel wird also zum Heizkörper.

Im Gegensatz zu den gewöhnlichen Heizkörpern, deren wir uns für die Erwärmung unserer Wohnungen usw. bedienen und bei denen die Heizfläche auf verhältnismäßig kleinem Raum zusammengedrängt ist, verteilt sich die Heizfläche des Heizkabels über eine große Länge. Rechnet man zum Beispiel mit einer Belastung des Kabels von 25 Watt auf den Meter, was etwa der Verlegung des Kabels in beweater Luft entspricht, so verteilt sich die Heizleistung von 1000 Watt, die sonst in einem kleinen elektrischen Ofen zusammengefaßt ist, auf eine Strecke von nicht weniger als 40 Meter. Man braucht nun aber das Heizkabel nicht unbedingt in Form eines geraden Drahtes anzuwenden, sondern kann es auch beliebig biegen und dabei in engeren oder weiteren Windungen verlegen. Das gibt die Möglichkeit, größere Flächen milde zu erwärmen, eine Möglichkeit, von der man zum Beispiel für die Heizung des Bodens in Treibhäusern, genauer gesprochen bei Treibbeeten, Gebrauch macht.

Darüber hinaus aber bedient man sich des Heizkabels mehr und mehr auch für andere, vielseitige Zwecke, zum Beispiel um die Weichen von Straßenbahnen freifrei zu halten, um Dachrinnen vor dem Einfrieren zu schützen, um Wasserbecken in Gärten milde zu erwärmen usw. Eine interessante neue Anwendung des Heizkabels besteht sich auf das Fenster. Die neuzeitlichen Bauten, die, um eine genügende Flut von Tageslicht in die Geschäfts- und Büroräume hereinzulassen, meist sehr große Fenster haben, bringen damit auch gewisse Nachteile mit sich; denn ein Fenster schließt nie ganz dicht, und je größer es ist, umso störender machen sich die störenden und unangenehmen Zugerscheinungen bemerkbar. Es braucht dabei am Fenster keineswegs dauernd zu ziehen, schon das Auftreten von Luftzug beim Oeffnen von Türen

„Materialprüfung" am Knochen

Die Physik des menschlichen Körpers

Am menschlichen Körper muß der Arzt oft Veränderungen mit der unbelebten Natur suchen, insbesondere wenn es sich um vorwiegend mechanische Fragen handelt, die auch hier häufig auftreten. Besonders bei Chirurgen hat oft Gelegenheit, sich mit solchen mechanischen Problemen zu beschäftigen, da besonders die Entstehungsweise der Knochenbrüche und ihr Heilungsverlauf wesentlich durch die Art des Unfalls mitbestimmt werden. Seit langem sucht man nach einer Erklärung für diese nachteilige Gelenkbildung an den Bruchstellen der Extremitäten. Bricht ein Unterarm beispielsweise, so verwächst die Stelle nicht immer ganz fest, sondern es bildet sich ein falsches Gelenk mit einer hinderlichen abnormen Beweglichkeit an dieser Stelle. Der ganze Arm wird durch dieses fehrichtige Gelenk dann unbrauchbar — und nur durch operative Maßnahmen kann dieses unnatürliche Gelenk beseitigt werden. Für die Behandlung solcher Brüche wäre es wichtig zu wissen, wann eine solche Gefahr besteht und wann nicht, und ob sich hier vielleicht auch eine mechanische Ursache für diese Komplikation feststellen läßt.

Bei den Festigkeitsprüfungen von Förderseilen im Bergbau wurde festgestellt, daß bei Bruch oder Riß des Materials eine stärkere Wärmeentwicklung erfolgt. Auch für andere metallische Werkstoffe wurde diese Beobachtung gemacht. Zunächst glaubte man aber, daß diese Vorgänge am lebenden Knochen abgewandelt wären, da beim Knochenbruch erstens nur geringgradige Formänderungen eintreten und weil der Knochen selbst ein schlechter Wärmeleiter ist. Schließlich ging man ja doch daran, auch den Knochen einer solchen exakten „Materialprüfung" zu unterziehen. Zu diesem Zweck hat man die Knochen von Schlachttieren in staatlichen Materialprüfungsamt mit den üblichen Prüfverfahren untersucht. Die bei den verschiedenen Brucharten entstehende Wärme wurde mit hochempfindlichen Galvanometern gemessen. Die Knochenbrüche des tätlichen Lebens wurden durch Fallgewichte rekonstruiert. Dabei konnte man im entstehenden Bruchspalt eine erhebliche Temperatursteigerung messen, die etwa 4.25 Grade beträgt. Die Festigkeit und Widerstandsfähigkeit der Knochen war bei den einzelnen Tierarten außerordentlich verschieden. Besondere Festigkeit wiesen die Knochen von Bullen auf, die erst bei viel größerer Gewalt brachen als beispielsweise die von Schweinen.

Besondere Beachtung wird nun aber gerade den beim Bruch auftretenden Temperaturen geschenkt. Man muß annehmen, daß sie imstande sind, das lebende Gewebe, die an der Bruchstelle befindlichen lebendigen Zellen, so zu schädigen, daß es zu einem lokalen Gewebstod kommt. Tatsächlich beobachtet der Arzt mikroskopisch an Knochenbrüchen auch ein bis zwei Tagen solche „tote" Stellen. Ihre Entstehung ist für den Heilverlauf von großer Bedeutung. Bisher nahm man an, daß dieser Gewebstod allein durch die Trennung der Teile und die damit verbundene Schädigung der ernährenden Gefäße verursacht wird. Die Erfahrungen bei der Materialprüfung des Knochens belagen jedoch, daß die unsichere Wärmewirkung an der Bruchstelle auch Ursache der Schädigung sein kann. Je größer nun die einwirkende Gewalt ist, desto erheblicher wird auch die Temperatursteigerung an der Bruchstelle des Knochens sein. Je mehr Zellen und Gewebsteile dabei zerstört werden, desto nachteiliger ist das für die Heilung. Verzögerte Heilung kann Ursache einer fraktischen Gelenkbildung an unrichtiger Stelle werden. Der Arzt wird sich also gegen über die Art des Unfalls und seine genaue Mechanik unterrichten müssen, um sich ein Bild von diesen Heilungsmöglichkeiten zu machen.

Die exakten Materialuntersuchungen an Geweben des menschlichen und tierischen Körpers gehen immer wieder überraschende Aufschlüsse über die mechanischen Aufgaben und physikalischen Probleme, die an den lebendigen Organismus im täglichen Leben und besonders bei Unfall und Krankheit herangetragen werden.

Dr. med. E. L.

Haus, Hof und Garten

Die Ziegenhaltung im Winter

Auf richtige Fütterung kommt es jetzt an. — Haut- und Klauenpflege nicht vernachlässigen

Da die Deckzeit der Ziegen zwischen Mitte September und Ende November liegt, sind in den Wintermonaten überall trächtige Ziegen in den Ställen anzutreffen. In dieser Zeit muß besonders auf gute Pflege und Fütterung der Ziegen geachtet werden, zumal nun auch die Art der Fütterung eine andere geworden ist. Es fehlt jetzt an Grünfutter, man ist auf das Füttern mit Heu, Kartoffeln, Rüben und Kraftfutter angewiesen. Das Grundfutter bei Ziegen muß im Winter das Heu sein. Kann man nur Heu verfüttern, das vom Regen ausgelaugt wurde, wie das in diesem Winter öfter der Fall sein wird, so kann dieses Heu durch Beimischung von etwas Viehsalz bekömmlicher und schmackhafter gemacht werden. Wer sich Laub von Birke, Linde oder Haselnußstrauch sammeln und trocknen konnte, kann auch dieses im Winter an Ziegen verfüttern, wenn jeden zweiten Tag etwa ein Eßlöffel voll Futterkalk für jedes Tier beigegeben wird. Vom Stroh sollten Ziegen höchstens Hafer- und Erbsenstroh erhalten. Bei der Fütterung von Rüben, Kartoffeln, Möhren und ähnlichem sollte sich der Ziegenhalter vor zu starken Abgaben hüten, weil eine Ueberfütterung mit derartigen Stoffen öfter zu Fehlgeburten führt.

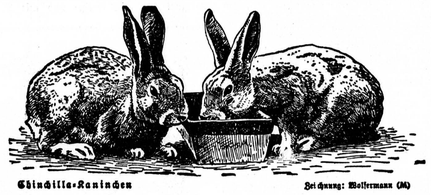
Wer sich im Sommer allerlei wohlriechende Kräuter gesammelt hat, kann diese jetzt in das Ziegenfutter mit einmischen. Sie fördern die Freßlust und regen die Verdauung an. Milch gebende und trächtige Ziegen können nicht ohne Kraftfutter unterhalten werden. Als solches sind anzusehen: Hafer, Kleie, Leinkuchen, Sonnenblumenkuchen, Erbsenmehl, Biertreber usw. Zu empfehlen ist hier das im Auftrage des Reichsverbandes deutscher Kleintierzüchter hergestellte Ziegenleistungsfutter — wenigstens für solche Ziegenhalter, die kein eigenes Kraftfutter zur Verfügung haben. Tiere, denen anzusehen ist, daß sie durch Ernährungsfehler oder Krankheiten heruntergekommen sind, sollten öfter etwas Leinsamen erhalten. Ziegen lieben vor allem Abwechslung im Futter. Dem muß auch bei der Stallfütterung im Winter soweit wie möglich Rechnung getragen werden. Zum Saufen sollten Ziegen stets nur klares Wasser erhalten. Es ist falsch, ihnen nährende Getränke zu geben. Erhalten sie solche, so nehmen sie davon mehr als notwendig. Dadurch entstehen Verdauungsstörungen, die Verdauungsorgane werden geschwächt, es können Krankheiten einziehen. Kurz vor dem Lammen muß die kräftige Ernährung etwas gekürzt werden. Nun sind die Tiere im Mutterleibe bereits so ausgewachsen, daß das Muttertier zum Wachstum nicht mehr allzuviel Kräfte aufzubringen braucht. Zu kräftige Ernährung dient dann nur noch zur Mästbildung, wodurch die Entstehung von Milchfieber möglich wird. Die Futterzeiten sollten stets genau eingehalten werden.

Viel mehr noch als im Sommer sind im Winter Haut- und Klauenpflege notwendig. Im Sommer, wenn sich die Ziegen viel im Freien aufhalten, wird ein großer Teil der Hautpflege durch Luft, Sonne und Regen vorgenommen; die Ziegen können sich am Boden wälzen, an harten Gegenständen scheuern. Dies hat im Winter im Stall aufgehört, die Haut wird funktionsunfähig, wenn sie nicht gepflegt wird. Bürsten und Striegeln dürfen also im Winter nicht vernachlässigt werden. Es ist längst nachgewiesen, daß gute Hautpflege die Leistungsfähigkeit der Ziegen steigert. Allerdings gilt es auch hier, die richtige Mitte zu finden. Reinlichkeitsübertreibungen rächen sich, indem die Haut verweichlicht. Dabei sei gleich darauf hingewiesen, daß das Putzen am Morgen besser ist als am Nachmittag, weil die Hautporen am Tage mehr tätig sind als in der Nacht. Ebenso darf die Klauenpflege nicht vernachlässigt werden, wozu öfteres Reinigen der Hufe gehört.

Zu hohe und zu niedrige Temperaturen im Stall beeinträchtigen Milchleistung wie Futterverwertung. Unter 10 Grad Celsius sollte die Temperatur in einem Ziegenstall nie sinken. Die Einstreu, ganz gleich, aus welchem Material sie bestehen mag, muß stets trocken gehalten sein. Uebler Geruch, den die Milch leicht annimmt, ist durch Bespritzen des Bodens mit einer Lysollösung zu beseitigen. Wenn möglich, sollten Ziegen nie mit anderen Tieren in einem Stall gehalten werden, vor allem nicht zusammen mit Schweinen. Sauberhaltung aller Geräte und Futtermittel ist dringend geboten. Wer sich einigermaßen nach diesen Verhaltungsmaßregeln richtet, wird seine Ziegen gut durch den Winter und die 150 bis 155 Tage der Trächtigkeitszeit bringen, vorausgesetzt allerdings, daß er im Herbst gesunde Ziegen in den Stall brachte.

Das Chinchilla-Kaninchen

Kein Fell eignet sich so gut zur Nachahmung edler Pelze wie das Kaninchenfell. Natürlich kommen hier nur gut behaarte Felle zur Verwendung, wie sie der Pelzkaninchenzüchter auf den Markt bringt. Die Pelzkaninchenzucht ist darum lohnend, denn gute Ware wird auch gut bezahlt. Die Kaninfelle werden fast stets gefärbt. Aber man hat es auch fertiggebracht,



Chinchilla-Kaninchen Zeichnung: Wolfermann (M)

dem Kaninchen die Färbung von Edelpelzen anzuzüchten. So ist das Chinchilla-Kaninchen in der Färbung der Chinchilla gezüchtet worden. Chinchilla sind Wollmäuse, die in den Anden Südamerikas ihres Pelzes wegen gejagt werden. Der Pelz dieser Wollmäuse ist sehr teuer und läßt sich wegen seiner eigenartigen Schattierung schlecht nachahmen. Findige Züchter schufen darum ein Kaninchen, dessen Fell die eigentümliche Chinchillafärbung zeigt. Zuerst sollen diese Kaninchen von einem Engländer gezüchtet worden sein, vermutlich aus einer Kreuzung von Wildkaninchen und Französisch Riesensilbern. Von England kamen dann diese Kaninchen nach Frankreich. Nach einer anderen Lesart schuf der Franzose Dybowski diese Rasse. Er kreuzte Blaue Wiener mit Wilde- und Russenkaninchen.

Im Jahre 1921 fanden die ersten Chinchilla-Kaninchen in Deutschland ihren Eingang, im gleichen Jahre trat hier der erste Züchterklub ins Leben. Seit jener Zeit ist die Zahl der Züchter des Chinchilla ständig am Wachsen.

Die Färbung des Felles ist recht eigenartig. Beim ersten Anblick erscheint das Tier bleigrau gefleckt. Die Unterwolle ist blaugrau, hieran schließt sich nach oben hin eine weiße Ringzone, die Haarspitzen sind dunkelgrau. Diese Färbung soll sich möglichst gleichmäßig über den ganzen Körper erstrecken, allerdings sind Kopf und Pfoten meistens heller getönt; der Bauch erscheint weiß mit blaugrauer Unterfarbe. Aber nicht allein das einzelne Tier soll gleichmäßig gefärbt sein, es muß erstrebt werden, daß möglichst alle Tiere einen einheitlichen Farbenton aufweisen. Das ist besonders wichtig für die Pelzverwertung, denn der Kürschner kann mit ungleichen Fellen nichts anfangen. Das Chinchilla-Kaninchen erreicht ein Gewicht von 3 bis 3.5 Kilogramm.

Das ist das beste Gewicht für ein gutes Pelzkaninchen. Der Körper ist gedrungen, aber fein gebaut.

Praktischer Ratgeber

Auch im Winter Suppengrün und Petersilie

Die meisten Küchenkräuter lassen sich folgendermaßen während des ganzen Winters aufbewahren. Man bringt eine Lage Erde in einen trockenen Keller und legt hierauf die Kräuter derart, daß die Wurzeln auf der Erde liegen und das Kraut herausragt. Dann werden die Kräuter mit Erde bedeckt, darauf kommen wieder Kräuter und so fort. Der tägliche Bedarf an Kräutern läßt sich bequem herausziehen. Ebenso kann man Küchenkräuter dörren und dann jede Sorte für sich aufheben. Petersilie büßt allerdings beim Dörren ihre würzigen Geschmackstoffe ein. Man konserviert Petersilie, indem man sie zunächst abspült, abtropfen läßt und zerhackt. Dann gibt man sie in ein Glasgefäß, dessen Boden man mit Salz bedeckt hat, dann gibt man über die Petersilie abermals Salz usw. Zum Schluß wird das Glas gut verschlossen. Die Petersilie bleibt lange Zeit frisch und ist sofort verwendungsbereit. Vorsichtshalber wird das betreffende Gericht mit weniger Salz aufgesetzt. ff.

Weißkraut mal anders, wie gewöhnlich

Wie es der Amerikaner gerne ißt: Man schneidet einen Weißkrautkopf in Viertel und Achtel, entfernt die Strünke und kocht das Kraut in Salzwasser weich. Dann übergießt man das Kraut mit zerlassener Butter und bestreut es leicht mit geriebenem Parmesan- oder Schweizerkäse.

Und der Oesterreicher: Ein Krautkopf wird in Salzwasser gesotten, bis man die Blätter auseinanderlegen kann. Nun füllt man in den Kopf eine Fleischfülle, die in der üblichen Weise hergestellt wird. Der Krautkopf kommt nun in eine Kasserolle zum Dünsten mit Fett oder Butter, und vor dem Anrichten bestreut man ihn mit Brösein und etwas geriebenem Käse.

Der Pole liebt Krautsuppe: Eine feingehackte Zwiebel wird mit reichlich Fett angebünstet. Dann gibt man reichlich Krautblätter dazu und füllt mit Fleischsuppe oder auch mit Wasser auf. Die Suppe muß kochen, bis das Kraut zerfällt. Nun kommen einige in Würfel geschnittene Kartoffeln dazu, die in einer halben Stunde gar sind. Man würzt die Suppe mit Salz, Pfeffer, etwas Paprika und ein klein wenig Bratenkräutchen. Mit Würstchen schmeckt sie vorzüglich. Man kann aber auch schon von vornherein ein Stück fettes Hammelfleisch oder Schweinefleisch in ihr kochen. Als Eintopf vorzüglich geeignet!

Der Bauer aber Krautlaibchen: Ein Pfund gekochtes Kraut treibt man durch die Fleischmaschine mit einem halben Pfund gekochten Kartoffeln. Dann kommen gehackte Petersilie, Salz, Pfeffer und ein achtel bis ein viertel Liter Milch und zwei Eßlöffel Mehl. Das Ganze vermischt man zu einem festen Teig, aus dem man kleine Laibchen formt, die in Mehl bestreut es leicht mit geriebenem Parmesan- oder Emmelbröseln gewälzt, in schwimmendem Fett herausgebacken werden. ff.

Nikolausgebäck

Weiße Pfeffernüsse: An Zutaten brauchen wir: Je 1 Pfund Zucker und Weizenmehl, 8 Eier, die abgeriebene Schale einer Zitrone, 1 Prise gestoßenen Pfeffer und 15 Gramm Backpulver. Die Eier werden mit dem Zucker zu dickem Schaum gerührt. Dazu gibt man nach und nach das Mehl, die Zitronenschale, den Pfeffer und das Backpulver. Man formt davon kleine Kugeln und backt sie auf einem abgeriebenen Blech bei mäßiger Hitze.

Gewürznüsse: Wie vorstehend 1 Pfund Zucker (gesiebt) mit 8 Eiern eine halbe Stunde lang. Dazu kommen 50 Gramm kleingeschnittenes Zitronat, ebensoviel Orangeat, 10 Gramm gestoßenen Zimt, die abgeriebene Schale einer Zitrone, etwas gestoßener Kardamom und ein Pfund Weizenmehl. Wenn der Teig gut verrührt, fügt man ihm noch 15 Gramm Backpulver zu, formt von der Masse kleine Kugeln und backt sie auf einem abgeriebenen Blech in einem nicht zu heißen Ofen. Der Teig muß so fest sein, daß er sich zum Schluß nur noch mit Anstrengung rühren läßt.

Honigkuchen: Man läßt 1 Pfund Honig mit einem Pfund Zucker kochen und fügt soviel Mehl zu, daß ein sehr steifer, fester Teig entsteht. Dazu gibt man je 10 Gramm Backpulver, geriebenen Ingwer und gestoßenen Kardamom, 15 Gramm gestoßene Zimtblüten, 5 Gramm gestoßene Nelken, 125 Gramm Zitronat und 75 Gramm Orangeat. Der Teig bleibt 6 bis 8 Tage stehen. Dann knetet man ihn auf einem mit Mehl bestreuten Backbrett, rollt ihn fingerdick aus und sticht in beliebiger Form Kuchen aus, die mit Rosenwasser bestrichen und bei schwacher Hitze gargebacken werden. n.

„66 Speisenfolgen für Obst und Gemüse" in 200 Rezepten von Elisabeth Hegewald und Benita von Heimann. 1.50 RM. — Die Verfasserinnen verfügen als Hochleiterinnen im Deutschen Hygiene-Museum in Dresden über langjährige, praktische und wissenschaftliche Erfahrungen auf ihrem Tätigkeitsgebiet. Das Büchlein bietet eine unglaubliche Fülle von Möglichkeiten, Gemüse und Obst auf unserem täglichen Speisezettel einen breiten Raum zu verschaffen. Zugleich gibt es genaue Anweisung über Behandlung von Obst und Gemüse zur Gesunderhaltung des Körpers.

Der Arzt spricht:

Hexenschuß

Wovon bekommt, und wie heilt man ihn? Ruhe, Wärme und einfache Behandlung. Vollständig zum Verschwinden bringen!

Ein außerordentlich häufiges Leiden sind die Schmerzen in der Kreuzgegend. Sie strahlen meist in die Beine aus und hemmen dabei jede Bewegung. Entstehen sie schlagartig und plötzlich, so spricht man vom „Hexenschuß". Das bedeutet meist, daß man einige Tage durch heftige Schmerzen von jeder Bewegung abgehalten wird. Selbst das einfach aufrechte Gehen ist in diesem Zustand nicht möglich.

Die Gegend des Kreuzes ist ein außerordentlich stark beanspruchter Teil unseres Körpers. Es liegen dort die großen Muskeln des Rückens, die unsere aufrechte Haltung unterstützen. Bei jeder Bewegung fordert das ganze Gefüge der Muskulatur, Bänder und Sehnen im Kreuz. An dieser Stelle treten auch noch die großen Nervenstämme für die unteren Extremitäten aus. An allen diesen Teilen können entzündliche Vorgänge abspielen, die zu einem außerordentlich hinderlichen Kreuzschmerz führen.

Als Ursache dieser Erscheinungen wird immer wieder die Erkältung angegeben. Zweifellos hat sie einen Zusammenhang mit allen Arten von rheumatischen Beschwerden. Der Arzt wird dann oft gefragt, ob die Entzündung im Nerv oder im Muskel sitzt. Bei genauer Untersuchung läßt sich das in vielen Fällen feststellen. Häufig treten die Erscheinungen aber an allen dort vertretenen Geweben gleichzeitig auf, und dem Kranken ist nur wenig damit gedient, wenn hier eine genaue Unterscheidung getroffen wird. Unabhängig davon, ob zuerst der Nerv, der Knochen oder die Muskulatur Veränderungen zeigte, werden, nun das Leiden längere Zeit anhält, diese Teile durch Ueberreizung der Entzündung und vor allem durch den Mangel an Bewegung mitbetroffen. Noch lange nach Abklingen eines Hexenschusses findet der Arzt beim Betasten der Muskulatur eigenartige Härten, die immer wieder zu Schmerzen führen können.

Der plötzliche Hexenschuß zwingt den Kranken einfach zur Ruhe. Er kann wie ein heftiger Schnupfen in wenigen Tagen überwunden sein. Zu Hause wird man sich auch ähnlich dabei verhalten. Ruhe, Schutz vor weiteren Erkältungen und Bewahrung vor Zugluft sind Vorbedingung. Die Anwendung trockener Wärme bringt bei geeigneter bequemer Lagerung häufig Erleichterung. Ganz im Beginn des Leidens sind richtig durchgeführte Schwitzkuren oft von gutem Erfolg. Sie sollen täglich durchgeführt und durch das Trinken von heißem Fliedertee oder Lindenblütentee unterstützt werden. Einreibungen und Massage sollen nur auf Rat des Arztes vorgenommen werden. Bei Entzündungen der Nerven sind die oft unnötig schmerzhaft und verfrüht. Wichtig ist die Regelung der Ernährung. Zunächst wird mit einfachen pflanzlichen Mitteln ausgiebig abgeführt. Fastentage werden erfahrungsgemäß ungern freiwillig eingelegt. Die Ernährung soll aber gewürzfrei sein und vor allem aus Gemüse und Obst bestehen. Notfalls lege ich diese Fastentage bis zu einem gewissen Grade.

Die rechtzeitige Behandlung der Beschwerden ist erwünscht, um die Bereitschaft zu Rückfällen wirksam zu bekämpfen. Nach Abklingen der Erscheinungen soll die volle Beweglichkeit durch leichte Bewegungsübungen und nun auch durch Massage wieder hergestellt und erhalten werden. Der plötzliche Hexenschuß soll bis auf seine letzten Reste geheilt werden, da das Wiederauftreten der Beschwerden sonst zu ernsten andauernden Leiden wird.

Dr. med. A. P.

Abhärtungskuren im Winter

Unter dem Wort „Abhärten" stellt man sich meist etwas viel zu Gewaltiges vor. Für den täglichen Gebrauch sind damit nicht anstrengende Wasserprozeduren gemeint, die bei unvorsichtiger Durchführung unangenehme Erkältungsfolgen haben können. Die Abhärtung soll in nur eine kleine Mehrleistung des Körpers bezwecken, die ihn übt und befähigt, damit er gelegentlich eine Abkühlung oder Anstrengung leichter übersteht. Im Winter wird ganz besonders an das Wärmeregulierungsvermögen ein erhöhter Anspruch gestellt. Während die geheizten Räume meist sommerwarm sind, verzichten wir durch winterliche Kleidung den hohen Temperaturunterschied gegenüber draußen auszugleichen. Das gelingt nicht immer vollkommen, und es entsteht häufig einmal ein Zuviel oder Zuwenig an Wärme in unserer Bekleidung. Es ist wichtig, darauf zu achten, daß innerhalb der geheizten Räume jedes Zuviel an Bekleidung vermieden wird. Besonders an Arbeitsstätten bereitet oft eine gut warme Temperatur, zuweilen über 20 Grad, und es ist dann nicht zu rechtfertigen, daß die darin beschäftigten Menschen dicke Wollsachen, eben „Winterlachen", anhaben. Die Kleidung soll daher möglichst wandelbar sein und notfalls erleichtert oder ergänzt werden können. Im Zusammenhang mit der Bekleidung läßt sich auch eine ganz einfache „Abhärtungskur" durchführen. Es genügt zur Uebung unseres Körpers, wenn wir uns daran gewöhnen, im Winter täglich das Aus- und Anziehen bei geöffnetem Fenster durchzuführen. Hierbei kommt die ganze Haut zu eine, Abkühlung, die durch die Bewegung des Anziehens ausgeglichen wird. Das übliche Lufthad im Sommer hat etwa ähnliche Wirkungen auf die Haut, nämlich eine gewisse Abhärtung. Menschen, die gewöhnt sind, morgens etwas Gymnastik zu treiben, können diese Minuten noch etwas ausdehnen.

Welt der Frau

Unser Adventskranz

Das ist eine Angelegenheit aller, der Großen und der Kleinen, und auch die kleinste Hand muß helfen, daß unser Adventskranz in diesem Jahre wieder sein richtiges Aussehen bekommt. Am Tage vor dem ersten Adventssonntag ist Familienausflug ins nahe Wäldchen. Wir haben es darin leicht: es liegt gleich hinter der Stadt, so daß auch die Jüngsten mitstapfen und ihr Wägelchen hinter sich herziehen können. Denn dieses Wägelchen ist die Hauptsache. Draußen liegt es schon wie leises Horchen auf etwas Geheimnisvolles, noch nicht Sichtbares. Die Fichten stehen wie Kinder, die darauf warten, zu schenken und selbst reicher noch beschenkt werden. Sorgfältig brechen wir ein paar Zweige dort, wo ihr Fehlen am wenigsten sichtbar wird. Nur wirklich Überflüssiges nehmen wir, und die Kleinen tragen sie zu ihrem Wägelchen. Dabei erzählen und sprechen wir von dem, was in den nächsten Wochen werden will — vom Backen und heimlichen Freuen. Und dann geht es heimwärts mit der kleinen köstlichen Fracht.

Daheim aber ist es, als wäre der Wald zu uns auf Besuch gekommen. Allüberall riecht es nach süßem Harz und würzigem Grün. Und nun beginnt das eigentliche Kranzbinden. Auf dem Schemel haben die Kleinen, um die zurecht geschnittenen Zweige anzugeben. Rote Bänder und vier leuchtend rote Kerzen liegen bereit, auch der Reifen und feiner Draht vom letzten Jahr sorglich aufgehoben. Die ältere Schwester übernimmt das Binden. Mädchenhände können nicht früh genug sich üben in diesen kleinen, feinen Künsten, die das Heim mit Helle und Wärme füllen. Wie von selbst stimmt irgend jemand ein altes, stilles Adventslied an, und nun sind wir bereits mitten in der großen Zeit, deren Hoffen und Sehnen wir hineinweben wollen in unser kleines Werk.

Von unserem Riesenmohn im Garten haben wir schon im Sommer vier starke, feste Kapseln aufgehoben, die die Buben, während der Kranz langsam sich rundet, in der Farbe der Zweige bemalen. Das gibt vier ebenso originelle wie dauerhafte Kerzenhalter. Nun noch vier Schleifen, kunstgerecht und schön gebunden, und als Letztes der große silberne Stern aus Glanzpapier. Wer hätte geglaubt, daß die stillen Bubenhände so andächtig solch einen schönen Stern hervorzaubern könnten? Den hängen wir als einzigen Zierat unter den Kranz. Denn wir sind jetzt Suchende, Fragende, die in vier langen, stillen Wochen den Weg zum Christkind gehen. Daran soll dieser Stern uns erinnern, daß wir es nicht vergessen über allen Sorgen für das Weihnachtsfest und allem heimlichen Wünschen nach bunten, glitzernden Dingen.

Wie nun jedes ein Eigenes dazugegeben hat, daß der Kranz groß und hoffnungfründend vor uns liegt, da tragen wir ihn in froher Gemeinsamkeit ins Wohnzimmer. Nun muß auch der Vater sein Können dazugeben und ihn fest und gerecht unter der Familienlampe befestigen, daß er Mittelpunkt werde und bleibe in allem Geschehen der kommenden Wochen. Wenn dann am ersten Adventssonntag das erste kleine Licht aufglüht an unserem Kranz, da findet es aufgeschlossene Herzen, die seine Sprache verstehen und bereit sind, seiner Führung zu folgen durch Einkehr und Besinnung, bis sie das große Gotteslicht schauen dürfen im Wunder der heiligen Nacht.

Eine Gemeinschaft für alle Frauen

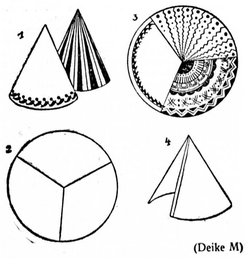
Was will das Deutsche Frauenwerk? Diese Frage hört man heute noch sehr oft, und vielen Frauen ist auch die Stellung des Deutschen Frauenwerks zur NS-Frauenschaft noch nicht ganz klar. Das Deutsche Frauenwerk bildet die gemeinsame Arbeitsbasis aller deutschen Frauen. In ihm haben sich heute alle Frauenorganisationen und -vereine Deutschlands, wo sie auch immer tätigen Anteil an dem Geschehen in unserem Volke nehmen, zur einheitlichen Arbeit zusammengeschlossen. Ihm gehört also die Hausfrau ebenso an wie die Akademikerin, die Lehrerin wie die Schwester, die werktätige wie die künstlerisch schaffende Frau. Die bestehenden Frauenverbände haben bereits fast alle die korporative Mitgliedschaft des Deutschen Frauenwerks erworben. Für die einzelne Frau aber, die bisher keiner Frauenorganisation angehört hat, und die bereit ist, sich in das Aufbauwerk des Führers einzureihen, besteht die Möglichkeit, als Einzelmitglied dem Deutschen Frauenwerk beizutreten. Da die NS.-Frauenschaft seit Beginn dieses Jahres geschlossen ist, hat die gegebene Weg zur Mitarbeit für sie. Die einzelne kann nur über die Mitgliedschaft im Deutschen Frauenwerk, in dem sie den Beweis ihres Willens zur Mitarbeit und die Befähigung zur Bekleidung eines Amtes erbringen muß, in diese Führerinnenorganisation gelangen. Dem Deutschen Frauenwerk angeschlossen ist das Frauenamt der Deutschen Arbeitsfront, das zum Unterschied vom Frauenwerk und dem NS.-Frauenbund keine Mitgliederorganisation ist, sondern ein Amt für die weiblichen Mitglieder in der DAF. Seine Aufgabe ist vor allem die sozialpolitische Betreuung der Frau und die Sorge um ihre Arbeitsehre. Die NS.-Frauenschaft aber, die die aus der Kampfzeit hervorgegangene Parteiorganisation der deutschen Frauen ist, hat die Führung der gesamten Arbeit in Händen; ihr ureigenstes Aufgabengebiet ist die politische und weltanschauliche Schulung aller Frauen.

Die ganze Frauenarbeit, die vom Deutschen Frauenwerk umschlossen wird, ist in fünf große Arbeitsabteilungen aufgeteilt worden. Das ist einmal die Abteilung „Volkswirtschaft — Hauswirtschaft", der die Lenkung aller der wirtschaftspolitischen Fragen obliegt, die die Frau als Verbraucherin und Verwalterin betreffen. Dazu gehört vor allem die hauswirtschaftliche Erziehung und Schulung, die für die Frauen aller Berufe und Schichten gleich verpflichtend ist. Die zweite große Arbeitsabteilung ist der „Reichsmütterdienst". Seine Aufgabe ist es, die deutschen Frauen auf die Verpflichtung aufmerksam zu machen, die sie als „Mütter der Nation" betreffen. Mit diesem Begriff ist jedoch nicht nur die leibliche Mutterschaft gemeint, sondern die Aufgabe der Frau, seelische Kraftträgerin eines Volkes zu sein. Die dritte Arbeitsabteilung ist: Kultur, Erziehung und Schulung. Im Arbeitsbereich dieser Abteilung haben die Frauen über die wirtschafts- und geopolitische Lage unseres Volkes unterrichtet und über die Fragen aufgeklärt, die die Frauen im Rahmen des Volkes besonders angehen, wie z. B. Bevölkerungspolitik und Rassenpflege. In diese Abteilung gehören auch außer der politischen Schulung alle kulturellen Frauenfragen; so arbeiten in ihr mit fachlicher und organisatorischer Selbständigkeit z. B. die Gedok (Gemeinschaft deutscher und österreichischer Kunsterinnen und Kunstfreundinnen) und der Verband Deutsche Frauenkultur. In der vierten Abteilung: Hilfsdienst, in die Rote-Kreuz-Arbeit, die Mithilfe bei der NSV., beim Winterhilfswerk, beim Hilfswerk Mutter und Kind und die Tätigkeit beim Reichsluftschutzbund zusammengefaßt. Und die Auslandsdienststelle hat sich einmal die Betreuung der Reichsdeutschen im Ausland und zum anderen die Betreuung von Ausländern, die das neue Deutschland besuchen, zur Aufgabe gestellt.

Die Frauenverbände und -vereine, die sich in die Arbeit des Deutschen Frauenwerks gestellt haben, sind nun je nach ihrem Schaffensgebiet in den Aufgabenbereich der einzelnen Arbeitsabteilungen eingegliedert worden. Die Frauen, die die Einzelmitgliedschaft erstrebten, melden sich bei den jeweiligen Ortsgruppen des Deutschen Frauenwerks, bei der zuständigen Ortsfrauenschaftsleiterin, die gleichzeitig Führerin der Ortsgruppe des Deutschen Frauenwerks ist. Auch ihnen ist dadurch die Möglichkeit gegeben, ihre Arbeiten und ihre Fähigkeiten gemäß ihrer Begabung in den Dienst einer der fünf großen Arbeitsgebiete, die bis in jede Ortsgruppe hinein bestehen, zu stellen. Und damit ist es einer jeden deutschen Frau möglich gemacht, ihr Teil mitzuarbeiten an den großen Aufgaben, die der Frau im Wiederaufbau unseres Volkes gegeben sind. nsk.

Für unsere Hyazinthengläser

Die hier abgebildeten Hyazinthentüten (Abb. 1) schneidet man entweder aus festem farbigem Papier zu oder nimmt dafür weißes Papier vom Zeichenblock, das bemalt wird. Mit einem 14 bis 15 cm breit gespannten Zirkel wird ein Kreis geschlagen. Diesen Kreis teilt man in drei Teile (Abb. 2). Jedes der drei Teile wird ein Tütchen. Man bemalt sie am besten vor dem Ausschneiden. Zur Vereinfachung kann man in Kork oder Linoleum ein Muster schneiden, das dann verschiedenfarbig gedruckt wird. Die Tütchen können am unteren Rand, vom Rand zur Spitze oder auch ganz bemalt werden. Abb. 3 zeigt einige Beispiele dafür. Nun werden die Teile ausgeschnitten und zu Tüten gebogen, darauf die Ränder etwas übereinandergeschoben und festgeklebt. Man kann auch ein Stückchen von der Spitze fortschneiden, um einen breiteren Kleberand zu bekommen (Abb. 4).



(Deike M)

Gut aussehen - auch im Winter

Die Menschen sind verschieden durch den Sommer gekommen. Während die einen in Wohrheit eine Freude fürs Auge sind, geben andere mit rauher Haut, trockenem, wie aufgedörrtem Haar und unglänzendem Gesicht in den Herbst und Winter hinein. Man merkt ihnen von weitem an, daß sie in keiner Weise an all die Verhaltungsmaßregeln dachten, die man ihnen gegeben hatte. Sie können nicht erwarten, daß nun Haar und Haut sich ganz von selber erholen, sondern sie müssen sich jetzt Mühe geben, die verlorenen Schönheiten wiederzuerlangen.

Zunächst das Haar, weil es fast am schlimmsten aussieht. Man muß es regelmäßig alle vierzehn Tage waschen, soll aber stets am Abend vor der Kopfwäsche die Kopfhaut sorgfältig mit einem guten Oel einreiben und dann am nächsten Tage die Haarwäsche mit einer ganz milden Seife mehrmals ausführen.

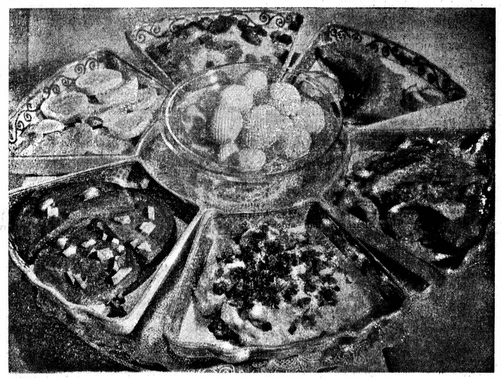
Außerdem kommt es darauf an, den Blutkreislauf kräftig anzuregen, damit die ausgetrocknete Kopfhaut neu belebt wird. Man wird die Kopfhaut zweckmäßig nach dem täglichen Bürsten massieren. Man befeuchtet dazu die Fingerspitzen mit einem fetthaltigen Haarwasser und massiert, indem man alle zehn Finger aufsetzt, die Kopfhaut in kreisender Bewegung. Sie muß richtig heiß werden.

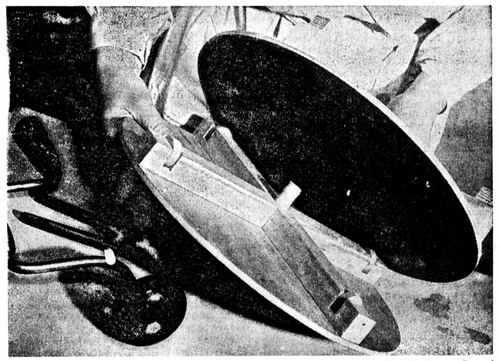
Ist die Gesichtshaut durch die sommerliche Sonne verdorben, so ist eine Behandlung mit Gesichtsmasken nicht falsch; man versteht darunter Präparate in Cremeform, die man von unten nach oben auf das Gesicht auftragt und die zu einer harten Maske eintrocknen, worauf man sie nach einer Weile abwäscht. Es gibt verschiedene solcher Gesichtsmasken. Einige haben eine bleichende Wirkung, andere sind geeignet für eine fettige und mit Mitessern durchsetzte Haut, manche sollen Runzeln glätten, und es gibt auch Masken für Gesichter mit roter Äderung. Das Gemeinsame ist bei all diesen Masken, daß das Gesicht nach dem Gebrauch jünger und die Haut frischer und klarer aussieht.

Hatte man viel mit ungeschützten Augen in der Sonne umzugehen, so bilden sich um die Augen Fältchen, denen man nicht erlauben darf, daß sie sich festsetzen. Man trägt Nachtcreme um die Augen herum auf, darf aber die Haut nicht dehnen. Man beginnt mit den Auftragen an den Schläfen und geht von da zur Nasenwurzel. Farblos gewordene Brauen und Wimpern sind mit Fettcreme oder Oel zu bürsten, damit sie wieder Glanz bekommen.

Aber nicht nur die Gesichtshaut, sondern auch die Haut des Körpers braucht Fett, wenn sie ihren zahlreichen Funktionen richtig genügen soll. Der Körper ist ab und zu kräftig mit Oel einzureiben. Besonders gut ist reines Mandelöl, das im Gebrauch sehr sparsam ist, da man, wenn die Körperhaut erst richtig in Ordnung ist, nur ein paar Tropfen für die Abreibung braucht. Auch das Einölen der Füße ist nicht zu vergessen. Hat sich an den Füßen harte Haut gebildet, so soll man täglich ein recht warmes Fußbad nehmen, dem man Soda zusetzt. Die Füße werden danach kräftig trockenfrottiert, die harte Haut wird mit Bimsstein abgerieben und der Fuß gut eingefettet. Diese Art von Fußpflege ist für die Gesundheit des Körpers sehr wichtig und ungemein wohltuend. Die Hände sind aber stets mit Creme einzureiben, die Nägel und die umgebende Haut müssen mit Vaseline bestrichen werden. Wenn man dafür sorgt, daß die Nägel das nötige fett bekommen, wird man nicht durch die häßlichen Nietnägel belästigt. A. O.

Die Drehplatte für den Abendbrottisch





Für die Mutter arbeiten die Geschwister gemeinsam eine Drehplatte. Auf ihr kann man allerlei Speisen, Salate, Aufschnitt, Kompott, Obst unterbringen. Statt des oft unbequemen Umherreichens dreht man sich die Schüssel, aus der man zulangen möchte, zu. Zur Drehplatte gehören zwei Holzscheiben im Durchmesser von 40 cm. Vier Vierkantleisten, die nur 39 cm lang sind, vier runde Holzknöpfe und ein kleiner runder Zapfen. Die Vierkantleisten werden kreuzweise je zwei und zwei in einander eingelassen. Diese beiden Kreuze werden unter die Holzscheiben geleimt. Die Enden des Holzkreuzes unter der oberen Scheibe sind mit Einschnitten versehen, in denen die Holzknöpfe als Räderchen laufen. Außerdem wird in die Mitte des Kreuzes der kleine Holzzapfen eingeleimt. In der Mitte der unteren Scheibe ist ein Loch eingebohrt, in das der Zapfen genau hinein paßt. Auf den Enden des Holzkreuzes unter der unteren Scheibe kann man kleine Holzstückchen als Füße anbringen. Stülpt man dann beide Scheiben aufeinander, so daß der Zapfen als Drehpunkt beiden Scheiben Halt gibt, ist die Drehplatte fertig. Ein hübsches Deckchen oder ein selbstgeschnittenes Tortenpapier wird darauf gelegt. Wer nicht für die Platte passende Schüsseln kaufen will, die man unter dem Namen „Cabarettschüsseln" erhält, kauft am besten solche kleine Schüsseln, wie sie jetzt überall für wenig Geld als Bauerntöpfereien zu haben sind.

Zusammensetzen der Teile Photo Z, Dr. Weller — Bavaria

Heute geht's mal ohne Fleisch!

Wir stehen in einer großen Zeit besonderer Verantwortung, wir Hausfrauen. Wir müssen nicht nur sparen, sondern auch gut organisieren. Zur gegebenen Zeit etwas zu verwerten, was auf dem Markt angeboten wird, ist eine unserer Hauptaufgaben. Wir müssen es verstehen, uns sofort einzuschalten. Wenn es z. B. mal kein Fleisch gibt, dann ist das für uns das Signal, nun nicht gerade Fleisch zu verlangen. Dann sehen wir eben eine gute vegetarische Kost auf den Küchenzettel. Viele Rezepte mögen wir kennen und schon öfters bereitet haben. Sicher freuen wir uns, wenn wir Gelegenheit haben, neue Gerichte kennen zu lernen.

Du möchtest nicht gern auf Deine Kraftbrühe verzichten? Da wollen wir gleich damit beginnen, eine Suppe zu bereiten, die, wenn sie uns gut gelingt, von einer Fleischbrühe gar nicht zu unterscheiden ist. Wir nehmen eine stattliche Menge von allerlei Kräutern, Lauch, Sellerie, ein wenig Zwiebeln, Tomaten, Mohrrüben, Petersilie und, wenn wir es erübrigen können, auch etwas Blumenkohl, dazu geben wir noch ein Lorbeerblatt und evtl. nach Geschmack noch ein paar Nelken. Diese Kräuter und Gewürze dämpfen wir in einem Stück Butter oder Fett recht sorgfältig durch. Darauf gießen wir ein wenig kaltes Wasser zum Ablöschen. Erst dann füllen wir den Topf voll auf und lassen alles weich kochen. Ist alles weich und ausgekocht, treiben wir die Suppe durch ein Sieb. (Blumenkohlröschen können wir als Einlage zurückhalten.) Nun salzen wir und nehmen Reis, Graupen oder Gries als Suppeneinlage. Auch Nudeln oder Nudelsternchen können wir verwenden. Wir können die Brühe aber auch ohne diese Einlage reichen, indem wir Gries- oder Leberklößchen hineingeben. Zweckmäßig süßen wir, ehe wir anrichten, noch ein wenig Extrakt hinzu, weil diese Zugabe den Geschmack noch kräftiger gestaltet.

Diese Brühe kann auch noch als Einlaufsuppe gerichtet werden. Wenn wir alles durch ein Sieb getrieben haben (Blumenkohl muß hierbei aber fortfallen), rühren wir uns einen nicht zu dicken Teig. Hierzu verwenden wir zwei gute Eßlöffel Mehl, 2 zerschlagene Eier und etwas Wasser. Wir rühren vorsichtig und lassen diesen Brei unter beständigem Rühren in die kochende Brühe hineinlaufen. Es entstehen dadurch appetitliche, gut schmeckende Flocken. Eine Familiensuppe, die jeder gern ißt.

Wir haben keine Koteletts bekommen. Koteletts kann man auch ohne Fleisch herstellen. Sie sind ebenso nahrhaft und schmecken vorzüglich. An den Japanern sehen wir die gute Wirkung der Reisspeisen, also braten wir einmal Reiskoteletts. Hierzu nehmen wir ½ Pfund Reis und lassen ihn auf dem Herd langsam quellen. Die Körner müssen gar, aber nicht zu weich werden. Nun nehmen wir 6 große Brötchen, weichen sie in Wasser auf und drücken sie aus. Dann rösten wir eine Zwiebel in Butter und gießen sie darüber, salzen und würzen noch 3—4 Eier, Petersilie, geriebene rohe Zwiebel und etwas Muskatnuß dazu. Diesen Teig mengen wir gut durcheinander und formen kleine Koteletts daraus und braten sie in der Pfanne. Dabei müssen wir beachten, daß sie immer reichlich in Fett liegen.

Ein gesundes Gericht sind Kartoffelkuchen oder Kartoffelwürstchen. Sie schmecken besonders gut zu Sellerie oder rohem Rübensalat. Kartoffelkuchen stellen wir zur Hälfte aus geriebenen gekochten Kartoffeln und zur anderen Hälfte aus Mehl her. Wir verrühren alles mit Milch zu einem dicken Teig. Salzen ein paar Eier hinein und schmecken mit Salz ab. Dann stechen wir den Teig löffelweise ab und backen die Kuchen in heißem Fett hellbraun.

Kartoffelwürstchen werden auch aus geriebenen, gekochten Kartoffeln hergestellt. Diesmal aber nehmen wir den Teig nicht halb und halb, sondern geben zu den geriebenen Kartoffeln nur ein paar Löffel Mehl. Auch hierzu verwenden wir ein Ei. Dann schmecken wir mit Salz ab und kneten alles zu einem festen Teig. Aus diesem Teig formen wir auf dem Nudelbrett kleine Würstchen und backen sie in heißem Fett. Es ist wichtig, sie gleich darauf anzurichten, weil sie sonst an Geschmack verlieren.

Bunter Gemüsetopf ist auch ein schönes Wintergericht. Wir nehmen dazu drei gleiche Teile: Blumenkohl, Mohrrüben und Schwarzwurzeln. Der Blumenkohl wird in kleine Röschen geschnitten (die Strünke können, wenn sie nicht holzig sind, fein geschnitten mit verwendet werden), Mohrrüben und Schwarzwurzeln schneiden wir in feine Scheiben. Dann nehmen wir einen kleinen Lauchstengel, waschen ihn sorgfältig ab und legen ihn dazu und übersalzen das Ganze, ehe wir das Gemüse in Sonnenblumen- oder Olivenöl andünsten. Danach geben wir einen Teil Wasser dazu (nicht zu viel) und kochen das Gemüse weich. Wenn das Gemüse weich ist, rösten wir ein bis zwei Eßlöffel Mehl und stäuben es über das Gemüse. Haben wir Petersilie zur Hand, so rühren wir Gemüse, Mehl und fein gewiegte Petersilie gut untereinander. Auch sein gerührtes frisches Tomatenmark erhöht den Wohlgeschmack. Dieses wird aber, wenn das Gemüse halb gar ist, schon daran gegeben.

Nun wollen wir diese Gerichte in den Küchenzettel mit aufnehmen, damit wir, wenn es einmal kein Fleisch gibt, nicht ratlos und besorgt dasitzen.

Kinder basteln:

Neues Gebrauchsschmuck

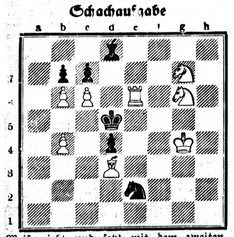
Die Laubsäge bekommt Arbeit

Nun rückt die hohe Weihnachtszeit wieder näher, und wir alle rüsten uns, sie festlich und feierlich zu begehen. Es ist ein wunderschöner deutscher Brauch, die vier Adventssonntage in Erwartung des heiligen Abends zu verbringen, und die geschickten Hände des Bastlers tragen zu einer würdigen Ausschmückung des Zimmers bei. Unsere Adventslampe ist eine Arbeit für kleine Laubsägekünstler. Die vier Vorlagen werden auf weiches Holz in der gewünschten Größe übertragen (zweckmäßig nicht größer als 15 mal 19 cm), und mit der Laubsäge ausgesägt. (So, daß nur die schwarzen Teile stehenbleiben.) Dann hinterkleben wir mit buntem Seidenpapier. Himmel blau oder grau, Tannen dunkelgrün, Weihnachtsmann roten Mantel und Mütze, braunen Sack und rosa Gesicht. Wart weiß, ebenso der Schnee. Wer es besonders schön machen will, färbt die Holzteile vor dem Kleben mit Spirituslack schwarz. Dann werden die vier Seiten um ein einfaches Bodenbrett zusammengeleimt (geklebt oder mit feinen Stiften genagelt), oben durch die vier Mitten Löcher für die dunklen Aufhängeschnüre gebohrt und eine brennende Kerze hineingesetzt. Unsere Adventslampe ist fertig und sieht wunderhübsch aus. Die vier Kerzenengelein sind eine leichtere Arbeit. Wir sägen sie nach der Vorlage aus und befestigen sie, wie es die Zeichnung angibt, auf den Bodenbrettern. In den Einschnitt der Hand wird ein Reißnagel geklemmt, der das kleine Lichtlein trägt. Die Farben kann sich jeder nach Belieben selbst aussuchen. Nun marschieren die Adventsengelein auf dem Tisch mit ihren Lichtern auf, jeden Sonntag kommt ein größerer dazu, bis sie am vierten Sonntag alle versammelt sind. Ein Tannenzweiglein als Tischschmuck daneben, und ihr werdet sehen, wieviel Beifall dieser Adventsschmuck findet.

Die fertige Adventslampe hängt im Zimmer unter der Lampe.

In den Einschnitt des runden Bodenbretts wird das fertige Englein eingeleimt. Unten vorstehende Ungleichheiten ebnet man mit der Feile.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung: Weiß (8): Kg4; Te6; Sg6, g7; Ld3; Bb4, b6, c6. Schwarz (6): Kb5; Se2; Ld8; B67, c7, d4.

Rechenaufgabe

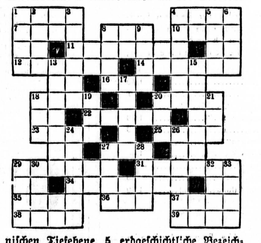
Aus den je einmal zu verwendenden Ziffern 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 sollen eine ganze Zahl und zwei Brüche gebildet werden, deren Summe 7 beträgt. Gegeben ist 6/14. Aus den noch nicht benutzten Ziffern ist der andere Bruch herzustellen.

Rätsel.

Ein schnackisch Gewächschen sah ich gedeihn.
Das niemals grünte und niemals blühte;
Es schaute der Sonne lachenden Schein
Und weinte wenn sie ergühne
Es war unter Dach und doch im Frei'n.
Und — was das größte Wunder —
Wuchs nicht aus der Tief' in die Höhe hinein.
Wuchs lustig von oben herunter.

Kreuzworträtsel.

Bedeutung der einzelnen Wörter a) von links nach rechts: 1. Durchsichtiger Werkstoff, 4. Raubtier, 7. weiblicher Vorname 8. Fisch 10. Gefangstück 11. griechische Sagengestalt 12. Nadelbaum, 14. Name eines Monats 16. englischer Adelstitel 18. ostafrikanischer Vulkan 20. griechische Göttin, 22. tropische Schlingpflanze, 23. kleines Teilchen, 25. Bauwerk 27. Schicksal 29. Signalgerät, 31. langes Obergewand orientalischer Völker, 34. tschechischer Tondichter, 35. Staat in Oberösterreich, 36. Verkehrung, 37. Schiffsschaden, 38. spanischer Statthalter in den Niederlanden, 39. Geschmiertes; — b) von oben nach unten: 1. Adelstitel, 2. nordischer Gott, 3. Edelstein, 4. Randgebirge an der Oberrhein.



Bilderrätsel

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Gobi, 3 Etat, 4. Spaten, 6. Kap, 7. Neu, 8. Ost, 9. Mus, 10. Indien, 11. Graz, 12. Nero. — Senkrecht: 1. Göppingen, 2. Intermezzo, 4. Sau, 5. Neun.

Wie weit?

Die Frage wurde von dem richtig beantwortet, der 7,472 Kilometer nannte. Denn auf der Fahrt durch den St.-Gotthardt-Tunnel kann man nur 7,472 Kilometer in den Tunnel hineinfahren, d. h. bis zur Mitte, und dann fährt man aus dem Tunnel heraus.

Rösselsprung-Rebus: Man beginnt mit Ablesen bei dem obersten Feld rechts und liest dann in der bekannten Rösselsprungmanier in der Richtung des Uhrzeigers weiter. So erhält man: „Ob Sommer, Winter, in der Welt ist's immer schön, wenn man hat Geld."

Pyramidenrätsel: E, Ei, Eis, Eris, Hirse, Schrei, Sicher, Tischler.

Die Nord-Süd-Richtung: Bei allen zu bauenden Schiffen muß die Achse in der Nord-Süd-Richtung liegen. Bei Holzschiffen ist das nötig, damit das Holz auf beiden Seiten gleichmäßig von der Sonne beschienen wird; bei Eisenschiffen, damit die magnetische Achse des Schiffes mit der erdmagnetischen zusammenfällt. Beim Bau bildet sich nämlich unter dem Einfluß des Erdmagnetismus im Schiffskörper ein bleibender Schiffsmagnetismus aus, der die Kompaße beeinflußt und besser in der Schiffslängsachse liegt.

Bilderrätsel: Stör' nicht den Traum der Kinder!

Auf hoher See: Sturme — Muster.

Wieviel Vorfahren: Ein jeder Mensch besitzt Vater und Mutter, also zwei Personen als nächste Vorfahren. Eine jede von diesen hat wieder Vater und Mutter, das bedeutet vier Personen mehr. Diese besitzen wiederum Vater und Mutter, was acht Personen mehr ausmacht. Rechnet man auf diese Weise 64 Generationen hinzurück die Zahl der Elternreihe, so stellt sich heraus, daß ein jeder von uns bis zu Christi Geburt auf rund 140 000 000 000 000 000 Vorfahren zurückrechnen kann.

Verkannter Boxsport
„Ich werde euch helfen, sich hier schon seit zehn Minuten herumzuschlagen."

Kleider machen Leute

Der Philosoph Descartes ging einmal zu Studienzwecken in dem Kleid seines Dieners aus.

Dabei machte er die betrübliche Feststellung, daß ihn niemand erkannte und deshalb auch niemand grüßte.

Zum Vergleich unternahm er anderen Tages den gleichen Versuch mit seinem besten Ausgehkleid, und siehe da, jeder bemerkte ihn, jeder grüßte ihn.

Descartes, der große Philosoph, kam, tief in Gedanken versunken, nach Hause, zog sein Gewand aus und sprach zu ihm:

„Eigentlich gehörst du ins Bett und ich in den Schrank. Denn offenbar bist du Descartes."

*

Patient: „Ich hörte, Herr Doktor, Sie haben Herrn Huber auf eine Leberkrankheit behandelt, und er ist an einem Magenleiden gestorben."

Arzt: „Sie müssen nicht alles glauben, was man Ihnen erzählt. Wen ich auf ein Leberleiden behandele, der stirbt auch an einem Leberleiden!"

„Kinder halbe Preise"

„Mutter, du hast mir versprochen, daß ich einen kleinen Bruder bekommen soll, wenn sie ganz billig sind. Sieh, dort steht es: Kinder halbe Preise!"

(„Aftenposten.")

Großartiger Erfolg

„Du hast also Gemüse in deinem Garten? Wie war denn der Erfolg in diesem Jahr?"

„Großartig. Mein Nachbar bekam auf der Geflügelausstellung lauter erste Preise für seine Hennen und sie hatten fast nichts anderes gefressen als mein Gemüse."

*

Bobbh geht zu Besuch.
Dort schreit ein Kind.
„Was hat denn das Kinderl?"
„Es bekommt Zähne", antwortet die Mama
Sagt Bobby: „Ja, will's denn keine?"

*

„Was, Sie wollen heiraten? Können Sie denn auch eine Frau unterhalten?"

„Aber natürlich, ich bin doch Vortragskünstler."

*

Als Hermännchen noch sehr klein war, weinte er viel. Oft bekam er zum Trost ein Stück Schokolade. Als die Eltern einmal mit ihm eine kleine Reise machten, sagte er zur Mutter: „Du, Mutti, nimm Schokolade mit, falls ich unterwegs weinen muß!"

*

Bubi und Lotti sitzen beim Frühstück. Bubi zählt zweieinhalb, Lotti vier Jahre. Bubi zeigt plötzlich auf die „Haut" auf seiner Milch und will nicht weitertrinken. Papa sagt: „Ach was, das ist nur eine Einbildung", worauf Lotti eifrig sagt: „Nicht wahr Papa, ich hab die Einbildung auch getrunken."

*

„Was? Hundertvierzig Pfund? Vor zwei Jahren hatte ich dreißig Pfund weniger."

„Das macht nichts, gnädige Frau. Das Pfund ist ja so gefallen."

(„Fliegende Blätter.")

„Mein Junge, passe gut in der Schule auf. Es kommt die Zeit, wenn du froh bist, daß du in Geographie und Geschichte gut Bescheid weißt!"

„Ja, Vati, das sehe ich ein — denn ich muß es doch zum Raten der Kreuzworträtsel wissen!"

Der Unterschied

„Max, kannst du mir den Unterschied zwischen Vorsicht und Feigheit erklären?"

„Vorsichtig ist man, wenn man selber Angst hat — — und wenn die anderen sich fürchten, Herr Lehrer, dann ist es Feigheit!"

Naturgeschichte

„Wir kommen nun", erklärt der Lehrer im Naturkundeunterricht, „zu der Familie der Wanzen! Auf was müssen wir da wohl zuerst achten, Kurtchen?"

„Det uns aus die Familie keener ankrabbelt, Herr Lehrer!"

Kleines Füßchen

„Ich wäre schon längst fertig, Karl, aber ich kann meine Schuhe nicht finden."

„Hast du schon im Staubsauger nachgesehen, Elfriede?"

*

Hausfrau: „Anna, ich habe gestern gesehen, daß Sie in der Küche einem Soldaten ein Stück Braten gaben! Wie ist das möglich?"

Köchin: „Weil Sie durchs Schlüsselloch gegaukt haben, gnädige Frau."

*

Reisgerste, der Buchhalter, ist im Büro eingeschlafen und von seinem Chef dabei erwischt worden.

„Verzeihung", entschuldigte sich Reisgerste, „unser Kleines hat mich die ganze Nacht wachgehalten."

„Na schön" meint der Chef, „bringen Sie es morgen mit ins Büro."

(„Hamburger Illustrierte.")

*

„Vor allen Dingen", erklärte der Trainer dem neuen Fußballklub, „müssen Sie beim Spiel immer die Augen auf dem Ball haben."

„Worauf Sie sich verlassen können, Herr", wandte einer ein, „wo das Ding fünfzehn Mark gekostet hat!"

„Geh' ein und erkundige dich mal, wo es hier am Ort den billigsten Schnaps gibt."

Drei Schotten

Drei recht knauserige Schotten entschließen sich, die Kirche zu besuchen. Sie sind ergriffen von dem Gottesdienst und horchen andächtig der Predigt zu. Als aber plötzlich der Messner um Geldeinsammeln kommt, da ist es aus mit der Andacht. Trotzdem meistern sie die peinliche Situation: einer fällt um und die beiden anderen tragen ihn hinaus.

(„Neue L. Z.")

Zehn Mark gespart

Söhnchen: „Du kannst froh sein, Vati! Du hast zehn Mark gespart!"

Vater: „Wieso denn?"

Söhnchen: „Du sagtest doch, du würdest mir zehn Mark geben, wenn ich ein gutes Zeugnis nach Hause brächte."

Zwiegespräch

„Vater, du sollst heimkommen!"
„Wer hat's denn gesagt?"
„Die Mutter!"
„Was hat sie denn g'sagt?"
„Hol' den Vater, hat's gesagt!"
„Na, da is ja nix weiter dabei!"
„Sonst hol ich ihn selber!, hat's auch noch g'sagt!"
„Na, dann gehn wir halt in Gottes Namen!"

Togal

Togal-Tabletten sind ein bewährtes, ärztlich erprobtes Mittel bei:
Rheuma | **Hexenschuß**
Gicht | **Nerven- und**
Ischias | **Kopfschmerzen**
Grippe / Erkältungskrankheiten

Togal lindert nicht nur die Schmerzen, sondern beseitigt auch Krankheitsstoffe. Es löst die Harnsäure und ist vollkommen unschädlich! Über 7000 Anerkennungen von Ärzten, Professoren und Kliniken bestätigen die gute Wirkung des Togal. Machen Sie noch heute einen Versuch! Verlangen Sie aber ausdrücklich Togal — es gibt keinen Togal-Ersatz!

M 1.29 In allen Apotheken

Fernsehbar Stand-, Wand- und Tischuhren i. hervorrag. Qualität zu bekannt. billig. Preis, ferner Tasch.- u. Armbanduhren. Ref. prakt. Reise-Wecke. Schwenkgong a. R., Brennstr. 4

Anzeigen im „7. Tag" haben groß. Erfolg

Der neue Jubiläums-Pracht-Katalog für 1937

mit über 1000 Abbildungen von Geschenk- und Bedarfsartikeln aller Art ist soeben erschienen und wird kostenlos und ohne Kaufzwang zugesandt. Jeder findet darin ein passendes Geschenk. Nachstehend einige Monogramm-Ringe aus echt 14 Karat Goldfilled (le massiv Walzgold-Double), 5 Jahre schriftliche Garantie.

Nr. 949 Viereckige Platte und reliefe plastische Verzierung RM 1.70
Nr. 884 6 eckige Platte, moderne Eichenlaub - Verzierung RM 2.00
Nr. 758 Eckige Platte, ganz modern Stufenverzierung RM 2.25
Nr. 645 Haus glatte Form, moderne doppelte Gravierung RM 2.50
Nr. 900 Neuheit! Ovale Platte, mattierte Seitenverzierung RM 3.50

einschließlich Monogramm von zwei Buchstaben handgraviert. Bei Voreinsendung (auch in Briefmarken) kein Porto, bei Nachnahmesendung 32 Pfennig mehr. Als Ringgröße genügt ein Papierstreifen.
SIMS & MAYER, INH. G. W. GRAUPE, BERLIN - LICHTERFELDE 1 / Abt. T. 98

Richtig — ein Stricker-Rad

zu Weihnachten! Weihn.-Prospekt sofort anfordern. Kinderräder sehr billig
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 505

Heiraten

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen.

Katholische Schlank

doch, größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst, Jahrl. mehrere 1000 Mitglieder Streng verschwiegen Rowland-Bund R Herne W 153

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf. Reklame-mm-Zeile 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn Hannover 3504.

Wir wollen aufbauen

424152 GEWINNE UND 20 PRÄMIEN
RM 1.600.000

Hastreiter's Kräuterwein gegen **Kropf** u. Basedow
Tee zum Trinken und Umschläge unschädl. u. auffallend. Bert. Gie kostenlos Broschüre Nr. 27
Friedr. Hastreiter Gauting bei München

Eine Freude! auf Abzahlung

Für 15.— Mark
1. Mod. Herren- oder Damen-Armband-Uhr, Weißgold-Double Zylind. — 6 Rubin.
2. Dieselbe verchromt oder echt 900 Silber.
3. Herren-Taschenuhr, verchromt. Zylinderwerk. — 10 Rubin. Jede Uhr mit Garantie, vom Fachmann sorgfältig geprüft u. aufgestellt, in 5 Raten zahlbar, kl. Liste. Lieferung sofort.
Uhrmacher Hoffmann
Versand-Ges. m. b. H. Berlin Schöneberg 1/40

Kuckucksuhr

25 cm hoch, nur 1,35 RM, schlägt, natürlich stark, staunend, Schnitze mit Gewichte u. Pendel nur 3.40 RM. Nachnahme, Katalog frei. Auch Uhr, Wand- u. Tischuhr.
Carl Joos Schwarzwald-Uhren Schonach 87 (Schwarzw.)

Echte Gelbschnucken-Felle für Heim!
Marke „Silberbär", lohnend, silbergrau, dunkel 8, 10, 12 RM, Luxusfelle 14.— RM. Katalog frei. Gustav Heitmann, Lederfellfabrik, gegr. 1880, Schneverdingen 709 (Lüneburger Heide)

Raucher
entwöhn. rasch u. sicher ohne Gewichtszunahme. Näh. durch A. Schwarz, Darmstadt 862, Inselstraße 52

Recht deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten

Handwerker, 30 J. alt, kath., in gut. Stellung, mit Vermögen, 1,78 groß, mittelblond, flotte Erscheinung, naturl. gute Vergangenheit (Nähe Paderborn), Bedeutabwünsche nett., dunkl., kath. Mädel kennen zu lernen, zw. bald.

Heirat
Zuchr., mögl. mit Bild unt. Nr. 1168 „Der 7. Tag", Paderborn.

Meinlieb Mann, kath., 38 J., 170 cm gr., Schloß in der Nähe Dielmose m. bescheid. Haushalt, ohne Anh., möchte auf diesem Wege e. Lebensgefährtin im entspr. Alter kennen lern., zw. späterer

Heirat
Gefl. Angebote m. Bild, welch. zurückgesandt wird, unt. Nr. 1164 „Der 7. Tag", Paderborn.

Geprüft Meistermeister, 29 J., kath., mittelgr., in gutsch. Stellung, wünscht einf., tücht., kath. Mädel zw. bald

Heirat
kennen zu lernen. Zuschr. mit Bild, welches zurückgel. wird, unt. Nr. 1167 „Der 7. Tag", Paderborn.

Ja. Mann, 26 J. alt, sucht die Bekanntschaft eines lieb., kath. Mädels zwecks späterer

Heirat
Bin 178 cm groß, dunkelbl. u. habe gesich. Einkomm. Off. mit Bild unt. Nr. 1182 „Der 7. Tag", Paderborn.

Meld. frohd. und tücht., kath. Möbel m. Vermög. möchte mit mir recht bald

den Bund fürs Leben
schließen? Bin Kfm., 30, 1,72 gr., dunkelblond, heitre Gesichtsart mit Grundvermögen. Off. m. Bild unt. Nr. 118 „Der 7. Tag", Paderborn.

Weihnachtswunsch!
Ja. Mann, 28 J., kath., tücht. Handwerker, wünscht die Bekanntschaft eines nett. Mädels bis 28 J. zwecks

Heirat
Offert. mit Bild erb. unt. Nr. 1188 a. „Der 7. Tag", Paderborn.

Krippen-Freunde
erhalten gegen Einsendung von RM. 0.30 reichhaltigen Krippenkatalog, bei Bestellung wird RM. 1.— zurückvergütet
E. SEELHOFF Wwe., KOBLENZ a. Rh.
Kirchliche Kunst, Goebenplatz 1

Schenken leicht gemacht
durch Handarbeiten nach »Beyer«
Als willkommene Weihnachtsgabe für jeden Empfänger bieten die Beyer-Bände eine Fülle geeigneter Vorlagen. Nach den Beschreibungen läßt es sich so leicht arbeiten.

Bd.		RM
198	„Smyrna"	1.40
234	„Wolle für den Herrn"	1.10
284	„Puppenkleidung, genäht, gestrickt, gehäkelt"	1.—
287	„Kreuzstichstickereien/Volkskunstmuster"	1.20
288	„Kunststricken"	1.50
292	„Gehäkelte Eis- und Zierdeckchen"	1.—
304	„Neue Kissen und Wärmer aus Wolle"	1.—
335	„Neue Strick- und Häkelmuster"	—.80
348	„Wolle im Schnee, Herr und Dame"	—.80
351	„Wolle für Festtag und Alltag" (Kindermoden)	1.20

Beyer - der Verlag für die Frau - Leipzig

Reelle Bezugsquelle
Neue Gänsefedern
mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt, ½ kg 2.—, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.- u. 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, Ia Volldaunen 7.- u. 8.-. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Preisliste mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück.
Willy Mantzuffel, Gänsemästerei, Neutrebbin 90c (Oderbr.).
Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Eisbär-Felle sind nicht besser, aber teurer als meine Feldschnuckenfelle. Marke „Eisbär". Preis ab RM 7.-. Bildkatalog u. üb. Teppich-, Deck- u. Pelzsack frei. W. Heino, Lünzmühlen 7, Lüneburger Heide

Uebergekochte Milch
gibt hartnäckige Flecken auf der Herdplatte. Aber auch die gehen weg mit
Herdfeger

Herdfeger-Fabrik Haan/Rhld.
Herdfeger putzt Herdplatten, Messer, Aluminium

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann: Roman, Unterhaltung und Frauenwelt; Johanna Tops: für den kulturellen und allgemeinen Teil; Josef Johannes Link: Bildverantwortlich; die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": III. Vj. 36: 32 181. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.